

V 676 (4)
2. Ex.

Malwida von Meysenbug

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Berta Schleicher

Vierter Band

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

Malwida von Meysenbug

Kulturbilder


01594089

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

V 676 (4)

2. Ex.

Alle Rechte vorbehalten



SH 1968/83

Druck von E. Haberland in Leipzig

Einleitung

Unter dem Titel „Stimmungsbilder aus dem Vermächtnis einer alten Frau“ hat Malwida von Meyſenbug im Jahr 1879 einen großen Teil der hier folgenden Aufſätze veröffentlicht und ihrer Adoptivtochter Olga Monod-Herzen gewidmet. Jede ſpätere Auflage wurde erweitert, zuletzt durch Auszüge aus einer Sammlung von Gedanken, die Malwida für ihre Adoptivtochter verfaßte, und über die Gabriel Monod im Vorwort zur vierten Auflage der Stimmungsbilder ſich in folgenden Worten äußert:

„Am 21. November 1866, an dem Tage, da Olga Herzen ihr ſechzehntes Lebensjahr vollendete, unternahm Malwida von Meyſenbug, für ihre Adoptivtochter unter dem Titel Ein neues Teſtament diejenigen Gedanken niederzuſchreiben, die ſie dem Geiſte und dem Herzen der Jungfrau einzuprägen wünſchte, damit ſie ihr als leitende Lebensgrundſätze dienen ſollten.

Der erſte Teil dieſer Sammlung hört mit dem 6. März 1873 auf; es iſt der Tag, an dem ihre Tochter von ihr ſchied, um dem Gatten nach Frankreich zu folgen. Aber am 24. Dezember 1873, am Tage der Geburt des erſten Kindes von Olga Monod, greift ſie wieder zur Feder, und bis 1881 fährt ſie fort, Das neue Teſtament dann und wann durch neue Gedanken zu bereichern, wobei ſie ſich bisweilen neben der deutſchen auch der franzöſiſchen und ſogar der italieniſchen Sprache bedient.

Dieſe Blätter tragen zum größten Teil einen zu intimen Charakter, als daß wir ſie der Öffentlichkeit übergeben könnten. Zahlreiche Stellen daraus ſind jedoch von Malwida von Meyſenbug ſelbſt in dem Lebensabend einer Idealiſtin veröffentlicht worden, und wir ſind der Meinung, daß andere bisher ungedruckt gebliebene Fragmente ihrer Natur nach ganz eigentlich in die Olga Herzen gewidmeten und zum großen Teil für ſie geſchriebenen Stimmungsbilder gehören.

Dieſe verſchiedenen Stücke ſchienen uns vorzüglich dazu geeignet, ein Buch von ſo durchdringender Urſprünglichkeit zu ergänzen und die Stimmungsbilder ſozuſagen zu einem geiſtigen und ſittlichen Bild einer der Frauen des neunzehnten Jahrhunderts zu geſtalten, die ihrem Vaterlande, ihrem Geſchlecht und der Menſchheit zur höchſten Ehre gereicht."

Aus dieſer oben erwähnten vierten Auflage wurden mit Ausnahme der nun auf Band 3 und 5 der Geſamtausgabe verteilten perſönlichen Erinnerungen und Gedichte alle Aufſätze hier wieder abgedruckt, auch ſolche, in denen eine aktuelle, von den damaligen Verhältniſſen bedingte Tendenz vorwaltet. Vieles hier Geforderte iſt ſchon in Erfüllung gegangen oder auf dem Wege zu ſeiner Verkörperung begriffen; anderes weiſt programmatiſch, wenn überhaupt durchführbar, in weite Ferne; wieder anderes iſt inzwiſchen durch die Ereigniſſe der Weltgeſchichte und die Macht der Tatſachen überflügelt worden.

Das gleiche gilt von der hier nun auch unter den umfaſſenderen Geſamttitel „Kulturbilder" aufgenommenen „Reiſe nach Oſtende", der erſten größeren ſchriftſtelleriſchen Arbeit Malwidas, die erſt nach ihrem Tod in Buchform veröffentlicht wurde und von der ihr Herausgeber Gabriel Monod im Vorwort ſagte:

„Vorliegender Band enthält das Tagebuch einer Reiſe nach Oſtende, die Malwida von Meyſenbug im Jahre 1849 inmitten der Revolutionsſtürme unternommen hatte, zu einer Zeit, wo in der Seele Malwidas ſchon alle die hochherzigen Ideen von Gedankenfreiheit, Frauenemanzipation und Völkerbefreiung, denen ſie in der Folge ihr Leben weihte, gärten.

Malwida von Meyſenbug ſpricht in ihren Memoiren von der Reiſe nach Oſtende 1849. Sie erzählt uns, wie ſie im Frühjahr 1849, nach allen Aufregungen des Jahres 1848 ſeeliſch und körperlich leidend, von ihrer Familie zwar nicht ohne Mühe, obſchon ſie dreiunddreißig Jahre alt war, die Einwilligung erhielt, zuſammen mit der Schweſter von Theo-

dor Althaus und mit Anna Koppe, der ſpäteren Gattin von Friedrich Althaus, einen Aufenthalt an der Nordſeeküſte zu Oſtende zu nehmen. Unterwegs, im Eiſenbahnwagen, traf ſie die Frau des ungariſchen Patrioten Pulszky, den ſie ſpäter in London, im Hauſe Herzens, kennen lernte, und dem ſie einige Jahre darauf in Florenz wieder begegnete. Frau Pulszky floh aus Deutſchland unter einem falſchen Namen, um ſich zu ihrem Manne nach England zu begeben. Mit ihr reiſte ein deutſcher Sozialiſt, der, nachdem er in Amerika ſein ganzes Vermögen für die Verwirklichung ſeiner Ideen aufgeopfert hatte, nach Europa zurückgekehrt war, wo er dieſelben Enttäuſchungen erfahren. Er wohnte zu Oſtende in dem Gaſthof, in dem ſich Fräulein von Meyſenbug befand, und ſie beſprachen dort die ſozialen Fragen, die damals die gebildete Welt bewegten.

Zu Oſtende machte ſie gleichfalls die Bekanntſchaft eines belgiſchen Jeſuiten, mit dem ſie faſt täglich lange religiöſe Geſpräche hatte, durch die der Jeſuit ſie zu bekehren hoffte, die aber zu keinem andern Ergebnis führten, als daß ſie durch dieſe Erörterungen zu dem immer klarer werdenden Bewußtſein ihrer rationaliſtiſchen Überzeugungen gelangte.

Die Rückkehr war traurig, fiel ſie doch mit der Unterdrückung der badiſchen Revolution und der Unterwerfung Ungarns durch die ruſſiſchen Heere zuſammen.

Unmittelbar nach ihrer Rückkehr zu ihrer Familie ſchrieb Malwida von Meyſenbug den ausführlichen Bericht dieſer Reiſe, der ſie nur vier Seiten der Memoiren widmet, nieder. Wir erfahren es durch die Briefe, die ſie 1850 von Hamburg aus an ihre Mutter richtete. Sie erzählt darin, daß ſie dieſen Reiſebericht ihren Freundinnen der Hochſchule und der freien Gemeinde vorlas, daß er das lebhafteſte Intereſſe erregte, daß ſechs Abſchriften davon gemacht wurden, die von Hand zu Hand gingen, und daß man in ſie drang, ihn zu veröffentlichen. Wir glauben jedoch nicht, daß dies geſchehen iſt. Eine dieſer Abſchriften haben wir wiedergefunden, leider

etwas unvollständig*). Wir ſind der Meinung, daß die heutigen Leſer die Reiſe nach Oſtende mit ebenſoviel Vergnügen wie die von 1850 leſen werden, wenn auch dieſes Vergnügen vielleicht ſeiner Natur nach ein anderes ſein wird. Die Ideen werden ihnen nicht ſo neu vorkommen, wie ſie es 1850 ſchienen, denn die Welt iſt fortgeſchritten; aber die Darſtellung dieſer Ideen hat jetzt den Wert einer hiſtoriſchen Urkunde über die revolutionäre Periode von 1848 bis 1849 erlangt und iſt andererſeits für die geiſtige Biographie von Malwida von Meyſenbug von hauptſächlicher Bedeutung."

Die letzten fünfzehn Aufſätze dieſes vierten Bandes ſind aus dem Gebiet der Tagesliteratur herausgegriffen, die Malwida durch biographiſche Erinnerungen und Betrachtungen in Zeitungen und Zeitſchriften bereichert hat, trotzdem ſie einmal bei Zuſammenſtellung der „Individualitäten" an eine Freundin ſchreibt:

„Ich bemerke dabei, daß ich gar nicht für Zeitſchriften ſchreibe."

Ein kleiner Teil nur dieſer verſtreuten Arbeiten Malwidas gelangt hier zum Abdruck; denn eine breitere Ausdehnung würde zu weit führen, unnötige Längen mit ſich bringen und ſtatt der beabſichtigten Ergänzung vielmehr eine ermüdende Wiederholung ihrer übrigen Schriften bedeuten. So wurden vor allem die zahlreichen Überſetzungen — aus dem Ruſſiſchen von Alexander Herzen und Marko Wofftſchok, aus dem Griechiſchen von M. B. Bikélas, aus dem Italieniſchen von Marco Minghetti, aus dem Franzöſiſchen von Romain Rolland z. B. — ausgeſchloſſen; ferner Artikel wie über Garibaldi und Mazzini, denen ſchon in den Memoiren viele Seiten gewidmet ſind und leider notgedrungen jene Aufſätze der allererſten Zeit (Antigone, Der Schwur einer Frau), deren Spur ſchwer auffindbar iſt, und zu

*) Wir würden uns glücklich ſchätzen, wenn dieſe Veröffentlichung die Entdeckung einer vollſtändigen Abſchrift nach ſich ziehen könnte. Es dürfte vielleicht eine ſolche in den Papieren hamburgiſcher Familien zu finden ſein.

deren Entdeckung Herausgeberin und Verlag für etwaige Förderung dankbar wären.

Kommt in der Reise nach Ostende die junge, für neue Bestrebungen und Ziele kämpfende Malwida zu Worte, so ist es in diesen chronologisch geordneten Zeitungsaufsätzen die Idealistin des Lebensabends, die zu uns spricht, in manchen von diesen Aufsätzen ihr befreundeten Persönlichkeiten ein Denkmal setzend, am reifsten vielleicht im Artikel über Minghetti; am wärmsten, wie immer, wenn sie von ihrem österreichischen Freundeskreis spricht, in jenem über den Grafen Hoyos; oft auch unter römischen Titeln nordische Freunde wie die Norweger Marie Colban, Magdalena Thoresen und Stephan Sinding oder den Süddeutschen Franz von Lenbach oder einen Brahminen aus dem fernen Indien einführend; in den Goethe-Betrachtungen aus dem Goethejahrbuch 1900, deren Aufnahme in die Gesamtausgabe die Literarische Anstalt Rütten und Loening in Frankfurt gütigst gestattete, nicht die Hand der Greisin verratend, die sie geschrieben, wie es überhaupt schon an sich Bewunderung erregt, eine Dreiundachtzigjährige sich mit solcher Intensität noch einmal in Goethe vertiefen zu sehen mit dem Bestreben, als Frucht dieser Studien ihre subjektiven Gedanken über diesen ihr ganzes Leben hindurch verehrten Meister noch einmal niederzulegen. Bescheiden genug hat sie selbst über diese in so hohem Alter zusammengefaßten Gedanken gedacht, aber unbeeinträchtigte Freude gewährte ihr noch diese intensive Versenkung in ein ideales Gebiet und in die damit verbundene, zu ihren allerletzten Schriften zählende Arbeit, die in wundervoller Natur in Capo di Sorrento im Sommer 1899 entstanden ist.

Mit Malwidas eigenen Worten*) über diesen Aufsatz im besonderen und über das Arbeiten im Alter überhaupt möchte ich die Einleitung zu diesem vierten Band schließen:

„Die geistige Konzentration auf einen Gegenstand, das ist geradezu hygienisch für mich. So hatte ich diesen Sommer ein förmliches Zusammenleben mit Goethe, so stark, daß er

*) Aus unveröffentlichten Briefen.

mir geradezu gegenwärtig war und mein inneres Auge ihn ſah. Es war dazu eine beſondere Veranlaſſung. Nach dem Erſcheinen des letzten Buches*) bekam ich einen Brief von Herrn Geiger, dem Herausgeber des Goethejahrbuchs in Weimar, welcher meinte, gerade wie Du es mir ſagteſt, daß ich ſo goethiſch geſinnt ſei, daß er mich aufforderte, für das nächſte Jahrbuch einen Goethe betreffenden Aufſatz zu ſchreiben. Das lockte mich ſehr und machte mir große Freude und ich ſagte, ich wolle verſuchen, ob ich etwas des Gegenſtandes Würdiges ſchaffen könne. In dem herrlichen Einſiedlerleben in Sorrent, nur mit Goetheſchen Büchern umgeben, ging ich daran und genoß ein reines Glück im erneuten Bekanntwerden mit lange nicht geleſenen Sachen, im tieferen Eindringen in dieſe genial vollendete Natur und den unerſchöpflichen Quell edelſter Weisheit. Ich ſchrieb mit wahrer Wonne, hätte Bände voll ſchreiben mögen, mußte mich aber leider ſehr beſchränken, da nur ein dürftiger Raum geſtattet iſt.

Es geht mir wie Tolſtoi, der kürzlich zu einem Freund ſagte, er habe nie mehr die Unabhängigkeit des Geiſtes vom Körper gefühlt wie jetzt im Alter und ſchweren Krankſein, da er, ſowie das körperliche Leid etwas nachlaſſe, die volle Kraft des Geiſtes fühle und zu jeder großen Arbeit aufgelegt ſei.

Das Leben für andere, ſo herrlich es iſt, hindert doch die Konzentration des Geiſtes nach innen, die dem Alter ſo notwendig iſt und ſo wohltuend, weil das Herz uns immer wieder zurückführt in die Welt des Scheins und uns an die holden Täuſchungen der Maja bindet, während das Sinnen und Erkennen uns auf die wolkenloſen Höhen führt, von wo der Blick gleichſam in ewige Fernen hinüber ſchaut und andere Sonnenſtrahlen ſieht, die nie mehr untergehen. Ja, die Arbeit trägt in ſich ſelbſt den Segen."

München, im Februar 1922.

Berta Schleicher.

---

*) „Der Lebensabend einer Idealiſtin".

Inhalt

	Seite
An Olga	13
Von ihr	17
Für Bräute und Mütter	26
Die Frau in der Gesellschaft	34
Das Bedürfnis einer Philosophie	47
Lebenspflicht (Capri)	52
Von dem möglichen Einfluß der Frauen auf die Politik	60
Kirchhofsgedanken (Chiavenna)	68
Der christliche Mythos	73
Verstandesausbildung und Sittlichkeit	80
Toleranz (Sorrent)	85
Geschichte leben	105
Wirklichkeitsphilosophie des Todes	123
Die brennende Frage von heute	138
Unter Göttern wandeln	154
Im Norden	159
Ein neues Testament (Bruchstücke)	172
Mein Glaube	180
Eine Reise nach Ostende	181
Anselmo Guerrieri-Gonzaga	278
Aus Rom	289
Richard Wagner in Neapel	297
Ein Lehrer und Erzieher aus dem XV. Jahrhundert	299
Frauenbildung in Italien	317
Leopardi und Ranieri	324
Römische Kontraste	331
Erinnerungen an Michelet	340
Marco Minghetti	349
Tannhäuser in Paris und in Bayreuth	371
Italienische Sommerfrischen (1895)	376
Auf dem Monte Oliveto Maggiore	389
Graf Rudolf Hoyos	398
Stimmungsbilder aus Rom	404
Betrachtungen über Goethes Leben	412

An Olga

Wenn mir ein geliebter Menſch ſtarb, war das erſte, wonach ich verlangte: noch ſo viele Spuren ſeines geiſtigen Lebens aufzufinden als möglich. Der ſonſtige Nachlaß war mir gleichgültig; aber ein Blatt, von der geliebten Hand beſchrieben, ein Tagebuch, Zeugniſſe des innerſten Gedankenlebens, der Empfindungen, die auch ſelbſt dem liebevollſt beobachtenden Auge verborgen bleiben, — danach erfaßte mich ein tiefes Verlangen, und wenn ſich nichts der Art vorfand, war mir die Öde des Todes doppelt ſchrecklich. Ich warf mir dann noch bitterer jeden verlornen Augenblick vor, in dem ich an dem Geiſtesleben der Geſchiedenen hätte teilnehmen können und den ich, im Leichtſinn des Beſitzes, unbenutzt hatte verſtreichen laſſen; ich ſtreckte noch ſehnſüchtiger die Arme nach dem entfliehenden Schatten aus, der nun noch ſchneller, noch unhaltbarer in das dunkle Reich der Nacht hinab zu gleiten ſchien. Wenn ich aber etwas der Art fand: ein Gedicht, einen aufgezeichneten Gedanken, oder was ſonſt erklärende Rückblicke in manche unverſtandene Seite des beſchloſſenen Lebens gewährte — ſo war ich wie ein Geiziger über ſeinem Schatz; alles irdiſche Gut konnte verteilt werden, wie es wollte, ich fragte kaum danach. Ein Blättchen, voll der bekannten Schriftzüge, mit Worten, in denen mir die innerſte Muſik aus der Seele der Freunde nachtönte, das war m e i n Erbteil; ich nahm es zu mir mit eiferſüchtiger Liebe und hütete es wie das teuerſte Geheimnis. Es war mir dann, als ob ein Band über die dunkle Schwelle hinüber führe, als ob eine Ergänzung eingetreten ſei in dem, was der unerſättlichen Liebe immer, trotz der größtmöglichen Vollſtändigkeit, wie Stückwerk ſcheinen wird. Die Abgeſchiedenen lebten mir wieder; ich fand neue, vervollſtändigende Seiten ihres Weſens auf, die mir vorher nicht gehört hatten, weil jede, auch die ſchönſte menſchliche Beziehung unvollſtändig bleibt, uns nie den ganzen Menſchen völlig erſchließt.

Ich denke, daß es dir, meine Geliebte, ähnlich ergehen

wird, wenn du mich, über kurz oder lang, nicht mehr unter denen, die im Lande des Scheins wandeln, zu ſuchen haben wirſt. Darum kam mir der Gedanke, dir dies Vermächtnis zu ſchreiben, in dem du ein Stück meines Lebens, das ſich fern von dir zu Ende ſpinnen muß, finden wirſt; in dem ich noch außer in unſerer alten Liebe mit dir fortlebe, wenn ſchon längſt das vergängliche Bild ſich zurückgegeben hat an den großen Kreislauf des Lebens. Iſt es nicht natürlich, daß ein jeder ſich unſterblich zu machen ſucht in den Herzen derer, die ihn lieben und die er liebt, um auf dieſe Weiſe fortzuwirken in der großen Kette des geiſtigen Daſeins der Menſchheit? Wenn wir den Gedanken an die perſönliche Fortdauer, an dieſe Forderung des ſublimierteſten Egoismus, als einen Irrtum einſehen lernten, — ſollte es nicht hingegen ein gerechtfertigtes Streben ſein, perſönlich mit in den geiſtigen Inhalt der Geſchichte gehören zu wollen und dem Korallentierchen ähnlich zu arbeiten, um aus dem Ozean der Zeiten durch den unendlich kleinen Beitrag des Individuums endlich den herrlichen Kontinent der wahren Kultur aufzubauen? Ich habe dir früher in unſeren Geſprächen oft den Gedanken geäußert, daß, wenn nur ein jeder Menſch ſich zunächſt ſelbſt als ſeine eigne Aufgabe betrachtete und aus ſich ſelbſt das Höchſte zu machen ſtrebte, was er, ſeinen Fähigkeiten nach, werden kann, die Menſchheit kaum anderes bedürfen und den vollkommenſten Zuſtand nach jeder Richtung hin erreichen würde.

Ebenſo, wenn jeder Menſch trachtete, ſeinen Beitrag zu der allgemeinen Kultur zu liefern, wieviel raſcher würde der Tempel wachſen, der ſich, wie ein zweites Himmelsgewölbe, über der Erde erheben ſollte, das geiſtige Teſtament der Millionen, die den kurzen Lebenstraum geträumt haben. Sich ſelbſt zu idealiſieren ſollte das beſtimmte Lebensziel jedes Individuums und ebenſo der geſchichtlichen Individuen, der Völker, ſein. Hat die Natur nur im blinden Drange Bedingung zu Bedingung gefügt, chemiſche Kombinationen eintreten laſſen, phyſiſche Vorgänge aufeinander gehäuft, die

das Erſcheinen denkender Weſen möglich machten, muß die Wiſſenſchaft jede Annahme einer Teleologie verwerfen, ſo iſt es an der Menſchheit, eine ſolche zu ſchaffen, ihr Daſein zu höchſter Bedeutung zu erheben, ſich ſelbſt zur Schöpferin einer zweiten, vergeiſtigten, idealeren Welt zu machen. Inſtinktiv freilich ging die Menſchheit dieſen Weg. Wie ungeſchickt auch noch ihr Gebaren, wie wüſt und unklar ihre Erkenntnis, wie nächtig und wild ihr Tun, wie nichtig und erbärmlich ihre Ziele, — dennoch fing der tätige Menſchengeiſt an, die Erde zu beherrſchen, ſie allmählich in den blühenden Wohnſitz gebildeter Weſen umzuſchaffen, ihre Erzeugniſſe zu vervielfältigen und zu veredeln, Landwüſten urbar und Meerwüſten ſchiffbar zu machen, mit Blitzesſchnelle ungeheure Weiten zu durchfliegen und den Gedanken, von unſichtbaren Kräften getragen, von einem Ende der Erde zum andern zu ſenden. Auch Humanität und Gerechtigkeit, Widerſtand gegen jedwede Tyrannei, allgemeine Bildung ſchritten und ſchreiten vorwärts. Nur muß dies alles immer mehr mit der Richtung auf höchſte ideale Ziele geſchehen und ſchließlich zur Vorſehung werden, die über den Geſchicken der Menſchen ſchwebt und ſie zwingt, nach den Geſetzen der Vernunft zu leben.

Wozu, wirſt du fragen, wozu, wenn es uns durch die Wiſſenſchaft offenbar iſt, daß dieſer Erdball einmal vergehen kann, wie unzählige Weltkörper vor ihm wahrſcheinlich ſchon vergangen ſind, und daß dieſe Menſchheit mit ihren Errungenſchaften verweht ſein wird wie Spreu im Winde?

Laß mich dir vorerſt die Antwort ſchuldig bleiben. Wir kommen ſpäter darauf zurück. Jedenfalls könnten wir beide, du und ich, doch nicht anders als es für unſere Aufgabe erkennen: nach allem Höchſten zu ſtreben und, ſoweit wir es vermögen, auch unſern Bauſtein hinzuzubringen zu dem Bau der Humanität und Bildung, an dem die Menſchheit von ihrer Geburt an arbeitet und in dem ſie einſt, erlöſt vom Übel, zu wohnen hofft.

Eins nur will ich dir jetzt noch ſagen, was du beim Leſen

dieſer Blätter im Auge behalten mögeſt. Es wird dir zuweilen vorkommen, als widerſpräche ich mir ſelbſt, indem ich trotz der peſſimiſtiſchen Lebensanſchauung, die du bei mir kennſt, von der Perfektibilität des Lebens rede und zur Tätigkeit für dieſe auffordere. Ich möchte da für mich in Anſpruch nehmen, was ein geiſtreicher Kenner des Altertums von den Griechen ſagt: „ihre Lebensanſchauung war peſſimiſtiſch, aber ihr Temperament optimiſtiſch“. Ich glaube, daß aus dieſer Miſchung die Notwendigkeit des Handelns in einer gewiſſen Richtung von ſelbſt hervorgeht, und vielleicht wirſt du am Ende dieſer Schrift ſehen, daß der ſcheinbare Widerſpruch eine vollkommene Übereinſtimmung iſt.

*

Von ihr

Daß mein Buch, Memoiren einer Idealiſtin, ſo viele Sympathien bei jungen Mädchen gefunden hat, war mir das Liebſte, was ich damit erleben konnte. Aber viele unter denen, die ſich mir teilnehmend nahten, ſahen doch mit einer Frage auf den Lippen zu mir auf, behielten doch einen Zweifel im Herzen, trotz der Tatſachen, die ich ihnen mitgeteilt habe. Dieſen allen möchte ich gerne antworten und möchte ihnen die Beruhigung geben, nach der ſie verlangen, um ihnen ſo meine Liebe und meinen Dank für ihr liebevolles Entgegenkommen zu beweiſen. In den Herzen der weiblichen Jugend möchte ich mir eine Stätte bauen; da möchte ich gern gehört und verſtanden ſein, denn in ihren Händen liegt die Zukunft. Das, wofür zu meiner Zeit nur einzelne Frauen in ſchwerem Kampfe mit den Verhältniſſen, mit Vorurteilen und Widerſtand aller Art, aufzuſtehen wagten, das iſt nun ſchon in raſchem Vorwärtsſchreiten begriffen. Es wird von der alten Welt zwar zögernd, aber es wird doch zugeſtanden. Folglich haben die Frauen der aufwachſenden Generation nur Hand anzulegen und unerſchrocken an der Aufgabe der höheren Beteiligung der Frau an der Kulturarbeit der Menſchheit weiter zu arbeiten. Viele jener lieben Freundinnen aber haben, wie ſchon geſagt, einen Zweifel übrig behalten und die ernſte Frage an mich gerichtet: „Kann das Leben überhaupt und das der Frau insbeſondere ohne religiöſe Erziehung, ohne poſitiven Glauben, ohne Dogma und Kirche beſtehen? Kann es ein gutes, ſegensreiches Leben ſein? Kann man darin Troſt und Stärke finden bei den Leiden und Kämpfen, die keinem Sterblichen erſpart werden?“

Mein eigenes Beiſpiel werdet ihr nicht gelten laſſen wollen, liebe Fragerinnen. Ihr werdet mir ſagen, ich ſei durch eine religiöſe Erziehung, durch tiefe religiöſe Kämpfe durchgegangen und dürfe mir vielleicht eine Ausnahmeſtellung erlauben, deren Rechtfertigung ich mit mir ſelbſt abzumachen

hätte. So will ich euch denn ein anderes Beiſpiel geben, das vielleicht überzeugend in ſeiner Einfachheit zu euch ſprechen wird. Ihr wißt aus den Blättern, denen ihr eure Teilnahme geſchenkt habt, daß ich eine Tochter der freien Wahl hatte, an der ich alle Stufen der tiefſten Mutterliebe erfuhr und die Überzeugung gewann: daß man nicht leibliche Mutter zu ſein braucht, um wie eine Mutter zu lieben. Ihr wißt, daß dieſes Kind ohne jede poſitive Religion erzogen wurde. Ihr Vater, der ein vollendeter Freidenker war, würde es nie geduldet haben, daß man ſeinen Kindern ein Dogma lehre. Aber auch ich würde es nicht mit meinem Gewiſſen haben vereinbaren können, einem Kinde als Wahrheit hinzuſtellen, was mir ſelbſt nicht mehr Wahrheit war. Ich hätte heucheln müſſen, das Bedenklichſte, was Erzieher tun können. Eine der Hauptaufgaben der Erziehung ſollte doch gewiß ſein, der Kinderſeele nie die Möglichkeit zu geben, an der Wahrhaftigkeit der Führer ihrer unmündigen Jahre zu zweifeln. Meiner Erfahrung nach liegt dem Kinde im allgemeinen nichts ferner als das Abſtrakte. Eine abſtrakte, ihm unſichtbare Vollkommenheit bedeutet ihm nichts, iſt eher geeignet, ihm Furcht denn Ehrfurcht einzuflößen. Der Aufblick aber zu der ihm nahen, verſtändlichen Wahrhaftigkeit, Liebe, Treue, Güte und Einſicht der Eltern und Erzieher iſt dem Kinde der Aufblick zu dem Himmel, zu dem idealen Guten, zu der wahren Vorſehung, die über ſeiner Hilfloſigkeit wacht. Da iſt der Anfang zu der Ehrfurcht, die von früh auf in ihm genährt werden ſoll, und aus der naturgemäß und organiſch die Liebe und Verehrung für alles Hohe, Vollendete ſich entwickeln muß. Der traurige Einfluß, den rohe oder ſonſt tadelnswerte Eltern oder Erzieher auf die Natur des Kindes haben, ein Einfluß, der durch die ganze Jugend, leider oft durch das ganze Leben nachklingt, die entnüchternde Wirkung, die es auf junge Gemüter ausübt, wenn Lehrer und Vorgeſetzte, was beſonders häufig in Schulen vorkommt, Veranlaſſung geben, die Spottſucht der Jugend zu wecken, ſind Belege für die Bedeutung, welche die Vortrefflichkeit

derer, die über Kinder wachen, für die Erziehung hat. Um nun auf die mir geſtellte Frage zurückzukommen: kann die Erziehung junger Weſen, kann das Leben überhaupt der Stütze des kirchlichen Glaubens entbehren, kann es noch ſittlich, ſchön, inhaltreich ſein ohne ein poſitives Dogma, ſo muß ich dies bejahen, denn ich habe es an mehr als einem Beiſpiel erlebt. Ich will von dieſen, wie ſchon geſagt, nur das eine, mir nächſtliegende, anführen und jenes jungen Weſens gedenken, deſſen Erziehung das Schickſal in meine Hände legte. Von früher Kindheit auf hatte ſie Mitleid und Erbarmen mit den Leidenden und Hilfsbedürftigen und warf ſich zur Schützerin der Unterdrückten auf, ohne jemals durch eine religiöſe Vorſchrift darauf hingewieſen worden zu ſein. So konnte ſie Tiere nicht peinigen ſehen, ohne den heftigſten Zorn gegen die Peiniger zu fühlen und die Angegriffenen zu beſchützen, ſoweit es ihr möglich war. Als Kind von zehn Jahren, als wir in Italien einen Sommer auf dem Lande verlebten, brachte ſie jeden Tag einen Teil ihres Mittageſſens einer alten, häßlichen, verwachſenen Frau, die in einer Höhle lebte und von der unwiſſenden Bevölkerung des Dorfes als eine Hexe gefürchtet oder verſpottet wurde. Als wir von da ſchieden, rief die Alte alle Heiligen des Himmels an, ihre kleine Beſchützerin zu ſegnen und über ihr zu wachen. Dies ſind nur einzelne Züge unter vielen ähnlichen. Die Fragen nach dem Abſtrakten kamen ſelten vor. Die Welt war ſo reich für die Beobachtung, für das Nachdenken, für die Übung des Mitleids und der liebevollen Geſinnung. Selbſt der Tod erſchien nur wie eine Veranlaſſung, noch erfreuend auf andere zu wirken. Sie hatte mich bei dem Tode einer Freundin gefragt, was denn aus dem Menſchen würde, wenn man ihn in das Grab gelegt habe, und ich hatte ihr geſagt, daß aus den Gräbern ſchöne Blumen und Pflanzen wüchſen. Einige Zeit darauf hatte ſie ein Teſtament geſchrieben, in dem ſie ihre kleinen Beſitztümer verteilt und für ihr Grab folgende Anordnung getroffen hatte: es ſolle ein großer Weinſtock darauf gepflanzt werden, um eine Laube darüber

zu bilden, unter der ein Seſſel von weißem Marmor die das Grab beſuchenden Freunde zum Ausruhen und zur Erquickung an den Früchten des Weinſtockes einladen ſolle. Dieſer heitere, heidniſche Gedanke war nicht die einzige Veranlaſſung, die mir Gelegenheit gab zu bemerken, wie oft Kinder, überließe man ſie ihrer Natur, heidniſchen Anſchauungen ſich nähern und die poeſievolle Seite der Geſchichte der Menſchheit wiederholen würden.

Einige Jahre ſpäter, als die Umſtände es fügten, daß ſie auf einige Zeit eine Schule beſuchte, in der ſie ganz beſonders in nähern Verkehr mit engliſchen Mädchen kam, wurden durch die Unterhaltungen mit dieſen zum erſtenmal ihre Gedanken auf die ihr mangelnde religiöſe Erziehung hingeleitet. Sie hatte ſich von jenen beklagen hören, hatte die Ausdrücke der Entrüſtung vernommen, die über eine ſo ſchlimme Vernachläſſigung laut geworden waren, und war von dieſen Schulfreundinnen eifrig erſucht worden, die arge Verſäumnis ihrer Erzieher durch eigenes Handeln gutzumachen. Sie kam ſehr aufgeregt zu mir und wollte wiſſen, warum man ihrer Kindheit das vorenthalten habe, was die andern als den wichtigſten Teil ihrer Erziehung betrachteten. Sie fragte nach Gott, nach Chriſtus, nach der Bedeutung alles deſſen, was den andern ſo geläufig und vertraut ſchien. Ich erwiderte ihr, daß weder ihr Vater, noch ich, noch die meiſten der älteren Freunde, die ihrer Kindheit nahegeſtanden hätten, mehr an die Form der Sache glaubten, welche die andern noch gefangen hielt; daß ich ſie bisher noch für zu jung gehalten hätte, um auf die ernſte Betrachtung dieſer Dinge einzugehen, da ich nicht wünſchte, dieſe leichtſinnig oder rein formell von ihr aufgefaßt zu ſehen. Da ihr Nachdenken nun darauf gelenkt ſei, ſo wollte ich ſie zunächſt mit den Quellen bekannt machen, aus denen ſie zu ſchöpfen hätte. Ich fing darauf an, mit ihr die Evangelien zu leſen, indem ich ihr aus vollſter Seele die Schönheit dieſer Erzählungen, die Hoheit und Idealität der Hauptperſon pries und ſie auf die Bedeutung von deren Lehren im Zuſammenhang mit der Ge-

ſchichte der Juden und der nachfolgenden Geſchichte der Menſchheit aufmerkſam machte. Weiter erzählte ich ihr von der hiſtoriſchen Entwicklung der chriſtlichen Kirche, in der ſich die durch Jeſus geläuterten jüdiſchen Anſchauungen zu einem neuen Dogma ausbildeten und endlich zu einer Form wurden, welcher der Geiſt, der doch allein lebendig macht, immer mehr entflieht. Neben der Fülle ſittlicher Wahrheiten, die im Evangelium enthalten ſind, zeigte ich ihr aber auch, wie ſich manches unſern jetzigen Ideen Widerſprechende und für uns völlig Unhaltbare darin finde, wie es alſo eine der Vernunft gänzlich zuwiderlaufende Annahme ſei, alles in der Bibel für die ein für allemal geoffenbarte Wahrheit zu halten. Jede Periode der menſchlichen Geſchichte beweiſe uns ja, daß die Wahrheit keine abſolute, ſondern nur eine relative, der jedesmaligen Stufe der geiſtigen Entwicklung der Menſchheit entſprechende ſei. Später laſen wir das Leben Jeſu von Renan, um ihr zu zeigen, wie ein Teil der modernen Menſchheit über dieſe ſchöne, bedeutungsvollſte Sage denke, die, wie alle anderen Mythen, ſich um eine reale Tatſache, um eine Individualität herumgeſchlungen und im Lauf der Zeiten durch die geſchichtlichen Zutaten ſich von ihrem Urſprung entfernt und zu etwas ganz anderem ausgebildet habe. Schließlich ſagte ich ihr, ſie ſollte alles das wohl bei ſich überlegen und, wenn ſie zur Reife des Urteils gelangt ſein würde, frei wählen. Ich habe geglaubt, ſie mit dieſem Verfahren mehr zu ehren, als wenn ich ihr eine Anſchauung hätte beibringen wollen, von der ich mich ſelbſt in langen Kämpfen befreit hätte.

Einige Zeit darauf befanden wir uns am Gardaſee, in wundervoller Einſamkeit. Dort ragt eine ſchmale Landzunge weit in den See hinein, und an ihrem Ende befinden ſich großartige Ruinen einer römiſchen Villa. Hohe Bogen baden ihren Fuß im Waſſer, wo wahrſcheinlich früher Marmorſtufen die vom See her Anfahrenden zur Villa einführten. Über dieſen Bogen iſt jetzt alles mit reicher Vegetation bedeckt und bietet einen Lagerplatz von Grün und duftenden

Blumen. Hier verbrachten wir unſere Nachmittage. Zu unſeren Füßen lag der tiefblaue See, uns gegenüber die ſtolze Bergkette des italieniſchen Tirol mit kühnen Linien und verklärenden Farben; an den Ufern zogen ſich Orangen- und Zitronengärten hin; um uns war weltentrückte Stille, ſo daß die Eidechſe vertraulich über unſere Kleider huſchte, die Zikade ungeſtört im tiefen Gras neben uns zirpte, und muntere Vögel von den Olivenbäumen Grüße miteinander tauſchten. Sie, die der Gegenſtand all meiner Liebe und Zärtlichkeit war, lag neben mir in Gras und Blüten hingeſtreckt, ſelbſt eine Blüte, die kindliche Jungfrau, in ſüßer Müßigkeit den Reiz des Lebens einatmend, das rings um uns ein goldnes, träumeriſches Netz ſpann. Ich erzählte ihr von der Urweisheit unſeres Geſchlechts, von jenem wunderſamen Volk im Oſten, das an den Ufern ſeines heiligen Stromes zuerſt den Gedanken der Einheit alles Seins faßte, den es in dem Wort ausdrückte, das ihrer Kindheit ſchon zum Abendſegen gedient hatte, dem tat-twam-aſi. Ich taufte ſie im Namen jenes großen idealen Zugs, der durch die Menſchheit geht, von den früheſten Spuren der Kulturgeſchichte an; jenes Zugs, der, welches auch immer ſein Urſprung ſei, ob ein a priori im Menſchen vorhandener oder erſt an der erwachenden Erkenntnis entzündeter, ſich nicht leugnen läßt und allein das unterſcheidende Merkmal zwiſchen Menſchheit und Tier bildet. Nach der Seite der Brutalität hin bleibt der Menſch dem Tiere gleich, ja übertrifft es zuweilen; ſein ideales Streben allein unterſcheidet ihn von dieſem. Ob dieſes Streben ſich nun in das Gewand der Religion kleidet oder der Kunſt und Wiſſenſchaft oder der humanen auf die höchſten Prinzipien gegründeten Geſellſchaft, immer iſt es das Eine, was die Menſchheit adelt und mit dem Gegenſatz in ihr verſöhnt, ja, was ſie zuweilen in einzelnen Individualitäten zu einer Vollendung erhebt, die mit Recht auf die Möglichkeit höher entwickelter Organismen und Zuſtände ſchließen läßt. Wo war das Dogma, das uns zu dieſen weihevollen Stunden gefehlt, das uns ihren Wert erhöht hätte? Wo war die

Theologie, die uns den lebendigen Odem hätte erſetzen können, der uns hier anwehte und uns mit der Überzeugung füllte: daß das wahre Leben auf ſeiner höchſten Kulturſtufe wieder Einfachheit, Friede und Harmonie mit der uns umgebenden Natur werden müſſe, wie es in jenen Vedahymnen auf der erſten Stufe der bewußten und empfindenden Menſchheit uns entgegen tönt? Wo war endlich der kirchliche Segen, der die Flut der Liebe hätte erſetzen können, die aus meinem Herzen auf das geliebte Weſen niederſtrömte und es zur edelſten Verwirklichung eines Menſchheitsideals mit allmächtigem Verlangen einweihte? Wäre das nicht die wahre Religion und die wahre Kirche, wenn ein jeder ſich zum Prieſter machte, d. h. zu einem Vertreter des Ideals auf Erden, ſich ſelbſt ordinierte, um in jungen Seelen die heilige Flamme zu ſchüren und ſie der geiſtigen Gemeinde der Großen und Guten zuzuführen?

Doch, wie dem auch ſei, mit dieſer Taufe weihte ich ſie zum ſelbſtändig denkenden und urteilenden Weſen, machte ich ſie m ü n d i g, d. h. fähig, ihr eigenes Wort zu ſagen.

Sie ſagte es auch bald darauf, als wir den folgenden Winter in Paris verbrachten, wohin uns ihr Vater, der ſich dort niederlaſſen wollte, gerufen hatte. Eine ſtreng proteſtantiſche Freundin von ihr bewog ſie, mit in die Kirche zu gehen, wo der Bruder dieſer Freundin Prediger war. Ich ließ ſie natürlich gehen. Als ſie zurückkam, fragte ich nach dem empfangenen Eindruck. Da bekannte ſie, daß ſie eingeſehen habe, wie unmöglich es ihr ſein würde, in dieſe Vorſtellungsweiſe einzugehen, wie kleinlich und eng ihr die ganze Art dieſer moraliſchen Verpflichtungen erſchiene, wie ſie für immer von dem Wunſch geheilt ſei, ſich einer ſolchen, ſo vielen Ideen, die ſie bereits in ſich aufgenommen, widerſprechenden, das geiſtige Leben in enge Feſſeln legenden Form anzuſchließen.

In der Tat hat ſie es auch nie bereut, dies nicht getan zu haben. Sie hat am Sterbebett ihres Vaters geſtanden ohne eine andere Überzeugung, als daß, nach einem unerbittlichen Naturgeſetz, die ſchwere Krankheit dies edle reiche Leben vor

der Zeit zerſtören mußte, ohne einen andern Troſt, als daß er die ganze, volle, gewaltige Perſönlichkeit geweſen war, zu der ihn die Natur beſtimmt hatte, ohne eine andere Hoffnung, als daß er fortlebe in ihr und ihren Geſchwiſtern, in ſeinen Schriften, in dem Einfluß, den er auf die Jugend ſeines Vaterlandes gehabt hat, in der Anerkennung, die er für immer da finden muß, wo man ſeine Schriften leſen und imſtande ſein wird, die kühne Initiative und unerſchrockene Unabhängigkeit einer außergewöhnlichen Intelligenz zu begreifen.

Darauf hat ſie die ſchwerſten Kämpfe durchzumachen gehabt, die ein jugendliches Herz treffen können. Jahrelang hat ſie um ihre Liebe, die erſte ſchöne Jugendneigung, mit unverdienten und kränkenden Hinderniſſen kämpfen müſſen. Sie hat dabei eine Kraft der Entſagung und der Treue bewährt, wie ſie keine religiöſe Vorſchrift ſtärker geben könnte. Endlich, nun ſie durchgedrungen iſt zum Sieg, bewährt ſie die Kraft und Würde einer reinen Individualität als Gattin, als Mutter, als Mitglied einer neuen Familie, einer neuen Heimat und einer ihr bisher fremd geweſenen Nationalität.

Ihre Ehe wurde nicht in der Kirche, nur vor dem Magiſtrat geſchloſſen, als ein Akt der bürgerlichen Geſellſchaft gegenüber, zu der eine neu zu gründende Familie in ein Rechtsverhältnis tritt. Nur die nächſten Angehörigen waren zugegen. Sie ſelbſt hatte mit richtiger Empfindung jede laute Feier, jedes feſtliche Gepränge abgelehnt. Wenige Stunden nach dieſem Abſchluß ihres bisherigen Lebens mußte ſie ja für immer von mir, mit der ſie das höchſte Band auf Erden, die Liebe einer geiſtigen Tochter, verband, von der Stätte ihres jugendlichen Lebens, von Geſchwiſtern und Freunden, von dem ſicheren, durch treueſte Liebe beſchirmten Heim ſcheiden, um einer, wenn auch von einer Hoffnung erhellten, dennoch ungewiſſen Zukunft entgegen zu gehen. Wie hätte da ein Feſt hingepaßt?

Die tiefſten Empfindungen, der heiligſte Ernſt gaben jenen Stunden eine Weihe, wie der Segen eines gleichgültigen

Prieſters es nicht vermocht hätte, und gewiß iſt es, daß ſie ihn nicht vermißt hat.

Und wie ſie ohne kirchlichen Segen in die Ehe eintrat, ſo werden nun auch ihre Kinder ohne Taufe in das Leben eingeführt, als erſter Schritt dazu, daß man den Kindern eine Form nicht mehr für Wahrheit geben ſoll, welcher der allein lebendigmachende Sinn entflohen iſt. Sie werden aufwachſen unter der liebenden Obhut vortrefflicher Eltern, an deren Beiſpiel ſie zu jeder Tugend reifen können, und ſo werden ſie ſchon in die zweite Generation eine von dogmatiſchen Formen völlig freie Geſinnung tragen, die aber nichts entbehrt, was die höchſte geiſtige Würde ausmacht.

Überlegt euch, liebe Fragerinnen, ob ſo ein Beiſpiel etwas bedeute!

*

Bei der Erinnerung an jene ſtille Trauung kam ich auf eine ſchon früher gemachte Betrachtung zurück, nämlich: wie verkehrt und unſchön überhaupt die laute prunkvolle Feier einer Hochzeit iſt. Zunächſt vom äſthetiſchen Standpunkt aus: Der Übergang von der Jungfrau zur Gattin iſt für das Mädchen ein ſo tiefbewegter Augenblick, daß er nur in ſchöner, von den vertrauteſten Lieben umgebener Stille gefeiert werden ſollte, aber nicht mit geräuſchvollen Feſten, wo nur zu oft Scherze und Anſpielungen das Gefühl verletzen und, wenn auch das nicht, doch ſchon die Öffentlichkeit, das Angaffen und Herzudrängen vieler Menſchen, die Empfindung ſtört. Iſt nicht der Brautſchleier das Symbol der ſtillen Zurückgezogenheit, in der die ernſte Stunde gefeiert werden ſollte?

Ferner: iſt das Leben nicht überhaupt viel zu ernſt, um einen ſeiner wichtigſten Momente wie ein Gelage mit Eſſen und Trinken oder wohl gar Tanzen uſw. zu begehen? Die Stunde, die über das Schickſal von zwei Menſchen entſcheidet, die in ihrem Schoße ebenſowohl das Elend und lebenslange Leiden, als das Glück derſelben tragen kann — dieſe Stunde ſollte mit dem heiligen Ernſt begangen werden, „der allein das Leben zur Ewigkeit macht“, d. h. der allein ihm Bedeutung und Wert gibt.

Weiter: iſt es nicht meiſt (wenigſtens da, wo das Verhältnis das richtige iſt) ebenſowohl eine Stunde tiefſten Schmerzes wie eine Stunde der Freude für die Eltern, beſonders für die der Braut? Iſt der laute Jubel nicht ein Mißton für die zagenden Herzen, ein Widerſpruch der Tränen, die den Augen entquellen? Wer kann es ermeſſen, was die Mutter empfindet, wenn ſie die geliebte Tochter entläßt in das rätſelvolle neue Leben, wenn ſie den Gegenſtand ihrer heiligſten Sorge fremden Händen übergibt, wenn ſie ihr Kind aus der ſchützenden Stille der ſelbſtloſeſten Liebe hingeben muß in die tauſend Konflikte, die auch ſelbſt der edelſten Neigung drohen können, — wenn ſie die, deren Gegenwart

ihr höchſtes Glück war, in ihrem täglichen Leben miſſen, ſich nicht mehr an dem holden Anblick, an der Entfaltung des zarten Seelenlebens freuen ſoll? Und das gerade dann, wenn die belohnende Frucht aller Sorge und Arbeit gereift iſt, und das Alter, ſchön verklärt, in liebenden Tochterarmen ruhen könnte?

Was ſoll in ſolchen Augenblicken ihrem zerriſſenen Herzen ein lautes, lärmendes Feſt? Die Blüte des Hauſes, der Spiegel der eigenen Jugend ſcheidet, und am Abend ſinkt ſie in dem verlaſſenen Zimmer auf das jungfräuliche Lager und badet mit heißen Tränen das Kiſſen, auf welches das ſüße Antlitz nie mehr lächelnd ſich zum Schlummer neigen, von wo nie mehr das freundliche „Gute Nacht“ zu ihr hinüber tönen wird?

Unter allen Opfern, welche die Liebe bringt, iſt gewiß das Opfer der Mutter, die ihre Tochter von ſich gibt in die Hände des Gatten, eines der größten, ſelbſt wenn dieſer letztere allen ihren Wünſchen entſpricht. Es iſt wie wenn der Künſtler ſein geliebtes Kunſtwerk, an dem er mit aller Inbrunſt ſeiner Schöpferkraft gearbeitet hat, im Augenblick, wo die Idee dem Marmor entſtiegen iſt und ſein Herz mit der Wonne eines verwirklichten Ideals zu erfüllen beginnt — einem fremden Künſtler zur Vollendung überlaſſen müßte. Mag die Hoffnung noch ſo feſt ſein, daß die Saat, die ſie geſäet, aufgehn und Frucht bringen wird, wer kann es der Mutter verdenken, wenn ſie zweifelnd und ſchmerzlich an jene verhängnisvolle zweite Erziehung denkt, die die allmächtige Liebe, die neue Verhältniſſe und Einflüſſe an dem Kleinod ihres Herzens beginnen? Wie ſehr ſie auch das ſelbſtändige Weſen in der Tochter geehrt und die Erziehung darauf gerichtet hat, es zu entwickeln, immer wird es eine unſichere, zagende Empfindung ſein, mit der ſie, wenn ſie überhaupt bei der Erziehung Grundſätze befolgte und Ziele im Auge hatte, an die Weiterentwicklung dieſes teuren Lebens denkt.

Und doch, wie viele Mütter machen aus einer Hochzeitsfeier ein Feſt des Hochmuts, der Eitelkeit und Frivolität! Wie

viele Bräute tragen Kranz und Schleier nur im Gefühl befriedigter Eitelkeit, nur im Gedanken an die ſtaunenden, neidiſchen oder bewundernden Blicke, die ſich daran heften!

Nicht minder frivol als der Schluß des Ehebundes wird der Eintritt eines Menſchen in das Leben gefeiert. Daß die Geburt eines Kindes für die Eltern die Erfüllung der Liebe, die Unſterblichkeit derſelben iſt, daß ſie ein freudiges Ereignis für teilnehmende Verwandte und Freunde wird, iſt ja natürlich. Aber iſt ſie nur das allein? Bei den Indern wurde die Geburt eines Kindes beweint, da ihnen der Eintritt in das Leben ein Unglück ſchien. Iſt denn auch das Daſein ein ſo großes Glück? Wer es kennen gelernt hat, wer auf die lange Kette von Schickſalen zurückblickt, die er an ſich und andern erfahren hat, der muß in den ſchmerzlichen Ausruf der Leonore d'Eſte einſtimmen: „Wer iſt denn glücklich?“ Die größere Hälfte der Menſchheit kämpft den ſorgenvollen Kampf um das Daſein, um die notdürftigſten Bedingungen der materiellen Exiſtenz und behält gar keine Zeit, nur einmal nachzudenken über das Leiden. Sie erträgt es fortwährend wie eine Notwendigkeit, und von der Wiege bis zum Grabe kehrt die Freude niemals bei ihr ein. Der höher entwickelte Menſch, ſelbſt wenn ihm jene niedrige Sorge um die Frage des Hungers erſpart bleibt, leidet deshalb doch nicht nur nicht weniger, nein, er leidet noch mehr, wenn auch anders. Sein ganzes Empfinden iſt ein ſo unendlich geſteigertes, daß auch ſeine Schmerzempfindung eine größere und feinere iſt, und daß ihm die Schmerzen aus tauſend Quellen zufließen, die den Armen verſchloſſen ſind. Ihm entſpringen ſie aus dem Vorzug ſeiner Stellung ſelbſt. Sein entwickelter Geiſt bedrängt ihn mit tauſend Fragen, die in jenen ewig ſchlummern; mit peinigender Ungeduld rüttelt er an den verſchloſſenen Pforten, hinter denen die Löſung des großen Lebensrätſels ſich verbirgt; qualvoll ringt er mit den Widerſprüchen, die ſich zwiſchen ſeiner Vernunft und der ihn umgebenden Welt finden; ſeufzend irrt er in der Nacht ſkeptiſcher Ungewißheit umher; mit ſchmerzvoller Entſagung erkennt er ſich zuletzt als ein

beſchränktes Weſen, deſſen Einſicht nicht über gewiſſe Grenzen hinausgeht. Und daneben: wieviel Herzensleiden, wieviel getäuſchte Liebe, wieviel zerriſſene Bande, wieviel vergebliches Hoffen, wieviel Tod und unerſetzlicher Verluſt! — Mußte doch auch ſelbſt der Bevorzugteſten einer, mußte doch ſelbſt Goethe es ſagen: daß er kaum vier Wochen in ſeinem Leben glücklich geweſen ſei!

Und das Geborenwerden zu ſolch einem Daſein feiert man unbedingt als ein jubelvolles Ereignis? Armer Menſch, der du ungefragt hineingerufen wirſt in das Wirrſal des Lebens, entweder zu der ſtumpfen Qual des Proletariers oder zu dem verfeinerten Leiden des Kulturmenſchen — das erſte Aufſchlagen deiner Augen zum Licht nach der ſtillen Nacht, die dich ſchützend umgab, ſollte mit tiefem Mitleid, mit wehmutsvoller Empfindung wahrgenommen werden, und der erſte Gruß deiner Eltern ſollte wie ein leiſes Flüſtern von ihren Lippen ſein: „Vergib uns, daß wir dich zum Daſein riefen!“

Dann aber, wenn die Liebe zu dem Neugeborenen und mit ihr die Freude an ſeinem Daſein die Oberhand gewinnen, dann müßte auch zugleich die ungeheure Aufgabe und die ganze Verantwortung der Erziehung vor der Seele der Eltern aufſteigen. Sie müßten es in ſeiner ganzen Schwere fühlen, was ſie dieſem Weſen dafür ſchuldig ſind, daß ſie ihm „das Leben ſchenkten“. Gewiß gibt es Eltern, die das fühlen. Aber wie wenige genügen in vollem Umfange dieſer großen Pflicht! Abgeſehen von den Proletarierkindern, deren Erſcheinen im Leben nur die Folge eines blinden Willensaktes iſt, ohne jeglichen Hinblick auf Verſöhnung und Erlöſung durch Einſicht, Geiſt und Liebe, die hineingeworfen werden in den Kampf um das Daſein wie die jungen Tiere, als handle es ſich nur um die nackte Tatſache des Lebens — abgeſehen von dieſen, wie wenig iſt auch die Erziehung der meiſten anderen Menſchen das, was ſie ſein ſollte. Dieſe Erziehung ſollte ſchon im Mutterleibe anfangen. Nicht nur daß die Mutter die äußerſte Rückſicht auf ihre Geſundheit nehmen ſollte, um auch dem Kinde dies koſtbare Gut zu verbürgen, auch ihr geiſtiges Leben

ſollte ſie ſo ſchön, ſo wohltuend, ſo reich wie möglich zu machen ſuchen; alle ſchlechten heftigen Erregungen ſollte ſie von ſich fern halten; ſie ſollte viel Schönes ſehen und in einer möglichſt erhobenen Stimmung dem Augenblick entgegen gehen, der jenes neue Leben aus ihr hervorruft, das ſie ſelbſt und zugleich ein anderes iſt. Wie in einem Tempel voll Stille, Friſche und Schöne ſollte der neue Menſch empfangen werden. Ebenſo ſollten der Mutter jene Trivialitäten und jene gemeine Nähe fern gehalten werden, denen ſie gewöhnlich anheim gegeben iſt in Geſtalt der Hebamme, der Wartefrau uſw. Dieſe ſind hingegen faſt die einzigen, die im Zimmer der Wöchnerin gegenwärtig ſind. Kann man dieſe Weſen nun freilich nicht entbehren, ſo müßte eben dafür geſorgt werden, daß ſie auch gebildete Weſen werden. Herz und Sitte müßten bei ihnen wenigſtens ſo verfeinert ſein, daß man ſich nicht unangenehm durch ihre Gegenwart berührt fühlte. Beſonders die Hebammen müßten mediziniſche und andere Kenntniſſe bis zu ziemlich hohem Grade beſitzen, ſo daß dadurch dem — unerquicklichen Geklatſch und Geſchwätz der Wochenſtube ein Ende gemacht würde.

Freilich, freilich wäre das wieder eine neue Aufgabe für die Geſellſchaft, die das Geſchäft der Natur in die Hand genommen hat, um aus dem „rohen Material der zufälligen Kombinationen“ ein bewußtes Kulturleben zu entwickeln. Es wäre eine ſpezielle Aufgabe für die Frauen, welche die Mittel dazu beſitzen, ſolche Inſtitute zu ſchaffen, in denen Hebammen, Pflegerinnen und Wärterinnen gebildet würden, nicht nur unmittelbar für ihren Beruf, ſondern auch außerdem zu wohltuenden Sitten und verſtändiger Einſicht. Wo täten wahrhaft gebildete Weſen, die das richtige Benehmen zu finden und ein verſtändiges Wort zu ſagen oder zur rechten Zeit zu ſchweigen wiſſen, mehr not als an den Betten derer, die leiden und denen jede geiſtige Unterſtützung werden ſollte, um dieſe Leiden zu tragen?

Ebenſo wichtig wäre natürlich die Erziehung der Perſonen, denen die nächſte Sorge für das neugeborne Weſen anver-

traut wird, der Ammen und Kindermädchen. Wie ſehr müßte auch hier von gebildeten, vermögenden Frauen Sorge getragen werden, daß Bildung und verfeinerte Sitte in dieſe Regionen dringen. Wieviel hängt nicht für ihre Kinder von dieſen unentbehrlichen Begleiterinnen der erſten Kindheit ab! Wenn die Mutter ihr Kind nicht ſelbſt nähren kann, welcher Schmerz muß es für ſie ſein, es an der Bruſt eines rohen, unſchönen Weſens zu ſehen? Die vornehmen italieniſchen Frauen haben ſehr recht, wenn ſie die Ammen meiſt von da zu bekommen ſuchen, wo die ſchönſten Frauen ſind, z. B. aus dem Albanergebirge, und die ſie dann ſchön, ja oft koſtbar kleiden. Des Kindes erſte Blicke ſollten auf lichte, reine, ſchöne Menſchen und Gegenſtände fallen; ſeine erſten Eindrücke ſollten licht, ſchön, rein ſein. Wer weiß, was das für weitreichende Einflüſſe auf die Bildung des Gehirns haben würde? Sollte es aber nicht möglich ſein, eine dieſen Anforderungen entſprechende Amme zu bekommen, ſo ſollte jede Mutter lieber die Laſt der Auffütterung übernehmen, als das Kind unſchönen, wüſten Weſen zur Ernährung überlaſſen. Und nun gar die Kindermädchen, denen das ſchon zur Intelligenz erwachende Kind überlaſſen wird, was für wichtige Geſchöpfe ſind ſie im Leben der kleinen Menſchen! Wie roh, wie ungebildet ſind ſie aber größtenteils! Mit welchem Mitleid muß man die armen Kinder anſehen, die auf Spaziergängen und öffentlichen Spielplätzen der Aufſicht ſolcher rohen Weſen überlaſſen ſind, die meiſt ihrem eignen Vergnügen nachgehen und die Kleinen, wenn dieſe ſie ſtören, durch ſchlechtes Zuckerwerk, durch Anſchreien, wohl auch durch Schläge oder durch törichte Vorſtellungen, die ihnen Furcht einflößen, zur Ruhe bringen. Nicht nur daß die Geſundheit der Kinder unter ſolcher Behandlung tauſendfach gefährdet iſt, noch viel mehr iſt dies der Fall mit der Geſundheit der Seele. Häßliche Neigungen und Gewohnheiten werden entwickelt, die oft keine ſpätere Erziehung mehr ganz zu verwiſchen vermag; Wahngebilde der Furcht werden der kindlichen Phantaſie einverleibt, Geſpenſter, die ihre Nerven ver-

ſtimmen und ihnen die glückliche Sorgloſigkeit des frühſten Lebensalters rauben. Hält man dieſe Dinge für unwichtig, ſo denke man daran, welcher Sorge ſchon die junge Pflanze bedarf, damit ſie gedeihe, und wie ſie vor ſchädlichen Einflüſſen behütet werden muß. Um wieviel mehr der Menſch! Will man aber dagegen einwenden, daß die Möglichkeit, ſo vielen Mängeln abzuhelfen, nach Utopien gehöre, daß das zu koſtſpielig und unerreichbar ſei —, ſo möge man bedenken, wieviel von ſeiten des Staates auf die Inſtitute gewendet wird, in denen man lehrt, den Menſchen zu vernichten, d. h. auf die Armee und alles, was dazu gehört; man bedenke ferner, wieviel Geld in der Geſellſchaft, beſonders von den Frauen, für unnötigen Luxus, für ſchale Vergnügungen hingegeben wird, und dann frage man ſich: ſollte der Staat nicht auch genug Mittel haben, um das paſſende Perſonal zu ſchaffen, das die erſte Jugend ſeiner künftigen Bürger überwachen und erhalten kann? Sollte die Geſellſchaft, ſollten beſonders die Mütter nicht imſtande ſein, ihren eignen und den Kindern der Ärmeren unter ihnen die Wohltat guter, gewiſſenhafter, gebildeter Kindermädchen zu verſchaffen?

Der herrliche Kinderfreund Friedrich Fröbel hat umfaſſend genug dargetan, wie wichtig die allererſte Beeinfluſſung der Kinder durch Umgebung, Erziehung und Behandlung iſt. Möchte es doch keine junge Mutter mehr geben, welche die Anſichten dieſes wahren Kenners der kindlichen Natur nicht ſtudiert hätte und, wenigſtens in ihren Hauptzügen, bei ihren Kleinen verwendete. Wenn alle Mütter e r n ſt l i ch wollten, ſo brauchte bald kein Kind mehr, auch das armer Eltern nicht, die Wohltat ſolcher erſten Erziehung zu entbehren.

Behielten es die Menſchen, und ganz beſonders jetzt die Frauen, nur unabläſſig im Auge, daß ſie eine Kulturaufgabe haben, daß ſie ihr Daſein über das zielloſe Daſein des Tieres erheben müſſen. Ich wiederhole, was ich ſchon früher ſagte: die Menſchheit hat eine Schöpfung zu vollbringen. Sie hat über der unbewußten Vereinigung der materiellen Atome eine bewußte Vereinigung der geiſtigen Atome zu vollziehen, die

im Lauf der Jahrtauſende ihr von großen Geiſtern als Gedankenvermächtnis geſchenkt ſind. Reden wir zunächſt nicht von dem: wozu? Faſſen wir nur die Aufgabe in das Auge, und zwar immer insbeſondere die der Frauen. Waren dieſe bisher zum größten Teil nur unbewußte Mitarbeiterinnen an dem Bau, den die Menſchheit aufführt, ſo müſſen ſie ſich nun ihrer Aufgabe bewußt werden und, vollkommen klar darüber, was ihnen zu tun obliegt, Hand an das Werk legen.

Worauf kommt es denn im allgemeinen an?

Die Menſchheit aus den rohen Naturzuſtänden, von der ungezügelten Herrſchaft wilder Triebe, von der bloßen Genußſucht des materiellen Daſeins zu befreien; das Leben nach und nach zu der Schönheit eines von geiſtigen und ſittlichen Motiven beherrſchten Zuſtandes zu erheben; es zu einem Kunſtwerke der höchſten Art umzuſchaffen. Denn die Kunſt iſt ja der Vorzug des ſchöpferiſchen Menſchengeiſtes gegenüber dem bewußtloſen Bilden der Natur.

*

Was iſt nun insbeſondere die Aufgabe der Frauen als b e w u ß t e r Mitarbeiterinnen an dieſem Werke?

Zunächſt einmal die: aus ſich ſelbſt ſo viel zu machen, als es in der Möglichkeit ihrer Natur liegt. Wie ich ſchon früher ſagte: täte ein jeder Menſch dies, ſo wäre der Menſchheit geholfen. Bisher haben die Männer wenigſtens von Kindheit auf die Möglichkeit dazu in Händen gehabt, da ſie als ſich ſelbſt angehörige und ihren Lebenszweck in ſich ſelbſt tragende Weſen erzogen wurden. Die Mädchen hingegen wurden von früh auf eigentlich nur als um eines anderen willen daſeiend betrachtet. Liebende ſowohl wie eitle und egoiſtiſche Mütter hatten nur den einen Zweck: die Töchter gut zu verheiraten. Den jungen Mädchen wurde von früh auf vorgeſtellt, daß dies das Ziel ihres Lebens ſei; die ganze Erziehung war nur Vorbereitung dafür. Wie weh tat es mir oft, wenn ich ſchon mit kleinen Mädchen darüber ſcherzen hörte; wenn ſie bereits ihren kleinen Bräutigam hatten und Mann und Frau ſpielten. Wie tadelte ich die Mütter, die ſich an dieſem vorzeitigen Spiel weideten und die Kinder ſelbſt auf den Gedanken brachten! Immer blieb bei der Erziehung der Mädchen die Ehe der vorherrſchende Geſichtspunkt, und wenn in den unteren Ständen bloß die allergewöhnlichſte Befähigung zur Hausfrau, ſo wurde in den oberen jene Scheinbildung erſtrebt, die in den Salons zu glänzen und gute Partien zu ſichern verſtand. Längſt iſt unter den Frauen ein ernſteres Streben erwacht, längſt hat ein großer Teil von ihnen gefühlt, daß anderes not tut. Ich habe den Anfang jener Bewegung und, — mit immer ſteigender Freude, ihr raſches Fortſchreiten geſehen. Aber doch iſt noch unendlich viel zu tun, doch fehlt es noch bei der größeren Hälfte der Frauen an dem rechten Ernſt und der rechten Einſicht. Der nächſte, wichtigſte Schritt bleibt natürlich: eine tiefer gehende, gründlichere Bildung. Es handelt ſich nicht um die Aneignung von Flittertalenten, nicht um das geläufige Plappern moderner Sprachen, nicht um die

Schlagfertigkeit der Rede und die Gewandtheit, mit gut angebrachten Zitaten oder einem zur Schau getragenen Enthusiasmus die Männer zu täuschen und glauben zu machen, man wisse gründlich etwas, man interessiere sich in der Tat für ernste Dinge. Hat man Gelegenheit zu erfahren, wie wenig selbst die besten Männer die Frauen achten, weil sie diese immer wieder auf jenem Halbwissen, auf jenem eitlen Hervorkehren von Eigenschaften, die nur Flitterstaat, nicht echter Schmuck des Geistes und Herzens sind, ertappen, weil sie in ihnen nichts finden als die Haushälterin oder die oberste Sklavin, bei der keine geistige Saite erklingt und mit der das Zusammensein allmählich zur tödlichen Langeweile wird —, dann fühlt man immer wieder, wie viel noch not tut und wie eine wahre Revolution mit den weitgreifendsten Folgen hier stattfinden muß. Allgemeine, wahre Bildung ist also stets das erste, wichtigste Erfordernis, aber neben ihr auch eine Spezialität, durch welche die ökonomische Unabhängigkeit der Frau gesichert wird, in welchem Stand sie auch geboren sei. Ein schönes Beispiel hat kürzlich in Paris ein Fräulein von R—d gegeben, die trotz ihres ungeheuren Reichtums den Lehrerinnenkursus durchgemacht und ihr Examen bestanden hat. Wenn dies erst einmal allgemein wird, wenn jedes Mädchen zunächst ihrer eigenen Ausbildung, als ihrem höchsten Zweck, nachgeht und sich im Besitz einer speziellen Fähigkeit weiß, deren Ausübung ihr eine unabhängige Existenz verbürgt (auch für die Reichen sollte dies ein Prinzip der Selbstachtung sein), dann wird das ausschließliche Ausblicken nach einer Heirat, bei Müttern sowohl wie bei Mädchen, in den Hintergrund treten. Das richtige Selbstgefühl wird die Stelle der Eitelkeit und des Scheinwertes, die Achtung vor der eignen Würde die Stelle der sklavischen Unterwürfigkeit vor dem Manne einnehmen. Im Bewußtsein, daß sie, als dem Manne gleichberechtigte Wesen, die gleiche Kulturaufgabe mit ihm haben, werden die Frauen, indem sie sich selbst achten, auch dem Manne wahre Achtung einflößen. Eine Menge der widrigsten, einer rohen Stufe gesellschaftlicher Sitte ange-

höriger Dinge werden damit verſchwinden. So u. a. die faden, oft unverſchämten Schmeicheleien, die Männer ſich für berechtigt halten jungen Mädchen in das Geſicht ſagen zu dürfen; ferner: die Unmöglichkeit, daß junge Mädchen allein über die Straße gehen, ohne Beleidigungen ausgeſetzt zu ſein. In einigen Ländern, wie in Frankreich und Italien, geht dies ſo weit, daß die Frucht der Roheit zur Feinheit der Sitte erhoben iſt. Sogar bis zur Arbeiterin herab gilt es für anſtändiger, wenn ein junges Mädchen ſich begleiten läßt, wäre es auch von einem Kinde, als wenn ſie allein, auf ihre eigne Würde und Haltung vertrauend, über die Straße geht. Allerdings hat ſie jetzt, beſonders in den oben genannten Ländern, die Roheit der Männer zu fürchten. In Rom hatte ich eine arme Lehrerin, bei der ich aus Mitleid Sprachſtunden nahm. Sie war jung und hatte ein angenehmes, ſanftes Geſicht. Ihre Mutter ſiechte an einer tödlichen Krankheit dahin; ihr alter Vater mußte zu Haus bleiben, die Kranke zu pflegen; die Tochter mußte von Stunde zu Stunde, oft weite Wege, gehen, um das Geld für das knappe tägliche Brot und die Pflege der Kranken zu verdienen. Woher nun immer Begleitung nehmen? Sie klagte mir einmal bitter ihre Not. Ich ermutigte ſie allein zu gehen, ſagte ihr, daß dies in Deutſchland und noch mehr in England, wo die Frauen es ſchon beſſer verſtänden den Männern Achtung einzuflößen, ganz gewöhnlich ſei, und daß die Frauen in Italien doch endlich auch anfangen müßten. Sie faßte Mut und dankte mir nach einiger Zeit herzlich, „denn," ſagte ſie, „ich gehe ernſthaft vor mich hin und denke an meine armen Eltern und da ſehen die Leute, daß ich kein leichtfertiges Mädchen bin und laſſen mich in Ruhe."

Das beſte Mittel gegen das: Etwas ſcheinen wollen, iſt: Etwas zu ſein. Je mehr die Frauen wirklich etwas ſind, d. h. gebildete, auf ſich ſelbſt ruhende Weſen, je mehr werden ſie den bloßen Schein der Bildung verſchmähen und ruhig ihren Zielen nachgehen, ohne an das Gefallenwollen und an Eroberungen zu denken.

Kommt dann die wahre Liebe und führt dem denkenden, ver-

ſtändig prüfenden, in ſich ſicheren Mädchen den Mann entgegen, der ihr geeignet ſcheint, der Freund und Gefährte ihres Lebens zu werden, dann wird es ſein wie der Sonnenaufgang, der einen ſchönen, heiteren Tag verſpricht. Zunächſt iſt ſchon deshalb durch die veränderte Erziehung der Frauen mehr Glück zu hoffen, als jetzt in der Mehrzahl der Ehen gefunden wird, weil das reine, ernſt und ſtolz erzogene Mädchen mit natürlichem Widerwillen vor dem Manne zurückſchrecken wird, deſſen Vergangenheit ihr nicht, wie die eigene, ſchuldlos und rein erſcheint.

Sie wird den Stempel edlen Weſens im Mann anzuerkennen wiſſen und wenn ſie Verirrungen der Jugend vergeben wird, ſo wird ſie doch unerbittlich die Nähe des durch unwürdige Ausſchweifungen befleckten Lebens von ſich weiſen. Damit wird der furchtbaren Roheit der geſellſchaftlichen Anſichten ein Ende gemacht werden, daß dem Manne ſo ziemlich alles zu vergeben ſei, während man das Weib für jeden Fehltritt ſteinigen müſſe, und daß ein Mann es ohne weiteres wagen dürfe, einem jungen, reinen Mädchen mit ſeiner wüſten Vergangenheit zu nahen. Auch werden die Mütter, die ihre Töchter zu ſelbſtändigen, ökonomiſch unabhängigen Weſen erzogen haben und deren einzige Sorge es daher nicht mehr ſein wird, „gute Partien“ oder „eine Verſorgung“ für ſie zu ſuchen, die Töchter ſorgfältiger in ihrer Wahl zu leiten und auf jede Weiſe dem frommen Irrtum mancher jungen Mädchen, als könnten ſie durch eine reine Liebe den Wüſtling beſſern, zu ſteuern ſuchen.

Und ſollte das nicht auch auf die Männer zum Beſſeren zurückwirken? Ganz gewiß. Manche, ſelbſt der beſten unter ihnen, werden durch die Beobachtung der Mehrzahl der jetzigen Frauen zur Geringſchätzung, ja auch wohl gelegentlich zur Beleidigung derſelben verleitet. Entweder ſchrecken ſie zurück vor dem Gedanken der Ehe mit einer Frau, deren oberflächliches Weſen ihnen bald eine drückende Feſſel ſcheinen würde, oder ſie ſchließen die Ehe von vornherein mit der Überzeugung, nur eine oberſte Sklavin zu erwerben, die nach

außen hin mit etwas mehr Anſtand behandelt wird, als es mit Sklavinnen der Fall zu ſein pflegt. Hat aber der Mann einmal die Wohltat erkennen gelernt, mit einer edlen, gebildeten Frau zu leben, ſeine Intereſſen mit ihr zu teilen, ſie als Freundin und Raterin zur Seite zu haben, mit ihr an der Kulturaufgabe der Menſchheit zu arbeiten und ſo erſt, mit doppelter Kraft, als der vollendete Menſch im Leben dazuſtehen — wie viel ſchöner wird ihn das dünken als früher die Vereinzelung! Wie wird er nun achten, ehren, wahrhaft lieben, was er früher gering ſchätzte oder nur duldete! Wie wird es ihm ſeine Häuslichkeit lieb machen, über der ein edles Weib ſorgend wacht, ohne die gewöhnlichen Angelegenheiten des häuslichen Lebens zum wichtigſten Gegenſtand des Denkens und Geſprächs zu machen, was doch jetzo die ſogenannte „gute Hausfrau" charakteriſiert. Wie viel ſorgenfreier und ſicherer wird er ſeinen Pflichten als Staatsbürger nachkommen, da, im Fall er dadurch der Familie entzogen wird, die verſtändige, erfahrene Mutter der Sorge für dieſe vollſtändig gewachſen iſt, ja, im Notfall für deren Exiſtenz ſorgen kann und ihn nicht mehr mit kleinlichen Klagen zurückhalten wird, wenn das Vaterland, wenn die Menſchheit ſeiner bedürfen. Sie wird die erſte ſein ihm zu ſagen: „geh hin, tu deine Pflicht". Wie ruhig endlich wird der Vater die Kinder in den Händen der Edlen wiſſen, die ihnen nicht nur leibliche, ſondern auch geiſtige Mutter iſt und mit der höchſten Liebe auch die Einſicht verbindet, um die jungen Menſchen zum Leben vorzubereiten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der inneren Umwälzung des Weſens und der Verhältniſſe der Frauen auch die Veränderungen in ihrer bürgerlichen Stellung entſprechen müſſen. Die Frau muß vor dem Geſetz vollſtändig gleichberechtigt ſein mit dem Mann; ſie muß die unabhängige Verwalterin ihres Vermögens, ſie muß als Zeugin vor Gericht gültig ſein, kurz, ſie muß aller jener Rechte genießen, deren der Mann vor dem Geſetz genießt. Wie ſollte der Staat die, welche ihm ſeine Bürger ſchenkt, von der daher im eigentlichſten Sinne ſein Daſein abhängt, nicht dem Manne gleich achten und ehren?

Daß dies noch nicht geſchieht, iſt ein ſchlimmes Zeugnis davon, wie roh und unvollkommen unſere ganze bürgerliche und ſtaatliche Exiſtenz iſt, in der noch nicht einmal die Mutter als Staatsbürgerin im vollſten Sinn, d. h. alſo auch als im Beſitz aller bürgerlichen Rechte betrachtet wird. Einer meiner ſozialiſtiſchen Freunde von früher ging ſogar, zu einer Zeit, als dieſe Anſichten unter den Männern noch ſehr verpönt waren, ſo weit, zu behaupten: die Mütter müßten geradezu als Funktionärinnen des Staates angeſehen werden, und der Staat habe die Verpflichtung, für ſie auf das ausreichendſte zu ſorgen, ſobald die Verhältniſſe ihnen ein hinreichendes Auskommen verſagten. Man könne von denen, die dem Staate Bürger geliefert, nicht noch andere Leiſtung, z. B. für den Unterhalt der Familie zu ſorgen, verlangen. In jedem Falle aber muß eine vernünftig organiſierte Geſellſchaft jene ſchmachvollen Geſetze aufheben, die noch heutzutage beſtehen: daß der Mann abſoluter Herr iſt über die Frau wie über eine Sklavin, daß er ſie mit Hilfe des Geſetzes zwingen kann, zu ihrer „ehelichen Pflicht" zurückzukehren, von der ſie vielleicht aus tief empörtem weiblichen Gefühl geſchieden iſt, daß er Herr ihres ganzen Vermögens iſt (wenn nicht ein beſonderer Ehekontrakt ſie ſchützt), ja ihr ſogar das nach der Trennung von ihr erworbene Geld nehmen kann (wie in England), daß ſie bis zum ſpäteſten Alter eines Vormundes bedarf, der ihr Vermögen verwaltet und ohne deſſen Einwilligung ſie über nichts verfügen kann (wie teilweiſe in der Schweiz), daß ſie nicht als Zeugin zugelaſſen wird, als ob ſie weder eines Urteils noch einer wahrhaftigen Ausſage fähig wäre, gleich Blödſinnigen und Unmündigen, wie es im Geſetz heißt; daß es ein ihr verſchloſſenes Gebiet iſt, an den adminiſtrativen Angelegenheiten ihres Vaterlandes tätigen Anteil zu nehmen, gerade als ob die Geſetze, von denen ihre eigne und ihrer Kinder Exiſtenz abhängt, ſie nicht auf das tiefſte angingen, als ob ſie nicht ſelbſt auf das beſte zu ſagen wüßte, was den Frauen not tut, was ihnen gut und nützlich iſt, was ihr Daſein zu einem wahrhaft edlen erheben kann; end-

lich daß ſie ausgeſchloſſen iſt von den Quellen der Bildung, die dem Manne zu Gebote ſtehen, und daß man es für unweiblich hält, Mädchen auf den Bänken der Univerſitäten ſitzen und nach derſelben wiſſenſchaftlichen Bildung ſtreben zu ſehen, die den jungen Männern dort geboten wird, während man ihnen das Leſen verderblicher Romane, das Sehen ſeichter, frivoler, ja unmoraliſcher Theaterſtücke unbedenklich geſtattet.

Das Verzeichnis von den Rechten ziviliſierter Menſchen, die den Frauen noch unterſagt oder verſagt ſind, wäre noch lang, aber zum Glück iſt ja das Bewußtſein der Frauen erwacht und ſie haben kräftig angefangen, den Kampf für ihre Rechte zu kämpfen — eine neue Art von Amazonen, die nicht mit den Männern auf dem Schlachtfeld um den traurigen Preis des blutbefleckten Lorbeers ringen, ſondern, jenen ebenbürtig, Mitarbeiterinnen am Kulturbau der Menſchheit ſein wollen. Wie Calderon ſeine Antiope ſo herrlich ſagen läßt:

Nein, wenn wir frei, in ſicherer Kraft Gefühle,
Der Männer rohe Herrſchaft längſt verlachten,
So üben wir auch ihre Waffenſpiele,
Zu zeigen, wie wir leicht den Tod verachten;
Nicht daß die Hand im Morde grauſam wühle.

Und wie ſie nachher zur Königin ſagt:

Das Recht zu ſchirmen, nicht es abzuzwingen,
Biſt du erwählt zu unſrer Königin.
Darf dir, wie einem Mann, Willkür gelingen,
Wo haben wir der Freiheit noch Gewinn?

Ja, der Willkür zu ſteuern, die bisher den Frauen ſo vieles verſagt und ſo enge Grenzen geſteckt hat, und die Freiheit der Entwicklung zu erringen, die jedem menſchlichen Weſen als ſein Recht zukommt, das iſt das unblutige Ziel unſeres Kampfes. Ach, es iſt ſonderbar, daß die Menſchheit immer erſt auf ſo weiten Umwegen zu den einfachſten, natürlichſten Dingen wieder zurückkehrt oder überhaupt dazu

gelangt. Es gab ſchon Zeiten, wo die Frauen, beſonders die Mütter, im Beſitz aller Rechte der damaligen Kulturſtufe waren.

In Lydien ſchloß die Gynäkokratie*) ſogar das Recht des Weibes in ſich, ihren Mann ſelbſt zu wählen. Sie warb um ihn, nicht er um ſie; ſie gab ſich ſelbſt zur Ehe und ſchloß den Vertrag. Sie wurde weder von dem Vater noch von den Agnaten dem Manne gegeben. Konſequent ſchloß dies auch das Vermögensrecht ein; nach dem Mutterrecht erbte nur die Tochter das Vermögen, während der männliche Sproſſe davon ausgeſchloſſen blieb. Die Frau hatte alſo eine Mitgift ohne Zutun des Vaters oder der Brüder und dadurch wurde ſie in den Stand geſetzt, unabhängig von ihnen, ganz ſelbſtändig, eine Ehe abzuſchließen. Weil die Lydierinnen eigenes Vermögen beſaßen, wählten ſie den Mann und gaben ſich ſelbſt zur Ehe. Dasſelbe meldet Plautus von den tuskiſchen Frauen**).

In Salerno blühte im 11. Jahrhundert die erſte große mediziniſche Univerſität. An ihr gab es berühmte weibliche Ärzte und Profeſſoren und viele Studentinnen. Was jetzt mit ungeheuren Kämpfen, mit dem törichtſten Widerſtande ſelbſt gelehrter Männer errungen werden muß, das war damals eine natürliche, einfache Sache und geſchah mit Ehren und hohem Ruhme.

In Bologna, zur Zeit als die dortige Univerſität noch eine der erſten in Europa war, lehrten daſelbſt mehrere bedeutende Frauen und niemand dachte daran, ihnen Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder ihr Tun zu bekritteln und als unweiblich zu ſchelten.

Welche Kämpfe hat es jetzt gekoſtet, den Frauen den Zu-

---

*) „Das Mutterrecht", eine Unterſuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiöſen und rechtlichen Natur. Von J. J. Bachofen.

**) Auf primitiven Stufen ſcheint die Blutsverwandtſchaft ausſchließlich nach den Frauen beſtimmt worden zu ſein. S. Poſt: „Die Geſchlechtsgenoſſenſchaft der Urzeit und die Entſtehung der Ehe und der Urſprung des Rechts".

tritt zu den Universitäten zu eröffnen, und wie vereinzelt ist dies nur erst geschehen! Die jungen Kulturländer, wie Amerika und Australien, mußten mit gutem Beispiel vorangehen, bis der alte Kontinent sich entschloß, sich zögernd an das „bedenkliche" Problem zu wagen. Aber welchen Widerstand erfuhren die mutigen Vorkämpferinnen! Wie oft, demütigend abgewiesen, mußten sie wiederkommen, ehe man ihnen einen beschränkten Zutritt gewährte! Gelehrte Männer verschmähten es nicht, Streitschriften gegen die Kühnheit der Frauen, sich den Wissenschaften widmen zu wollen, zu schreiben. Sie stellten besorgte Zweifel darüber auf, ob das Gehirn der Frau dazu von der Natur befähigt sei, ob ihre Gesundheit nicht darunter leiden werde usw., und meinten schließlich: daß die Moral, die „Weiblichkeit" sicher darunter leiden würde.

Warum, frage ich, fiel es diesen besorgten Männern nie ein, darüber nachzudenken, was wohl in den bestehenden Verhältnissen, in den modernen Kulturstaaten, alles zum Schaden der „Weiblichkeit" und der Moral vorhanden sei?

Um mit den Ungeheuerlichkeiten anzufangen: warum lehnen sich die Männer nicht auf gegen die Prostitution, da es doch nur von ihnen abhängt, von der Sorge um ihre eigene Moralität, um ihr ein für allemal ein Ende zu machen? Warum erlauben sie, die den Staat einrichten, daß Bordelle existieren dürfen, ja warum beziehen sie eine Steuer für das schmählichste Gewerbe, das auf Erden betrieben wird?

Ferner: warum verbieten sie nicht nur nicht, sondern begünstigen und kultivieren obszöne Literatur, unmoralische Theaterstücke, gemeine Possen, vor allem das Ballett, das nur auf den rohesten Sinnenkitzel berechnet ist? Und warum hüten sie nicht wenigstens ihre Frauen und Töchter vor solchen Genüssen, bei denen wahrlich die Moralität auf sehr schlüpfrigem Boden steht?

Weiter: warum erlauben sie ihren Schwestern und Töchtern, in der Kleidung, die die Mode vorschreibt und die nicht

geeignet ist, die Sittsamkeit junger Mädchen zu erhöhen, auf Bällen und in Gesellschaften in unschönen Tänzen in den Armen fremder Männer umher zu rasen? Nicht nur, daß die Gesundheit bei diesen Gelegenheiten auf das Spiel gesetzt wird, wie viel mehr noch die Reinheit der Empfindung und der Phantasie, die in dem Leben des Müßiggangs der meisten jungen Mädchen nach solchen Festen törichte Träume spinnen und fast immer von d a jene Eindrücke mitnehmen, die den Liebesroman beginnen, der nur zu oft das Unglück des ganzen künftigen Lebens herbeiführt.

Wieviel ließe sich noch anführen; aber das Angeführte genügt, um zu fragen: Gegenüber diesem ungeheuren Rahmen des moralischen Elends und der moralischen Gefahren, denen unsere heutige Frauenwelt ausgesetzt ist, sollte es Bedenken erregen, wenn Mädchen den ernsten Trieb fühlen, ihrem Leben einen höheren Inhalt zu verleihen und sich dem Studium der Wissenschaften hinzugeben? Sollte die Gesundheit mehr leiden von stiller Arbeit, die auf ein edles Ziel gerichtet ist, als, wie schon gesagt, von rasenden Tänzen, von müßigen Träumereien, von schlechter Lektüre, von der Langeweile einer zwecklosen Existenz, wie es die der meisten jungen Mädchen ist? Sollte es gefährlicher für die Moralität sein, mit jungen Männern auf den Bänken der Universität zusammenzusitzen und gemeinschaftlich einen ernsten wissenschaftlichen Vortrag anzuhören, als mit ihnen auf Bällen und in Gesellschaften seichte Gespräche zu führen, zu tanzen und zu kokettieren?

Die Erfahrung hat bereits auf diese Bedenken geantwortet. Langjährige praktische Versuche in Amerika haben nach jeder Seite hin zugunsten der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entschieden. Sie haben festgestellt: daß nichts der Gesundheit der Jungfrau so förderlich ist, als: „die Eröffnung jeder möglichen Aussicht auf geistige Entwicklung", ferner: „daß die heilsamsten Folgen in moralischer Beziehung aus der gemeinschaftlichen Erziehung beider Geschlechter entspringen, indem der Eifer im Studium sich er-

höht, die Mädchen nichts an Zartheit und Beſcheidenheit verlieren und die Manieren und Sitten der jungen Männer ſich aus Roheit und Gemeinheit in das Gegenteil umwandeln".

Iſt es denn nicht wirklich ſo klar und einleuchtend, um keines Beweiſes mehr zu bedürfen, daß ein Zuſammenſein auf Grund eines gemeinſamen ernſten Zweckes weniger Gefahren bietet als das für die Phantaſie ſo verführeriſche Zuſammenſein in Geſellſchafts- und Ballſälen, wo ohnehin das Leben eine Art von Schminke trägt und das echte Weſen ſelten ſichtbar wird. Es iſt ja die Natur des Intellekts, in ruhige, klare, heitere Regionen zu führen, wo die Gefühlsaffektionen ſchweigen und die Täuſchungen der Phantaſie nicht ſo leicht möglich ſind. Sollte es nicht gerade ein vorzügliches Mittel ſein, die Reinheit des Herzens zu erhalten und die der Sitten zu fördern, wenn junge Leute beiderlei Geſchlechts es endlich lernten, ruhig und ernſt, wie gute Kameraden, miteinander zu verkehren, die Freude am Lernen und Wiſſen zu teilen, ohne gleich in die abſurden kleinen Intrigen, Liebeshändel, koketten Manöver und faden Schmeicheleien zu verfallen, die den heutigen Umgang junger Leute nur zu ſehr charakteriſieren? Es müßte nur der Anfang gemacht werden; die Gewohnheit würde bald den vielleicht gefährlichen Reiz der Neuheit wegnehmen und die guten Reſultate zeigen. Fände ſich dann auch hie und da ein junger Mann, den die Nähe der weiblichen Studenten ſtörte und zerſtreute, gibt es denn etwa jetzt keine, die unaufmerkſam auf den Lehrbänken ſitzen? Oder vergäße ein leichtſinniges Mädchen über den Mitſchülern die Wiſſenſchaft, gibt es denn in unſerer heutigen Geſellſchaft keine Mittel und Wege für den Leichtſinn, ſich Befriedigung zu verſchaffen und das „beſſere Teil" darüber zu vergeſſen? Iſt es etwa unerhört, daß ſelbſt *in der Kirche* Gefallſucht und Leichtfertigkeit ihre Netze auswerfen? Wenn aber dem ernſten Boden des Studiums, auf dem junge Leute ſich träfen, die Blüte einer Neigung entkeimte, ſollte man nicht von vornherein an-

nehmen dürfen, daß ein ſolcher Bund, am Altar des Wiſſens, in klarer Beobachtung aller ernſten Seiten des Weſens geſchloſſen, mehr Garantien des Glückes böte als die meiſten auf ſo lockerem Grund erwachſenen Neigungen?

Wenn ein größerer geiſtiger Inhalt die Jugend der Mädchen erfüllte, würde auch gewiß dem allzufrühen Heiraten vorgebeugt, das ſo oft die Quelle namenloſen Unglücks iſt. Wie kann ein Weſen, das ſelbſt kaum der Kindheit entwachſen iſt, deſſen Charakter, deſſen Neigungen und Beſtrebungen noch keine dauernde Richtung genommen haben, geeignet ſein zur Übernahme ſo ernſter Pflichten wie die einer Gattin und Mutter? Entweder iſt ſie ein weicher Teig, der in den Händen des Mannes die Form annimmt, die dieſer ihm geben will. Dann wird ſie, im beſten Fall, wenn der Mann ein edler Bildner iſt, ſein Geſchöpf. Das kann oft gut ausfallen; in den meiſten Fällen aber wird es nur mehr oder minder verſtecktes Sklaventum werden. Oder die Frau erwacht zum Bewußtſein ihrer eigentlichen Natur und findet nun, daß dieſe himmelweit verſchieden iſt von der Annahme, mit der ſie in die Ehe ging, daß zwiſchen ihr und ihrem Manne eine Kluft liegt, die nicht auszufüllen iſt, daß ſie entweder ihrer Pflicht untreu oder elend ſein muß. Dann kommen die zerſtörten Leben, die Leiden und Qualen und all das Familienelend, das ſie im Gefolge haben.

Ein Mädchen von vier- bis fünfundzwanzig Jahren aber kann bei einer in ernſtem, reinem Streben verbrachten Jugend ihren Charakter entwickelt, ihre Lebensanſchauung gebildet, ihre dauernden Bedürfniſſe kennen gelernt haben. Wenn ſie ſich dann zur Ehe entſchließt, ſo kann man mit einiger Sicherheit hoffen, daß ſie die rechte Wahl getroffen haben wird. Iſt doch auch dies nur wieder dasſelbe, was dem jungen Mann gewährt wird, der doch nur in ſeltnen Ausnahmen, und dann gewöhnlich zum Unglück, vor jenem Lebensalter eine Wahl trifft.

Viele werden lachen und ſagen: daß es nicht der Mühe wert ſei, für das kurze Leben ſo große Anſtalten zu machen,

alles ſo ſorgfältig zu wiegen und zu bedenken und der Freude und dem Genuß faſt die Türe zu verſchließen.

Ja, lieben Leute, wenn es euch nicht ernſt iſt um das Leben, wenn ihr es nicht als eine Kulturaufgabe anſeht, wenn ihr eurer Ewigkeit ſo gewiß ſeid, daß ihr das hier Verſäumte im Jenſeits wieder gut machen könnt — nun wohl, dann haben wir nichts miteinander zu tun. Genießt in ungeſtörtem Zuſammenhang mit eurer animaliſchen Abſtammung den flüchtigen Sinnenrauſch des Daſeins. Wenn die letzte Stunde naht, wenn euch plötzlich ein ungeheurer Schreck überfällt vor der hohlen Larve, in die ſich all der ſo heiß erſtrebte Genuß verwandelt hat, wenn ein ängſtigender Zweifel euch überkommt, ob es ſich auch ſo verhalte, daß jenſeits der dunklen Schwelle Zeit zum rechten Ernſte ſei — dann ruft nur eure Prieſter; ſie werden euch die Eingangskarten in das Jenſeits liefern und dem Volke bei eurer Beerdigung Zuckerwerk hinſtreuen, damit es für eure Seelen Paternoſter bete, wie es in Süditalien geſchieht.

Ihr andern aber, die ihr euch weit genug von den Affen-Urvätern fühlt, um ein bewußtes Leben der Intelligenz und Güte zu führen, laßt euch nicht bange ſein, daß das Leben zu ernſt, zu traurig werde. Weiſe Arbeit macht zunächſt niemals traurig, ſondern heiter; beſonders wenn ſie einen beglückenden Zweck hat und der Erfolg ſie lohnt. Wie aber ſollte es außerdem traurig ſein, das Leben mit den höchſten würdigſten Intereſſen zu füllen, die allein ihm erſt Wert und Bedeutung verleihen? Wie ſollte es traurig ſein, wenn Wiſſenſchaft und Kunſt ihr herrliches Licht um uns verbreiten, wenn die tätige Liebe uns treibt, die Tränen des Kummers zu trocknen, die Leiden anderer zu mildern, das Lächeln des Troſtes und der Freude hervorzurufen? In der unendlichen Fülle, die das Leben den „tätig es Preiſenden“ bietet, wo bliebe der Raum für Langeweile, für Überdruß, für allzu düſtern Ernſt?

*

Etwas anderes iſt die Trauer, die aus der Beſchaffenheit des Daſeins ſelbſt entſpringt; dieſes Daſeins, das nur zu oft dem Adler die Flügel bindet, daß er nicht zur Sonne aufſteigen kann, das gigantiſche Wünſche in Pygmäenformen bannt und dem idealſten, dem uneigennützigſten Streben die Beſchränkung des Endlichen, der Dummheit, der Idealloſigkeit entgegenſetzt; das die Sehnſucht nach Glück nie erfüllt, der Liebe den Schmerz der Trennung, des Todes bereitet und für den fragenden Geiſt immer ein letztes großes Rätſel übrig läßt. Ja, die Trauer iſt heilig; ſie iſt das Vorrecht ſchöner Seelen, die ſie in der Abendſtille beſucht wie ein geheimnisvoller Wanderer aus einer andern Welt, aus der Welt der Ahnung, der wunderbaren Tiefe, in der Muſik und Poeſie ihre Quelle haben. Dieſe Welt wird von den Materialiſten geleugnet, von den Weltkindern nicht gekannt, von den Überklugen verſpottet, von den Orthodoxen für ein Mißverſtändnis erklärt. Aber die hohen, die wahrhaften Dichter kennen ſie, und die reinen Herzen und die ſtillen Weiſen kennen ſie auch. Aus ihr reicht die Hand der Wahrheit dem Genius „den Schleier der Dichtung“. Aus ihr empfangen die reinen Herzen die Gewißheit, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis iſt. Aus ihr verſtehen die ſtillen Weiſen, daß wir in der ſogenannten „wirklichen Welt“ nur das Abbild des Weſens der Dinge im Spiegel haben und daß erſt, wenn dieſer Spiegel durch den Tod umgekehrt wird und das Abbild ins Nichts verſchwindet, das wahre Weſen ſich erkennen und von dem Trugbild, das wir für wirklich hielten, nichts mehr wiſſen wollen wird. Hierzu gehörig ſagt der größte Denker der Neuzeit:

„Je deutlicher ſich einer der Hinfälligkeit, Nichtigkeit und traumartigen Beſchaffenheit aller Dinge bewußt wird, deſto deutlicher wird er ſich auch der Ewigkeit ſeines eigenen inneren Weſens bewußt; weil doch eigentlich nur im Gegenſatz zu dieſem jene Beſchaffenheit der Dinge erkannt wird;

wie man den raſchen Lauf ſeines Schiffes nur nach dem feſten Ufer ſehend wahrnimmt, nicht wenn man in das Schiff ſelbſt ſieht."

Freilich kann man nur negativ wiſſen, was unſer eigentliches Weſen iſt; ſicher nicht die vergängliche Erſcheinung mit allem, was zu ihr gehört, alſo auch dem kühnen Intellekt, der ſich vermißt, den Sternen ihre Bahnen nachzurechnen. Auch er gehört zu dem Vergänglichen der Individuation jenes ewigen Weſens, das wir nur ahnend erfaſſen und das eben das iſt, was in uns trauert, wenn es den leidenvollen eng begrenzten Durchgangsprozeß, durch den das in die Erſcheinung Gebannte hindurch muß, bedenkt.

Was dieſes eigentliche Weſen, „das Ding an ſich", ſei?

Auch hierauf ſei es mir erlaubt, die Worte jenes Denkers anzuführen: „Dieſe Frage iſt n i e zu beantworten, weil das Erkanntwerden ſelbſt ſchon dem a n ſ i ch ſ e i n widerſpricht und jedes Erkannte ſchon als ſolches nur Erſcheinung iſt. Aber die Möglichkeit dieſer Frage zeigt an, daß das Ding an ſich, welches wir am unmittelbarſten im Willen erkennen, ganz außerhalb aller möglichen Erſcheinung Beſtimmungen, Eigenſchaften, Daſeinsweiſen haben mag, welche für uns ſchlechthin unerkennbar und unfaßlich ſind und welche eben dann als das Weſen des Dings an ſich übrig bleiben, wenn ſich dieſes als W i l l e frei aufgehoben hat, daher ganz aus der Erſcheinung heraus getreten und für unſere Erkenntnis, d. h. hinſichtlich der Welt der Erſcheinungen, ins leere Nichts übergegangen iſt. Wäre der Wille das Ding an ſich, ſchlechthin und abſolut, ſo wäre auch dieſes Nichts ein a b ſ o l u t e s, ſtatt daß es ſich eben dort uns ausdrücklich nur als ein r e l a t i v e s erweiſt."

Warum aber dieſer geheimnisvolle Vorgang der Individuation ſtattfindet, warum das ewig Freie ſich ſelbſt bindet und ſich einen engen Kerker ſtatt der Unendlichkeit wählt? Wer vermöchte es zu ſagen! Die chriſtliche Religion hat es in einem dunklen, aber ſchönen Bilde zu erklären verſucht: von Ewigkeit her war es beſtimmt, daß das ſchaffende Weſen

ſich ſelbſt gegenſtändlich werde, als Vater im Sohn, und daß dieſe Individuation des Urweſens hinaus müſſe in die Erſcheinungswelt, um deren Weh, Leid und Tod durchzumachen und die Erlöſung von der Schuld des Daſeins zu vollbringen, indem ſie dieſes Daſein ſelbſt verneinte. In allen Religionen finden ſich ähnliche Vorſtellungen, da dem ſuchenden Menſchengeiſt die Wahrheit zunächſt im Gewand der Mythe aufgeht und er ſie nie auf einmal, als Offenbarung, empfängt. Eine einmalige übernatürliche Offenbarung wäre die abſolute Wahrheit; aber das ganze bisherige Leben der Menſchheit zeigt nur ein beſtändiges Wandeln, Weiterſchreiten, Untergehen und Entſtehen, aber nirgends ein abſolut Feſtſtehendes. Jede Religion ſchien ihren Gläubigen abſolute Wahrheit, ſolange ſie lebensfähig war. Wie viele Religionen aber ſind ſchon verſunken, um nie wieder zu erſtehen, und werden jetzt nur von den Menſchen als ein frommer oder wohl gar als ein unbegreiflicher und ſchädlicher Irrtum angeſehen. Wie lächelt heutzutage jeder denkende Menſch über die Anmaßung eines Prieſters, der ſich als unfehlbar hinſtellen will! Welch ein Armutszeugnis iſt es für eine Kirche, wenn ſie mit ſolchen Mitteln ihre Exiſtenz retten muß! Große Wirkungen können nur von dem, was für Wahrheit gehalten wird, ausgehen. Es iſt nicht die Wirkung, die vom Irrtum ausgeht, die dieſen den Menſchen zur ſcheinbaren Wahrheit macht, wie manche meinen. Sobald der Irrtum als ſolcher erkannt iſt, hört die Wirkung auf oder wird dann nur eine zu Zwecken des Betrugs und der Herrſchſucht bewußt unterhaltene. Daher kann man nicht ſagen, daß der Irrtum der Menſchheit mehr genützt habe als die Wahrheit. Die Fetiſchanbeter kannten keine Wahrheit, die ihrem Irrtum gegenüberſtand, ſie glaubten die Wahrheit zu beſitzen. Die chriſtliche Kirche, in ihrer früheſten Blütezeit, ſtand als geglaubte Wahrheit dem Heidentum gegenüber, obwohl dieſes wiſſenſchaftlich und philoſophiſch, in Demokrit und Ariſtoteles, bereits eine viel höhere Stufe wiſſenſchaftlicher Methode und philoſophiſcher Weltanſchauung erreicht hatte. Zu-

nächſt ſchadete vielmehr hier der für Wahrheit gehaltene Irrtum der Menſchheit, indem er den Weg wieder umnachtete, den das Licht des Gedankens bereits mit froher Morgenhelle beſtrahlt hatte. Dennoch ging die Menſchheit den dunkleren Pfad, ſich im Beſitz der Wahrheit wähnend, trotzdem ſie finſtern Aberglauben für helles Wiſſen, den Kultus der Knochen für die idealen Gebilde herrlichſten Kunſtſchaffens eingetauſcht hatte. Der ſuchende Menſchengeiſt ließ ſich aber nicht gefangen halten in der Form, die die Schönheit für ſündhaft erklärte und die Entdeckungen des forſchenden Geiſtes als Werke des Teufels verdammte. Er drang hindurch und ſchuf, zurückgekehrt zu der Anſchauung der Natur und der Beobachtung durch die Sinne, eine neue herrliche Kunſt und eine neue wiſſenſchaftliche Methode, mittels der er voranſchritt im Bereich des Wiſſens und des Schönen.

Wie nun in der Religion auf der einen Seite das Autoritätsbedürfnis, das Gefühl der Abhängigkeit von unverſtandenen Gewalten, das Bewegende war, ſo war es auf der anderen Seite das Streben *über* ſich hinaus nach etwas Höherem, nach einem ſittlichen Ideal. Auch in den roheſten Formen, vor einem Steinklumpen, vor einem Fetiſch, vor einer greulichen Larve, war es doch dies Streben, das den Menſchen trieb, anzubeten und in Schauern der Ehrfurcht oder in Hymnen der Begeiſterung ein geahntes höheres Prinzip, ſei es des Guten oder des Böſen, zu verehren. Man könnte beinahe ſagen, daß dies Streben auch a priori dageweſen ſei wie die Anſchauungsformen unſerer Wahrnehmung: Raum und Zeit. Könnten wir die Entwicklungsgeſchichte der menſchlichen Empfindungen und Vorſtellungen bis an ihren letzten Urſprung verfolgen, ſo würden wir ſicher dieſem Bedürfnis in ſeiner roheſten Form auf der Grenze, wo zuerſt Licht und Finſternis im Chaos des menſchlichen Weſens ſich ſchieden, begegnen. Wenn wir die heutzutage lebenden wilden Stämme als Norm für die urweltlichen Menſchen annehmen wollen (was übrigens wohl eine ſehr ungenügende

Annahme wäre), ſo finden wir das Vorhandenſein dieſes Bedürfniſſes beſtätigt.

An die Stelle der religiöſen Dogmen, mit denen es ſich zu befriedigen ſuchte, wird auf höheren Kulturſtufen das Streben nach der Verwirklichung eines ſittlichen Ideals treten. Die poſitiven Wiſſenſchaften, Mathematik, Aſtronomie und andere, können uns das nicht geben. Die Wiſſenſchaft, die ſich nur mit der Außenſeite der Dinge beſchäftigt, hilft die materielle Baſis feſtſtellen, auf der die Menſchheit mit größerer Sicherheit das Gebäude eines geiſtig und ſittlich veredelten Daſeins aufbauen kann. Das Ideal dieſes höheren Zuſtandes aber, zu dem die menſchliche Geſellſchaft ſich zu erheben ſtrebt, indem ſie eine unvollkommene Form nach der andern vernichtet, wird nur geſchaffen durch Vernunft, Kunſt und Liebe, d. h. Caritas, Mitleid mit der von der Schuld des Daſeins zu erlöſenden Kreatur, und in dieſem Streben allein mildert ſich die Trauer, von der ich am Anfang dieſer Betrachtung ſprach.

*

Lebenspflicht

(Capri)

Auf dieſem meerumgürteten Capri ſtehe ich nun wieder, wo ich einſt ſo glückliche Tage mit euch, holde Schweſtern, Kinder meiner Wahl, verbrachte*). Wie froh, wie unſchuldig glücklich war die Zeit, die wir hier verlebten. Keine Erdenſorge ſtörte uns den Genuß der göttlichen Welt. Ich lebte in eurer Jugend, in der Hoffnung eurer ſchön verheißungsvollen Zukunft. Die Schmerzen, Kämpfe und Leiden meiner Vergangenheit ruhten ſtill in der Tiefe der Erinnerung, wie die ernſten Felſendenkmale Capris in der blauen Flut. Wie heiter war es, wenn wir mit den Künſtlerfreunden, die wir hier trafen, hinunterzogen an die kleine Marina, in das zyklopiſch aufgehäufte Chaos der Felſen, zwiſchen denen das Meer in kriſtallener Klarheit ſpielt. Die Kinder machten ihre Badetoiletten hinter den Steinblöcken und ſprangen dann luſtig, wie kleine Meergötter, in das Waſſer, um ſich unter tauſend Scherzen in der wogenden Kühle zu erquicken. Ernſte und heitere Geſpräche gaben der Zeit Flügel, während die Künſtler die herrliche Natur auf die Leinwand zauberten. Endlich, beim hereinbrechenden Abend, klomm die ganze Geſellſchaft, mit Einſchluß der Knaben des Ortes, die Staffeleien und Malkaſten trugen, unter Geſang und fröhlichem Geplauder den ſteilen Weg wieder empor, während der Mond über den Felſen heraufſtieg und die tief zurückbleibende Waſſerfläche mit ſilbernem Glanz überſtrahlte. Nach dem Nachtmahl, das alle Gaben dieſer

*) Es war im Jahre 1862, nachdem ich zwei Winter in Paris verbracht und dann die Erziehung von Herzens jüngſter Tochter wieder übernommen hatte, daß beſchloſſen wurde, ich ſolle mit den zwei Töchtern (auch die ältere, eben erwachſen, ſchloß ſich an) nach Italien, vorläufig auf einen Winter nach Florenz, teils meiner Geſundheit, teils häuslicher Verhältniſſe wegen, die für den Augenblick der Erziehung nicht günſtig waren. Was aber für Monate gemeint war, wurde zu Jahren; wir gingen von Florenz nach Rom, von da im Sommer eben nach Capri, worauf ſich das obige bezieht.
Anm. der Verfaſſerin.

freigebigen Natur verherrlichten: Feigen, Trauben, edler Wein, lagerte ſich die Geſellſchaft auf dem flachen Dache des Hauſes. Das Heer der Sterne funkelte über unſern Häuptern, Sternſchnuppen fielen wie goldner Regen um uns nieder, und eine geiſtvolle Künſtlerin improviſierte phantaſievolle Märchen, denen groß und klein mit Freude lauſchte. O ſchöne Tage! Empfanden wir damals nicht alle tief den Sinn des Goetheſchen Wortes: „Wie es auch ſei das Leben, es iſt gut!“

Nun liegen lange Jahre zwiſchen jener Zeit und heute! Gräber, völlig gelöſte Bande, trübe und frohe Tage, doch der erſteren mehr. Ihr ſeid fern, holde Kinder, ſeid auf der Höhe der Jugend, mitten im Leben! Ich bin alt und allein. Im Augenblick freilich ſind werte Menſchen bei mir. Aber auch ſie werden mich wieder verlaſſen, ſie ſind jung, ſie müſſen fort in die Welt, wo man kämpft und handelt. Ich werde wieder allein ſein und ſo geht es fort von Stunde zu Stunde, von denen „alle verwunden und die letzte tötet“. Aber geſtern abend, als der eine der Freunde auf dem Piano phantaſierte*) und die Muſik die Stimmung vollendete, die die zauberiſche Natur hier erzeugt, während der andere ſchweigend neben mir ſaß, da empfand ich auf das lebhafteſte die Unzerſtörbarkeit unſeres Weſens. Die alternde Hülle war mir nur wie ein Gewand, das man ablegt, ich fühlte mich jung, „ich hatte alles, was ich je genoſſen“. Ich empfand die Liebe ſchöner wie in der erſten Morgenfrühe des Lebens, gleich einem reinen Silberſtrom von Herz zu Herzen fluten, ich hörte noch erhabenere Geiſterſtimmen durch die Töne zu mir reden als je früher; ich ſah mich durch den langen, dunklen Traum des Daſeins durchgedrungen zu der ſchönen Frei-

*) Es war Friedrich Nietzſche. Den Winter, den ich mit ihm in Sorrent war, fuhren wir mit Dr. Rée auf ein paar Tage nach der zauberiſchen Inſel, damals immer noch nicht ſo ſehr dem Verderbnis durch Fremdenverkehr verfallen. Nietzſche ſpielte ja wunderſchön, meiſt improviſierend, und den Abend, begeiſtert durch all das Schöne, was wir am Tag geſehen hatten, war er beſonders ergriffen und entlockte dem Inſtrument wunderbare Weiſen. Anm. der Verfaſſerin.

heit, in der der Geiſt ſeine Ewigkeit genießt. Und dieſer hohe Lebenspreis am Ende des Kampfes ſollte nur der Schluß einer Zufallskomödie ſein? Nur das Schauſpiel der Entwicklung einer chemiſchen Kombination*), die nicht einmal den Namen Drama verdiente, weil das Tragiſche nicht mit einer großen Null endigen kann?

Ich las neulich in einem Buche: „Wenn es bewieſen werden könne, wie ſich die außerordentliche intellektuelle Tätigkeit der Ameiſe entwickle, ſo könnten wir den Schluß machen, daß ſich die intellektuelle Tätigkeit des Menſchen, der doch nur ein höher befähigtes Tier ſei, auf dieſelbe Weiſe entfalte, nur zu einer höhern Potenz. Auf dieſe Weiſe würde die Erſcheinung des intellektuellen Lebens in der Menſchheit erklärt ſein. Darüber hinaus gehe unſer Verſtändnis nicht, könne es nie gehen; da höre demnach für uns alles Forſchen auf, weil keine empiriſchen Beweiſe mehr dahin reichten und folglich das Gebiet der Metaphyſik beginne.“ — Wenn wir aber nur Produkte einer chemiſchen Zufälligkeit ſind, wenn der lange, heiße Kampf um Wahrheit, wenn die Liebe, wenn das Mitleid, wenn die Leiden, die wir dulden, nur Ergebniſſe eines chemiſchen Zufalls ſind, — wäre es dann nicht beſſer, nicht gerechtfertigter, ſich den Folgen desſelben zu entziehen, die nutzloſe Ebbe und Flut der Exiſtenz abzuſchneiden und, ſobald das Bewußtſein über d i e ſ e Realität eintritt, ſie mit frohem Mute zu vernichten? Ja, der Selbſtmord wäre dann die einzige vernünftige Tat, die einzige Antwort der blinden Macht gegenüber, die uns als bloße chemiſche Kombination zu ſo ungeheuren Schickſalen verdammte. Dieſe Entſtehung zu einer Entwicklung ohne Zweck, zu einer Leidensfähigkeit ohne Grund verdiente nichts anderes als raſche Vernichtung. Die Materialiſten antworten: ja, wir

*) Daß die Erinnerung an dieſen ſchönen poeſievollen Abend unmittelbar zu den folgenden Betrachtungen führte, kam daher, daß wir mit Dr. Rée, einem entſchiedenen Poſitiviſten, fortwährend Diskuſſionen über die philoſophiſchen Probleme hatten, ſo daß das Wort: chemiſche Kombination zuletzt ſogar ein Scherzwort zwiſchen uns wurde. Anm. der Verfaſſerin.

müſſen das Daſein eben hinnehmen, ſo gut wie die Blüte an der Pflanze erblühen, die Frucht am Baume reifen, die Schnecke am Boden kriechen und das Inſekt im Sonnenſchein ſein Daſein verflattern muß. Wohl! aber die Blüte hat nichts anderes als ihr Blütenbewußtſein und die Frucht nichts anderes als ihr Fruchtbewußtſein, und wenn das erfüllt iſt, ſo iſt es kein Schmerz für ſie zu verſchwinden. Schon die Schnecke, ſchon die Eintagsfliege haben beinahe zu viel Schmerzfähigkeit für die Bedingungen ihres Daſeins. Aber ſie kommen nicht bis zum Bedürfnis von Zielen, ſie kennen den Schmerz nicht, umſonſt geſtrebt zu haben, ſie haben nicht mit den tödlichen Umarmungen des Zweifels zu ringen, ihnen leuchtet nie ein träumeriſches Ahnen von Seligkeit, das Feuer geiſtigen Entzückens wärmt ſie nie und nie wachſen ihnen Flügel der Begeiſterung. Wäre die chemiſche Kombination der Atome die einzige Urſache unſeres Daſeins, ſo hätten wir ja vor allen Dingen gar nicht mehr nötig, uns mit der Löſung hoher Probleme zu beſchäftigen. Aller Spekulation, aller Metaphyſik, aller Philoſophie müßte, als reinem Unſinn, die Tür verſchloſſen werden. Wem es Freude machte, ſich, wie am Schachſpiel, an den chemiſchen Kombinationen, an den mannigfaltigen Ergebniſſen des Experiments zu üben, der möchte es immerhin tun. Es wäre immer eine anſtändige Art, das abſurde Leben hinzubringen: den Bau der Welt in ſeinem Mechanismus zu ergründen, die Ergebniſſe chemiſcher und phyſiſcher Erkenntnis zum materiellen Nutzen für ſich und andere anzuwenden; das Leben reinlicher, geſunder, angenehmer, nützlicher zu machen. Es wäre beſſer, als die Lebenszeit in tieriſchem Genuſſe hinzubringen, weil ein reinlicher, mäßiger Menſch angenehmer zu ſehen iſt als ein unmäßiger, unreinlicher Menſch. Aber wäre es ſittlicher, wäre es idealer?

Der Begriff der Sittlichkeit, überhaupt des Guten und Böſen, iſt ein erſt hiſtoriſch entwickelter, nicht a priori im Menſchen vorhandener, ſagen die Poſitiviſten.

Angenommen es wäre ſo — jedenfalls iſt er nun da, iſt

verzweigt mit allen Sphären des Daſeins, iſt uns in Fleiſch und Blut übergegangen und, wie wir ihn auch taufen mögen, er beherrſcht uns. Gewiſſe Handlungen ſind uns widerwärtig, empören uns; wir würden uns für befleckt halten, ſie zu begehen; andere befriedigen uns, geben uns eine erhöhte Empfindung unſerer ſelbſt, entzücken uns, wenn wir ſie begehen ſehen, ob wir den Täter dabei für unverantwortlich halten oder nicht; ob wir glauben, daß er nur den unabänderlich feſtſtehenden Trieben ſeiner Natur folgt oder imſtande iſt, ſie zu beherrſchen und zum Gehorſam gegen die Gebote ſeiner Einſicht zu zwingen. Nicht nur, daß dieſer Begriff da iſt, ſondern er wächſt noch, entwickelt ſich zuſammen mit dem Leben der Menſchen und entfernt ſich ſo allmählich in eben dem Maße von ſeinen Uranfängen, wie ſich die menſchliche Natur von ihrem Affenurſprung entfernt. Nun hat es gewiß für unſer wiſſenſchaftliches Denken eine außerordentliche Wichtigkeit, uns von den Nebeln der religiöſen Vorſtellungen über unſere Entſtehung und unſere Verpflichtung im Daſein zu befreien und es iſt dies, wie jede Klarheit, willkommene Zugabe zu der Summe der Einſicht, geſetzt auch, daß wir nur die oberſte Stufe der animaliſchen Stufenleiter ſind. Aber an der praktiſchen Seite unſerer Lebensaufgabe ändert dies nichts. Im Gegenteil: jede Anforderung an ein vernünftig zu ordnendes, ſittlich zu vollbringendes, zu den höchſten Zielen zu erhebendes Leben würde tauſendfach dadurch verſtärkt und verſchärft, denn dieſe Anforderung gelangt nun direkt an uns und nicht mehr durch Vermittlung eines Weſens, von dem wir abhängig wären.

Ferner ſagen die Poſitiviſten: es gibt gar keine an ſich gute oder böſe Handlungen; wir nennen ſie nur ſo, weil wir von Jugend an gewöhnt ſind, gewiſſe Handlungen als gut, andere als ſchlecht zu bezeichnen, je nach den Beziehungen, die ſie auf uns ſelbſt oder andere haben; je nachdem ſie egoiſtiſch oder unegoiſtiſch ſind. Es iſt ſogar möglich, den Prozeß dieſer Entwicklung bis nahe an ſeine erſten Anfänge zu verfolgen, zu ſehen, wie die Begriffe des Guten und

Bösen ſich gebildet haben, wie bei ſchon hochziviliſierten Völkern noch für gut, verdienſtvoll, ja höchſte Tugend galt, was wir jetzt verdammen, z. B. bei den Griechen die Rache. Weiter ſagen jene: es gibt keine Pflicht, denn dazu müßte ein abſolutes Geſetz von außen oder ein a priori herrſchendes Sittengeſetz da ſein, was beides durch Naturforſchung und Geſchichte verneint wird.

Ja, aber dennoch entſteht durch die Gewalt der natürlichen und hiſtoriſchen Entwicklung ein Bewußtſein von einer Art zu handeln in uns, die wir Pflicht nennen. So wie Reinlichkeit eine Pflicht iſt gegen die Geſundheit, gegen die Schönheit, gegen die Achtung, die man für ſich ſelbſt hegt, ſo iſt redlich, aufrichtig, edel handeln eine Pflicht gegen die Reinheit unſeres Bewußtſeins, gegen den nun einmal in uns gereiften Begriff des Rechts, der Wahrheit, der Redlichkeit. Wenn wir von jedem metaphyſiſchen Grunde des Daſeins abſtrahieren, wenn wir alles uns bekannte organiſche Leben nur für eine zufällige chemiſche Kombination nehmen, ſo können wir doch nicht leugnen, daß wir gewordenen Tatſachen gegenüberſtehen, die uns mit einem Netz von Banden, von Verpflichtungen, von Vorſtellungen umſtricken, innerhalb derer unſer ganzes Denken und Tun wurzelt und durch die es fortwährend bedingt iſt. Wenn es für den noch ganz gorillaähnlichen Menſchen keinen Unterſchied zwiſchen gut und böſe gegeben, wenn er keine Pflicht gekannt, wenn ihm jede ideale Regung gefehlt hat, ſo ſind wir eben auch jener Menſch nicht mehr. Wir ſind etwas anderes, eine im Kampf ums Daſein völlig veränderte Spezies geworden. An ſich iſt nichts gut oder böſe, ſagt Hamlet, erſt die Gedanken machen es dazu. So haben wir im Laufe der Zeiten Verhältniſſe hergeſtellt, die wir mit Recht als die Schöpfung der Menſchheit bezeichnen können, in der ſich Rechte, Pflichten, geiſtige Geſichtspunkte feſtgeſtellt haben, die im Urzuſtande der Menſchheit nicht da waren und mit dem natürlichen Menſchen nichts gemein haben. Wir können allerdings aus dieſem gewordenen Daſein austreten, uns auf eine wüſte Inſel be-

geben und als Gorilla leben, das ſteht uns frei. Wir beweiſen aber damit nichts. Wir können auch gegen das Sittengeſetz, gegen die Verpflichtungen, die ein entwickelter Zuſtand der Geſellſchaft uns auferlegt, proteſtieren, indem wir Räuber, Mörder, Diebe, Vagabunden werden. Dann können wir es aber der Geſellſchaft nicht verargen, wenn ſie alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel ergreift, um gegen dieſen Proteſt ihrerſeits zu proteſtieren und uns in der Weiſe zu ſtrafen, wie es ihr hiſtoriſch gewordenes Rechtsbewußtſein erheiſcht.

Solche Strafe iſt nur Abſchreckung, ſagen jene immer, um ähnliche Handlungen zu verhüten. Ich meine, ſie ſoll auch Strafe ſein für die begangene Tat. Geſetzt aber auch, ſie wäre nur das erſtere, ſo bewieſe ſie dennoch ſchlagend, wie weit die Menſchheit von der Exiſtenz, wo nur einfache Naturzuſtände herrſchen, entfernt iſt; denn, obgleich die Wiſſenſchaft die Unverantwortlichkeit des Menſchen feſtgeſtellt zu haben meint, da ſein Charakter und die ihn beherrſchenden Triebe ihm angeboren ſind, ſo wird er doch beſtraft, als ob er verantwortlich wäre, weil die Geſellſchaft ſich Geſetze und Einrichtungen geſchaffen hat, gegen deren Übertretung oder Mißbrauch ſie ſich ſchützen muß.

Daß alle dieſe gewordenen Zuſtände wieder unzähliger Modifikationen fähig ſind und im Laufe der Zeiten ſich weiter entwickeln werden, wie ſie es ſchon in der Vergangenheit getan haben, verſteht ſich von ſelbſt. Und daß dieſe Veränderungen immer mehr das Produkt bewußten Schaffens der Menſchen werden zufolge erhöhter Einſicht und feſterer Ziele, das iſt eben unſere Aufgabe und deshalb gibt uns unſere Entſtehung, ſei ſie auch die, als welche die Poſitiviſten ſie bezeichnen, nicht mehr das Recht zum Selbſtmord, wohlverſtanden: ſo lange wir noch mitarbeiten können, in uns ſelbſt und an andern das Werk der Welterlöſung zu vollziehen. Wir haben, wenn wir auch nur das am höchſten entwickelte der Tiere ſind, die Grenze unſerer Abſtammung mit einer ſtarken Demarkationslinie gezogen und ſind Schöpfer unſerer

Welt geworden. Das Tier kann nie Schöpfer werden, es erleidet die Naturgeſetze; der Menſch aber wird ihrer nach und nach Herr und hat die Aufgabe, ſie den Geboten ſeines Geiſtes dienſtbar zu machen. Und damit iſt ihm der Kampfpreis des Daſeins beſtimmt.

*

Von dem möglichen Einfluß der Frauen auf die Politik

Wenn die Frauen auch politiſch emanzipiert würden, d. h. wenn ſie, wie es ſich gehört, gleiche politiſche Rechte mit dem Manne hätten, wie viel gute Folgen würde das haben!

Ruhig, ruhig, ihr Spötter: lacht nicht und haltet die ironiſche Bemerkung zurück, die euch gleich auf den Lippen ſchwebt, wenn von ſo etwas die Rede iſt. Hört ruhig zu und ſeht, ob ihr nicht anerkennen müßt, daß das Geſagte vernünftig iſt.

Zunächſt iſt es eine Forderung der Gerechtigkeit, daß die eine Hälfte der Menſchheit in allem, was bürgerliche Rechte anbelangt, mit der anderen gleich geſtellt werde. Wollte man hier gleich einwenden, wie es Conſtantin Frantz gegen Stuart Mill tut, daß der ſogenannte „Rechtsſtaat", in dem wir leben, überhaupt eine naturwidrige Einrichtung iſt, ſo hieße es zunächſt weiter nichts als eine Gerechtigkeit im Zuſtand der Ungerechtigkeit vollziehen, denn wir leben doch nun vorläufig in dieſem Rechtsſtaat. Hat doch auch die Natur der Frau die Aufgabe, das Leben der Menſchheit zu erhalten, zu gleichen Teilen mit dem Mann zugeteilt, ja ſogar ihr das ſchwerere Teil, weil das leidenvollere. Wie ſollte nun nicht im Kulturleben der Menſchheit die Aufgabe auch gleich geteilt werden, und wie ſollten nicht mit der Aufgabe auch die Rechte der Frauen zur völligen Gleichſtellung mit denen des Mannes kommen müſſen? Es iſt das eben nur noch eine Frage der Zeit; kommen wird es.

Aber die politiſchen Rechte? Schon oft iſt mir von ſeiten der Männer geſagt worden: „Gott, wünſchen Sie es doch den Frauen nicht; es iſt ja alles ſo brutal in der Politik, daß es wahrlich keine Freude iſt, damit zu tun zu haben und wenn z. B. zu dem Unſinn, der ohnehin ſchon in unſern Parlamenten geſchwätzt wird, auch noch das Geſchwätz von Frauen käme, da wäre es ja gar nicht auszuhalten."

Ach, das iſt es gerade! Alſo haben der bisher von den Männern organiſierte Staat und die Politik, die ausſchließ-

lich in ihren Händen war, nicht so goldne Früchte getragen, es ist da alles den Anforderungen wahrer Kultur nicht so entsprechend gewesen, daß wir sagen könnten: dabei bleibe es ora e sempre. Nein gewiß, wenn wir unser stattliches und soziales Leben untersuchen, so erschrecken wir über die Roheit, die Barbarei, in der wir noch nach allen Seiten hin stecken. Man nehme nur zunächst die häufigen Kriege, die das alte Europa, das sich den Sitz der Zivilisation wähnt, zerreißen. Man sehe, wie die zivilisierten Staaten des Elends so viel in sich bergen, daß sie keine Abhilfe dafür finden; wie die Lehrer des Volkes so schlecht bezahlt werden, daß sie kaum leben können; wie die Zwangsjacke noch allen Verhältnissen angezogen ist; wie die Erhaltung der stehenden Heere Summen verschlingt, welche die Wohlfahrt von Millionen machen könnten, und wie diese Heere, die im Kriege sich schlachten lassen müssen für Zwecke, die nichts weniger als Kulturzwecke sind, im Frieden Hunderttausende von rüstigen Menschen der segenspendenden Arbeit des bürgerlichen Lebens entziehen.

Ein großer Stratege und besonnener Staatsmann hat vor einiger Zeit im Anblick der drohenden Wolken, die wieder am politischen Himmel schweben, gesagt: „Es sei das gegenseitige Mißtrauen der Staaten, das die Erhaltung der Armeen notwendig mache, da dieses Mißtrauen eine ewige Bedrohung des Friedens sei". So ist es; aber was sagt dies für unsere Zivilisation? Daß sie eine organisierte Wildheit ist, nichts weiter. Vergebens schmücken sich die angreifenden Parteien mit den hohen Vorwänden der Zivilisation, der Religion, der Gerechtigkeit, der Liebe zu den Unterdrückten. Wehe uns, wenn diese hohen Dinge keine anderen Mittel zur Verwirklichung hätten als die blutigen Greuel der Waffen. Sind es doch fast immer nur Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, Eroberungslust, kurz alle schlechten Triebe des Egoismus, die den Anlaß geben. Und anstatt daß diese Art Politik zu treiben wenigstens allmählich abnähme, nimmt sie im Gegenteil immer kolossalere Proportionen an, bedarf Armeen, wie sie

keine Vorzeit gekannt hat, erfindet Mordwerkzeuge, die, wie das chriſtliche Bild des Todes, gleich ganze Saaten von Menſchenleben abmähen und verurſacht dem Staat nicht nur eine furchtbare Einbuße an phyſiſchen Kräften, ſondern ebenſo an geiſtigen. Sind es doch, ganz beſonders bei einem Wehrſyſtem wie das deutſche, meiſt die edelſten intellektuellen Kräfte, die da zugrunde gehen und zwar nicht bloß die einer Generation, weil der Krieg die Blüte der intellektuellen Jugend hinrafft, ehe ſie Nachkommen zeugen konnte.

Nun, und warum ſollte es nicht der Probe wert ſein, in dieſe Welt der noch ſo rohen männlichen Leidenſchaften und Geſichtspunkte ein milderndes, verſöhnendes Element einzuführen durch die Beteiligung der Frauen? Es hat wohl öfter ſchon eine Beteiligung der Frauen an der Politik ſtattgefunden, aber, wie alle Beteiligung von Sklaven, durch unedle Mittel, durch Intrige und Liſt. Das iſt nicht das Rechte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch hier wieder die beſſere Erziehung, die vollſtändigere Bildung der Frau vorangehen muß. Warum ſollte es aber außerhalb des Geſichtskreiſes einer wahrhaft gebildeten Frau liegen, ſich mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes und mit den adminiſtrativen Einzelheiten des ſtaatlichen Lebens zu beſchäftigen? Wenn die Politik mehr und mehr aus den Kabinetten der Fürſten, von den grünen Tiſchen der Miniſter und Diplomaten hinaustritt in die Öffentlichkeit und, wie ſie es ſein ſoll, die Angelegenheit der Völker ſelbſt wird, deren Beauftragte jene nur ſind — warum ſollten die Frauen ſich nicht tätig dafür intereſſieren, da es ihr Leben und das ihrer Teuerſten ebenſogut angeht wie das der Männer? Warum ſollten ſie nicht zunächſt mitwählen dürfen, wenn es gilt, die beſten Vertreter für die Intereſſen eines Kreiſes, einer Provinz, des Staates zu finden? Ihr Urteil über die geiſtige Befähigung der Männer iſt oft ein viel feineres und treffenderes als das der Männer untereinander. Dazu würden die Frauen einer Menge von Beſtechungen, die jetzt auf die Wähler ausgeübt werden, nicht zugänglich ſein, z. B. durch Ge-

tränke, durch Geld, Verſprechen von Beförderung uſw. Man wird einwenden, daß ſie dafür den Schmeicheleien, den Bewerbungen, den Liebesverſicherungen der Männer deſto zugänglicher ſein würden. Das wird öfter der Fall ſein, aber immer weniger, je gebildeter die Frauen werden, je mehr ſie ſich ſelbſt achten lernen, und dann — kommen denn etwa bei den Männern keine Mißbräuche vor? Wir haben es ſchon früher geſagt: es kommt nur darauf an, wo die größere Menge iſt.

Ich höre ſchon einen andern Einwand dem erſten folgen: „Wie unweiblich iſt das alles, was ſoll die Frau in den rohen Vereinigungen der Männer, wo es nur zu oft brutal hergeht?“

Was ſie ſoll? Was ſie überhaupt im Leben ſoll: veredeln, verſöhnen, ziviliſieren, die Prieſterin edler Sitte wie im häuslichen, ſo im öffentlichen Leben ſein.

„Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.“

Kann denn bei brutaler Handhabung der wichtigſten öffentlichen Fragen die Vernunft und die wirkliche Einſicht das Herrſchende ſein? Schwerlich. Warum alſo die humaniſierenden Elemente ausſchließen? Zudem iſt es ja einfache Gerechtigkeit; die Frau iſt ſo gut Staatsbürger wie der Mann. Es muß ihr ebenſoviel daran gelegen ſein, den würdigſten Vertreter der öffentlichen Intereſſen, von denen auch das Wohl des Einzelnen abhängt, zu finden.

Ferner aber, warum ſollten nicht auch Frauen tätigen Anteil nehmen am adminiſtrativen Leben des Staates, an der Volksvertretung?

Die Gegner ſtoßen einen Schrei der Entrüſtung aus: „Hat denn die Hausfrau, die Mutter nichts Beſſeres zu tun, als in Akten zu wühlen und in Parlamenten unnütze Reden mit anzuhören oder gar ſelbſt welche zu halten?“ Ja, allerdings; ſo lange die Hausfrau, die Mutter ihren Pflichten als ſolche im ausgedehnteſten Sinne obliegt, wird ſie ſchwerlich Zeit für

jene Beſchäftigungen haben. Aber zunächſt ſind ja nicht alle weiblichen Weſen Hausfrauen und Mütter. Wie viele gibt es, die von Natur mit großen organiſatoriſchen und adminiſtrativen Talenten verſehen ſind und vielmehr an die Spitze großer Gemeinweſen paſſen als an die Spitze des Familienlebens; wie viele, die aus dem einen oder andern Grunde unverheiratet bleiben und ſich nach einer gemeinnützigen Tätigkeit ſehnen, weil ſie die Fähigkeit dafür in ſich fühlen; wie viele endlich, die ihre Aufgabe als Mütter vollendet, die erwachſenen Kinder in die Welt entlaſſen haben und noch jung und kräftig genug ſind, um auf andere Weiſe in der Welt zu nützen! Warum ſollten dieſe nicht ebenſogut an der Landesverwaltung teilnehmen wie die Männer? Würden nicht eine Harriet Martineau, eine Mrs. Lewis (George Elliot), eine George Sand und manche andere Beſſeres zu ſagen und vorzuſchlagen gewußt haben als viele, viele der — leider — Nichtkapazitäten, die jetzt in den Verſammlungen ſitzen, in denen die höchſten Intereſſen der Nationen beraten werden? Iſt man doch längſt daran gewöhnt, die Frau als Künſtlerin in der Öffentlichkeit zu ſehen und zwar oft in der allerhäßlichſten und unweiblichſten Weiſe, wie z. B. beim Ballett. Dagegen proteſtieren die Männer nicht. Wenn eine große Künſtlerin uns die gewaltigſten Leidenſchaften in ergreifender Wahrheit darſtellt, uns bis zum Entzücken hinreißt, uns bis zu Tränen rührt, ſo wird das niemand unweiblich nennen — und mit Recht nicht. Warum ſollte es denn unweiblich ſein, wenn in der Verſammlung ernſter Männer (wenigſtens ſollte man doch vorausſetzen, daß es ernſte Männer ſeien, die über das Wohl und Wehe ihres Volkes zu beraten haben!) ernſte Frauen mitſäßen und ihren Vorrat an Lebenserfahrung, an Beobachtungen, an geprüftem Urteil hinzubrächten?

Ich habe ſchon geſagt, daß die gültigſten Zeugniſſe erfahrener Männer vorliegen über die günſtigen Einflüſſe, welche die gemeinſchaftliche Erziehung und höhere Ausbildung der Jugend beiderlei Geſchlechts auf beide Teile gehabt hat in

jener jüngeren Welt der Ziviliſation, welche die alte bereits in ſo vielem überflügelt hat. Warum ſollten dieſelben Einflüſſe ſich nicht auch unter älteren Menſchen bei gemeinſchaftlichem Handeln geltend machen? Vor allem wäre zu hoffen, daß der Weltfriede dabei gewinnen würde. Schon aus Egoismus der Liebe würden die Frauen gegen den Krieg eifern, der ihnen die Gatten, die Brüder, die Söhne hinrafft. Aber auch aus anderen Motiven würde die wahrhaft gebildete, edle Frau etwas Höheres anerkennen als das Prinzip der Nationalitäten, das doch eigentlich nur eine Phraſe iſt, hinter der ſich der Völker- oder der Regierungsegoismus verbirgt. Sie würde es aufs ſtärkſte fühlen, daß jenſeits jener Grenzen, welche die Nationen ſcheiden, ebenſogut Brüder wohnen wie diesſeits, daß es durchaus nicht darauf ankommt, in den Völkern die Leidenſchaft zu nähren, welche die Menſchen ſich als Feinde gegenüberſtellt, ſobald ein Bergzug, ein Strom oder eine Eroberungslinie ſie ſcheidet; ſie würde im Gegenteil betonen, daß es darauf ankommt, den Völkern begreiflich zu machen, wie ihre Intereſſen ſolidariſch ſind, wie es für aller Wohlfahrt beſſer iſt, ſich über die Grenze hinüber freundlich die Hand zu reichen, als das finſtere Mißtrauen wach zu halten, das den Menſchen vom Menſchen ſcheidet.

Freilich einſt, als Tapferkeit die höchſte Tugend des Mannes war, da mußte es auch dem Weibe ein verklärter Schmerz ſein, die Geliebten im Heldenkampfe glorreich ſterben zu ſehen, und ſpäter, als die Vaterlandsliebe als begeiſterndes Motiv an die Stelle heroiſcher Tugend trat, da durfte auch die liebendſte Mutter nicht anſtehen, die teuren Söhne hinzugeben, um das Vaterland zu retten. Da galt es einer Idee; das Vaterland war der Inbegriff all der Güter, die der Menſch als ſeine teuerſten ſchätzt und die gegen den Tyrannen, den Eindringling zu verteidigen er ein heiliges Recht hatte. Auf dieſem Gebiete haben, bis in die neueſte Zeit, beſonders die italieniſchen Frauen Beiſpiele wahrhafter Größe gegeben und ſo lange ſolche Verhältniſſe wie die der heutigen Politik beſtehen, muß das auch dasſelbe bleiben. Die Frau,

die Mutter muß bereit ſein, die Teuerſten hinzugeben, wenn es gilt, das Vaterland vor ungerechtem, willkürlichem Angriff zu bewahren. Aber iſt das ein Zuſtand, deſſen Dauer wir zu wünſchen haben? Gibt es nicht ein höheres Prinzip als das der Vaterlandsliebe? Vor neunzehnhundert Jahren ward es ſchon verkündigt, das höhere Prinzip der Brüderlichkeit, der allgemeinen Menſchenliebe. Aber die Welt, die ſich die chriſtliche nennt, hat bis jetzt wenig Anſtalten gemacht, es zu verwirklichen. Früher hatte ſie Tortur und Scheiterhaufen für die Brüder, die ihre Dogmen nicht anerkannten. Jetzt hat ſie gouvernementale Intereſſen und den Vorwand der zu gruppierenden Nationalitäten, in deren Namen die menſchlichen Brüder zu Mord und Totſchlag aufeinandergehetzt werden. Nun, für jenes ſo lange unerfüllt gebliebene Prinzip, dünkt mich, ſollten die Frauen einſtehen. Ihnen, wenn ſie einmal einen legalen Einfluß auf die Politik haben, ſollte es obliegen, Verſöhnung zu predigen, den edlen Wettkampf der Völker in allen Werken des Friedens und der Kultur, aber nicht den Kampf, der auf blutigen Schlachtfeldern entſchieden wird. Für die höchſten Kulturfragen ſollten ſie eine edle Majorität bilden helfen, ſollten gegen Zwangsgeſetze proteſtieren, die nur ungerechte Schutzmittel des Staates gegen die von ihm ſelbſt verſchuldeten Übel ſind, ſollten vor allem darauf dringen, daß idealiſierende Bildungsanſtalten geſchaffen würden, die dem Volke offen ſtänden.

Immer und immer wieder führt das freilich auf die Frage zurück: ob wir das Leben als eine Kulturaufgabe anſehen oder nicht. Wenn nicht, nun dann träume man ihn weiter, den bewußtloſen Traum des Daſeins; man ergötze ſich an dem bunten Scheine des Wahnlandes und tröſte ſich bei dem unſäglichen Leiden mit der Hoffnung auf ein vergeltendes Jenſeits, man betäube das böſe Gewiſſen in ſinnloſem Rauſch, um den Gedanken an die Höllenqualen, auf die man Anſpruch hat, zu verwiſchen. Aber man ſpreche nicht von Ziviliſation und Kultur, man rühme ſich nicht, das fortgeſchrittene Jahrhundert zu ſein, man ſcheine einfach, was man iſt: Barbar.

Oder iſt das etwa keine Barbarei, wenn, wie z. B. jetzt, ruſſiſche Schiffe zur Nachtzeit auf der Donau hinfahren und Torpedos unter die türkiſchen Schiffe legen, daß dieſe mit der ſchlafenden Mannſchaft in die Luft geſprengt werden? Wir ſchreien auf vor Empörung, wenn wir im Thukydides von der Behandlung der eroberten Städte durch die Athener leſen, und ſagen: jene Menſchen ſchauen uns an wie wilde Tiere. Aber iſt eine ſolche Tat wie die oben angeführte beſſer, menſchlicher? Oder wir preiſen ruhmredig, daß wir den Krieg humaniſieren durch Anſtalten, in denen wir die von den ſcheußlichſten Mordwerkzeugen zerriſſenen Glieder wieder zuſammenflicken, wir ſingen ſentimentale Lobpreiſungen über die „hohen Frauen", die alsbald ein Frauenkomitee bilden, um Scharpie zu zupfen und Verbandzeug zu nähen, anſtatt die „hohen Männer" von der Politik des Mordes zurückzuhalten und ſie zu verhindern, jene Wunden überhaupt zu ſchlagen — und wir bilden uns ein, ſtolz ſein zu dürfen auf eine ſolche Kultur? Nein! nicht eher dürfen wir unſere Kultur preiſen, bis der zu ſehr verfrühte Geſang zur Wahrheit wird:

„Friede auf Erden
Und den Menſchen ein Wohlgefallen."

*

Kirchhofsgedanken

(Chiavenna)

Am Fuß der Alpen, in dem tiefen Bergkeſſel von Chiavenna, überfiel mich wieder das Bangen, das mich immer innerhalb der Rieſenwelt der Alpen, „jener ewigen Mauern, die unſerer Erde Paradies beſchützen", ergreift. Es iſt das Bangen, das Fauſt beſchleicht, als ihm der Erdgeiſt zuruft: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir", das Bangen vor der fürchterlichen Beſchränktheit unſeres Daſeins. Nein, die Natur darf uns nicht auch noch daran mahnen; in ihr wenigſtens muß der Blick hinauskönnen in das Unendliche, muß in lichten Fernen eine Beſtätigung ſeines träumeriſchen Ahnens finden. Aber jene ſtarren Rieſen, die mit ihrer elementaren Titanenmacht uns ſtumm gegenüberſtehen, verachten den Menſchenwurm, der zu ihren Füßen ſein ephemeres Leben führt. Sie laſſen ihn ohne Troſt verſchmachten in dem engen Gefängnis zwiſchen ihren Zyklopenmauern, in dem ihm keine Flügel wachſen, um ihn wie den Adler von ihren eisglänzenden Gipfeln der Sonne entgegenzutragen. In ſolch einer Rieſenwelt kann man ſich entweder nur wie Manfred, nach dem vergeblichen Verſuch den Schleier von den Geheimniſſen der Natur zu lüften, hinabſtürzen in das ungeheure Grab des elementaren Lebens, — oder man muß den kurzen Erdentraum im mechaniſchen auf und ab des täglichen Seins bewußtlos austräumen, wie der Senne, der mit Sommersanfang ſeine Herde auf die Alp hinauf- und zum Winter von da herunterführt, ohne nach dem w o h e r und w o h i n zu fragen. —

Aber ſchön ſind ſie dennoch, unſäglich ſchön, die ſtolzen ſchwarzen Felſenrieſen mit dem ſaftigen Grün bekleidet; die feuchtgrünen Talgründe, durch die der Bergſtrom in tollem Übermut hindurchſpringt; die hohen Kaſtanienwälder, die undurchdringliche Laubdächer bilden; die Waſſerfälle, die ſchäumend in die Tiefe ſtürzen wie ruheloſe Seelen, die, aus der Luftregion verbannt, den dunkeln Schoß der Erde ſuchen;

die Wolkenkränze, die zwiſchen dem Geſtein hängen, als hätten Rieſenſpinnen ihr Netz hineingewebt; endlich die Gewölke oben, die zuweilen plötzlich auseinanderreißen und für Augenblicke eine Eisſpitze, von einer fernen Sonne beglänzt, wahrnehmen laſſen. Ja, das alles iſt ſchön, aber — traurig. Der Kirchhof in Chiavenna iſt ein ſo eigentümlich traurig ſchöner Platz, wie er für ſolche Beſtimmung kaum beſſer gefunden werden kann. Schwarze, wild hingeworfene Felsblöcke, mit üppiger Vegetation überwuchert, ſo wie der Tod mit den täuſchenden Illuſionen des Lebens, bilden den Rahmen um den Platz, wo alle Illuſion endet. Eine kleine Pyramide deckt das Grab einiger Patrioten, Chiavenneſen, die im Exil ihre Freiheitsliebe büßten und nachher in den Befreiungskämpfen fielen. Der Patriotismus iſt lange Zeit das idealiſierende Gefühl der Italiener geweſen und hat ſie in das Exil, in die traurigſten Kerker, in die fortwährend erneuten Verſuche kühner Unternehmungen, in den Schlachtentod geführt. Auch gibt es kaum einen Kirchhof in Italien, der nicht ein Denkmal ſolcher Freiheitskämpfer enthielte. Was wird an die Stelle dieſes idealiſierenden Gefühls treten, nun alles verwirklicht iſt, wofür jene ſtarben?

Auf dieſem grünen Grund, in dem ſchwarzen Felſenrahmen, überkommt einen ſo recht der Gedanke ewiger Vernichtung und der Triumph der materialiſtiſchen Weltanſchauung. Es iſt zu weit, um aus der erdigen Tiefe, zwiſchen den himmelhohen Bergwänden, als ein verklärter Geiſt aufzuſteigen zu dem kleinen Himmelsraum, der zwiſchen ihnen ſichtbar wird. Die Erde mit den Anſprüchen ihrer Würmer und zerſetzenden chemiſchen Einflüſſe iſt viel näher als der Himmel und fordert ihr Eigentum unerbittlich wieder. Ähnliche Gedanken hatten wohl in der Seele des finſteren Totengräbers Platz genommen, der eben daran war, ein friſches Grab vollends zuzuſcharren. Er hätte Hamlet gewiß keine humoriſtiſche Antwort gegeben, ſondern hätte ihm geſagt: „Sieh, wie nutzlos die Natur ſich plagt, die künſtlichen Organismen des menſchlichen Körpers herzuſtellen, um ſie kurz darauf in Staub und Moder

wieder aufzulöſen; gerade als ob die roten Backen und die glänzenden Augen uns täuſchen könnten über das, was ihrer harrt. Sie können das ſo wenig, wie jenes friſche Grün auf dem ſchwarzen Fels uns darüber täuſchen kann, daß dies alles nur ein willkürliches Spiel der Elemente iſt, die hier eigenmächtig ſchaffen und zerſtören. Keiner kennt das Geheimnis des Lebens als wer, wie ich, fortwährend der Verweſung den Weg bereiten muß."

Die Kirche, wie gewöhnlich, ſprach dieſelbe Anſicht nackter aus, als die Natur ſie hier dem Totengräber eingab. Nahe beim Gottesacker iſt der zu der Kirche gehörige Campo ſanto mit Arkaden umgeben, die viele Denkmale enthalten, aber auch zwei große nur durch ein Gitter verſchloſſene Beinhäuſer, deren Wände ein künſtlicher Aufbau von Schädeln und Knochen ziert. Eine Geldbüchſe ſteht davor mit der Aufſchrift: „l' elemosina per i defunti".

Weiter ging ich der brauſenden Mera entlang, ganz erfüllt von den Gedanken an die höhniſchen Spiele der Natur und den Sennen beneidend, der vor mir herzog, ſein Vieh den Alpenweiden zuzuführen. Er ſah ſo ſtumpf aus, ſo wohl vorbereitet für das Werk des Totengräbers; er folgte nur derſelben Naturnotwendigkeit, die ihn zu ſeinem Tagewerk trieb, wie die üppige Vegetation an den Ufern der wilden Mera ihr folgt in ihrem Wachstum. Da ſtrahlte mir plötzlich aus dem dunklen Grün einer Gruppe hoher Kaſtanien ein glänzendes Weiß entgegen; es war das Türmlein einer kleinen Kirche. Der Anblick rührte mich diesmal, wie es der Anblick einer Kirche nicht oft mehr tut. „Das iſt's, das iſt's," rief ich mir ſelbſt zu, „das iſt der alte Zug wieder, der auch in der dürftigſten Form die Menſchheit für ewig vom Tier unterſcheidet; der eine ideale Zug, der in die ſtumpfe Exiſtenz ein leiſes dämmerndes Licht wirft gleich dem Sonnenſtrahl, der durch erblindete Scheiben in ein dunkles Gemach dringt und wenigſtens einmal durch jene Schädel ſchimmerte, die der Totengräber dort einſcharrt und die die Kirche an der freien Luft trocknet." Nein, dieſe Kirchlein wurden zunächſt nicht

durch Prieſterfanatismus und Herrſchſucht gebaut, ſondern durch das Sehnen der Menſchenbruſt: über das Elend des Daſeins hinaus dieſem letzteren eine idealere Bedeutung beizulegen. Der Sehnſucht danken die Religionen ihren Urſprung. An dieſer Grenze beginnt die eigentliche Menſchwerdung und, wie ſchon geſagt, es iſt wohl anzunehmen, daß ſich jene Empfindung faſt zugleich mit der Sprache entwickelt hat, mit dem Ausdruck des Gedankens als dem vornehmſten Prädikat des Subjektes: Menſch. Wenn dieſe Kirchlein, die hier überall aus dem dunklen Grün glänzen, für die armen Bewohner dieſer Gründe nun jenen idealen Zug vertreten, wenn ſie allein der materialiſtiſchen Schlußfolgerung des Totengräbers: „Staub und Nichts", das Gegengewicht halten, was ſoll der philoſophiſche Menſchenfreund tun? Was ſoll er jenen tauſenden ſagen, denen das Licht, das durch die Kirchenfenſter fällt, allein einen Strahl geiſtiger Hoffnung in den Schädel ſtrahlt, ehe er auf dem Kirchhof oder im Beinhaus modert?

Indem ich noch darüber nachdachte, kam mir ein Prieſter eiligen Schritts auf dem Weg entgegen. „Wüßteſt du," dachte ich, „worüber ich nachdenke! Ja, wäret ihr Prieſter die rechten Menſchen, ſo wäre euer Amt das ſchönſte auf Erden. Ihr würdet begreifen, daß auch eure Miſſion dem Geſetz alles Seienden folgt, d. h. ewiger Wandlung und Neugeburt in der Erſcheinung. Anſtatt abgeſtandene Dogmen aufzubewahren, gleich den Knochen in jenen Beinhäuſern, und das Almoſen der geiſtigen Andacht für das Geſtorbene zu fordern, würdet ihr die Schätze, die man an eure Gotteshäuſer und Altäre als totes Kapital verſchwendet, flüſſig machen im Dienſt des Lebens. Ihr würdet den Armen eine menſchlichere Exiſtenz bereiten, ſie lehren, ein geſünderes, den Naturgeſetzen gemäßeres Leben zu führen, ihren Geiſt erleuchten mit Kenntniſſen, ihre Leidenſchaften zügeln durch die Gemeinſamkeit aller Intereſſen und ihr Herz veredeln durch die Erweckung jener Liebe, die in dem Nächſten einen Bruder ſieht und kei-

nen Feind. Und würden ſie euch fragen: wozu das alles, wenn kein Jenſeits folgt? ſo würdet ihr antworten: „Blüht nur erſt ein ſchönes reines Leben, wie eure Blumen, und laßt das große Myſterium ſich ſelber löſen, da die nächſte Aufgabe doch nur bis zur Schwelle des Grabes geht.“

*

Wie ſeltſam, daß die Menſchen immer wähnen: es fange irgend etwas in der Geſchichte ganz plötzlich, ganz von vorne an. Es iſt doch alles nur Kauſalität, eine unendliche Kette von Urſachen und Wirkungen in der anorganiſchen wie in der organiſchen Welt. Wie in der geologiſchen Geſchichte ein Zuſtand den andern gebar und es noch tut, wenn auch in minder gewaltigen, unmerklicheren Proportionen, wie in der pflanzlichen und animaliſchen Welt ſich aus der einfachſten Grundbedingung, der Zelle, der ganze unermeßliche Reichtum des organiſchen Lebens entwickelt, ſo iſt es doch wohl auch in der Geſchichte des geiſtigen Lebens der Menſchheit. Daß der Menſch als organiſches Geſchöpf demſelben Geſetz der Kauſalität gefolgt iſt wie die übrige Welt, hat die Wiſſenſchaft bereits, dem Glauben von einer urplötzlichen Erſchaffung gegenüber, feſtgeſtellt. Ebenſo zeigt die Geſchichte uns die fortſchreitende Entwicklung des menſchlichen Denkens und Empfindens und macht ſie uns mit unwiderleglichen Beweiſen immer klarer. Leiſe und allmählich iſt durch Anſchauung der Welt und durch immer tieferes Sinnen der ſchöne Prozeß des Denkens in der Menſchheit aufgewachſen. Die Sehnſucht nach Erkenntnis der Wahrheit hat den Geiſt auf vielfach verſchlungenen Wegen und Irrwegen von einer Stufe zur andern geführt. Ja ſelbſt die kühnſten Entdeckungen und die größten Schöpfungen des Genius ſind nicht mit einem Male, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, entſprungen. Unbekannte, einſame Forſcher, deren Namen der große Strom der Zeit hinwegſchwemmte, hatten vorbereitet, was ein kühner Denker zuletzt mit einem Male beim rechten Namen nannte. Selbſt Raffael und Michelangelo wären nicht möglich geweſen, hätten nicht edle Meiſter vor ihnen den Weg gebahnt, ſo daß ſie der idealſten Vollendung der bildenden Kunſt nur die Krone aufzuſetzen brauchten. Der gleiche Vorgang erſcheint auf dem Gebiete, wo alte Traditionen eine plötzliche, von allen übrigen uns bekannten Lebensvorgängen abwei-

chende Offenbarung zu ſehen glaubten. Stets haftete die Phantaſie an den hervorragenden Geſtalten der Menſchheit, und im Zeitalter des Mythos ſchuf ſie um dieſe die Legende, die jene der Nachwelt aufbewahrt hat. Alle Religionen haben ihre Geſtalten, in denen Göttliches und Menſchliches in eins verſchmilzt. Wie ausgebildet war der Heroenkultus in Griechenland! Die Wohltäter der Menſchheit, die Erfinder, die Helden wurden Halbgötter, Söhne aus göttlicher und menſchlicher Miſchehe entſtanden und ſtiegen nach dem Tode in die Reihen der Unſterblichen empor. In ihr Leben miſchte ſich das Wunder; denn wie ſollte ein einfacher Sterblicher ſo große Dinge ohne übernatürliche Kräfte tun? Entweder wurden ſie, nach treu überſtandener Prüfung des Erdenlebens, in die Herrlichkeit der Götter aufgenommen wie Pſyche oder ein neidiſcher Gott ſtrafte auch wohl, wie am Prometheus, die zu gefährliche Größe des Sterblichen. Bei den Juden entſtand an der Stelle der unzähligen Perſonifikationen waltender Naturkräfte der einzige Gott; ein abſtraktes Weſen, das, ſelbſt Anfang aller Kauſalität, durch ſeinen bloßen Willen das Nichts belebte. Die Juden waren ſparſamer mit dem Heroentum. Dennoch wuchs die Legende, wenngleich eine ſeltenere Blüte, auch in ihren Traditionen auf. Das Wunder ſpann ſein Netz um das Leben des Moſes, und wenn er nicht göttlicher Abkunft war, ſo ſtand er doch in unmittelbarem Verkehr mit Jehovah und empfing direkte Mitteilungen. Elias, Heſekiel und andere beweiſen, daß die Legende bei den Juden nicht ausblieb. Sie war ſogar prophetiſch bei ihnen; ſchuf Geſtalten der Zukunft und bereitete ihnen gleichſam den Weg. Wenn nun ein außergewöhnlicher Menſch erſchien mit Gaben, die ſeinerzeit ein Wunder ſchienen, wenn er die der Menge neue Sprache eines großen Geiſtes und eines noch größeren Herzens redete, wenn er die alte unvollkommene Satzung mit einem neuen, edleren Verſtändnis belebte und den Geiſt predigte anſtatt des toten Wortes, wenn er dann noch gar den Tod erlitt für die kühne Lehre — was war natürlicher, als daß die Legende ſich ſeiner bemächtigte, ihn für den Voraus-

verkündigten erklärte und ſein Leben mit einem Kranz von Wundern ſchmückte, um der einfachen ſittlichen Kraft ſeiner Lehre bei den Ungläubigen Eingang zu verſchaffen? Wäre die Sache tatſächlich ſo, wie die Kirche ſie lehrt, wie hätte es geſchehen können, daß das Volk der Juden, das auserwählte Lieblingsvolk Gottes, ihn nicht gleich als den Meſſias erkannt und ihn, anſtatt an das Kreuz, auf den Thron Israels erhoben hätte? Nein, die Legende mußte in Erfüllung gehen; der als gefährlicher Neuerer Verfolgte und Gekreuzigte mußte den Tod erleiden, weil es von Ewigkeit ſo beſtimmt war. Es mußte ſo kommen, um jenen wehmütig dunklen Mythos zu vollenden von einer Schuld des Daſeins, die geſühnt werden muß; von einem Gott, der, in die Erſcheinung gebannt, in Leiden und Qual die Erlöſung ſucht; jenen herrlichen Mythos vom zerſtückelten Dionyſos oder von dem Gottesſohn, der am Kreuz zur Erlöſung der Menſchheit ſtirbt. Wenn man die Evangelien ohne die Vorausſetzung der Offenbarung lieſt, ſo tritt die geſchichtliche Geſtalt nach und nach immer klarer aus dem Rahmen der Legende heraus. Man lernt den Menſchen Jeſus lieben und ehren. Man ſieht mit inniger Wehmut, wie der Idealiſt, der begeiſterte Schwärmer, der reine, tugendhafte Menſch, nachdem er ſich in der Wüſte in weltentrückter Beſchaulichkeit vorbereitet hat, den dornenvollen Pfad des Reformators betritt.

„Die töricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Ihr Tun und Schaun dem Pöbel offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Sein Schickſal muß kommen, nicht infolge eines myſtiſchen, metaphyſiſchen Beſchluſſes von Ewigkeit her, ſondern in natürlicher Folge des ränkevollen Widerſtandes, den Herrſchſucht, Deſpotie, giftiger Neid und Selbſtſucht von jeher dem Geiſt der Wahrheit entgegenſtellten. Er erſcheint uns als ein ſeltener Volksredner, der den Ton zu treffen weiß, der die einfachen Menſchen, an die er ſich vorzugsweiſe wendet, rührt. Die bilderreiche, in Gleichniſſen ſich bewegende Sprache des

Orients wird jenen verſtändlicher geweſen ſein, als es uns ſcheinen mag. Aber auch die hochmütigen Vornehmen, ſeine Gegner, weiß er auf das ſchärfſte zu treffen, oft mit unverhohlenem Zorn, oft mit beißender Ironie. Daß er ihnen ein Dorn im Auge war, daß ſie ihn haßten, begreift ſich leicht. Er hätte ſich loskaufen, ihre höchſte Gunſt erwerben können wie alle, die von der Kirche oder dem Staat verfolgt werden. Er brauchte ſich nur zu unterwerfen, ſich auf jene Seite zu ſtellen, denn wie gerne haben die eine und der andere große Begabungen und Talente auf ihrer Seite. Daß er es nicht tat, dazu brauchte er kein Gott, ſondern nur ein herrlicher, ſeiner inneren Offenbarung treuer Menſch zu ſein, und wenn er auf dem Ölberg betete: „iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber", ſo war das der Aufſchrei einer geängſtigten Menſchenbruſt, die in natürlichem Grauen vor dem qualvollen Tod zurückſchreckt und doch gefaßt iſt, in hohem Mute das Unvermeidliche zu erleiden. Der Gottesſohn hätte ſich dieſen Aufſchrei nicht erlauben dürfen. Was wäre ihm der Tod geweſen? Der Aufgang in die Herrlichkeit, die ihm von Ewigkeit gebührte. Rührend, freundlich und liebenswürdig iſt der Menſch Jeſus als Freund, als Lehrer, als Arzt und Helfer in allen Nöten. Wenn er ſein größeres Wiſſen in heiligem Mitleid braucht, um zu helfen, zu heilen, zu tröſten, mußte er den Unwiſſenden da nicht als ein Wundertäter erſcheinen, mußte er wenigſtens in der Legende nicht notwendig zu einem ſolchen werden, um ſein ſegnendes Wirken in einer myſtiſchen Verklärung erſcheinen zu laſſen? — Geht es ihm endlich nicht wie allen denen, die der Menſchheit haben helfen wollen, die ihr Herzblut hingaben, um zu belehren, zu beſſern, zu tröſten und auf idealere Wege hinzuleiten? Müſſen ſie nicht ſchließlich immer einſehen, daß ſie nur wenig verſtanden, wohl aber, ſelbſt von den Nächſten, mißverſtanden worden ſind? Müſſen ſie nicht alle den Kelch des Undanks, ja des Verrats trinken, der bitterer iſt als der Todeskelch? Sah ſich Savonarola nicht von demſelben Volke verlaſſen, das ihm früher zugejauchzt hatte? Seufzte nicht ſelbſt Luther,

der frohmütige, tatkräftige Optimiſt, zuletzt über das Mißverſtehen der Menſchen und rief nach Erlöſung vom Leben? Und wie ſchmerzlich klingt es bei Jeſus durch an hundert und hundert Stellen, daß er wohl weiß, wie wenig ſelbſt die Nächſten ihn begriffen haben! Wie tief kennt er ſie in ihrer Schwachheit, als er dem Petrus vorausſagt, daß er ihn in der furchtbaren Stunde der Entſcheidung verlaſſen und verleugnen wird!

Tief und ſeelenvoll hat der Genius Leonardo da Vincis gerade dieſen Zug in dem Bilde, das wir uns von Jeſus machen, aufgefaßt. In dem wunderbaren Kopf des Abendmahls ſpricht ſich der ganze hoffnungslos reſignierte Schmerz des großen Menſchen aus, der weiß, daß ihn keiner ganz verſtanden hat, daß er allein ſein Schickſal erfüllen muß, ja daß ihn einer, der ihm nahe geſtanden, verraten wird.

Der Edle, der im Geiſt und in der Wahrheit anbeten wollte, der das Weſen wollte und nicht den Schein, mußte dem Urteil jener Welt, die nur den Schein will und nicht das Weſen, verfallen. Aber der Mythos, die Legende, bemächtigte ſich ſeiner erhabenen Geſtalt, und je weniger wir hiſtoriſch von ihm wiſſen, je freier waltet die Dichtung und erhebt ihn aus dem Grabe in die eingeborene Herrlichkeit ſeines Gottes-Daſeins. Er mußte auferſtehen, wie die Heroen Griechenlands auferſtanden und teilnehmend, helfend, ratend den Ihren wieder zur Seite blieben. Die Analogien gehen noch viel weiter und als der Mythos geſchaffen und zur Kirche geworden war, lebte die große Anzahl der vergöttlichten Heroen in den Heiligen wieder auf. Derſelbe Kultus, der mit den Knochen der Heroen (Pauſanias unterſcheidet die echten ſorgfältig von denen, die „wohl von Ungeheuern" herſtammen!) getrieben wurde, wiederholt ſich mit den Knochen der Heiligen; ja einer der geiſtvollſten Gelehrten der Jetztzeit*) meint, daß das Chriſtentum unter den Heiden erſt dann zahlreiche Anhänger gefunden habe, als in ſeiner Populärlehre eine Menge Mittelweſen entſtanden ſeien, denen ähnlich,

*) Jakob Burckhardt in Baſel.

die in der antiken Welt zwiſchen Göttern und Menſchen ſtanden. Der Menſch läßt eben gern Lücken zwiſchen ſich und dem abſtrakt Vollkommenen, weil dieſes ſeinen in der Vorſtellung wurzelnden Begriffen unfaßbar iſt. Hat er doch auch von jeher das Göttliche nach ſeinem Bilde geſchaffen und nicht umgekehrt, wie das an den Unvollkommenheiten ſeiner Schöpfungen ſichtbar wird. Wie waren die Götter des Olymps doch ſo ſtark mit menſchlichen Leidenſchaften verſehen und welch ein zorniger, rächender Gott war Jehovah, der die Miſſetaten der Väter an den Unſchuldigen heimſuchte bis in das dritte und vierte Glied.

Aus dem ſeelenvollen, tiefen, naiven Mythos wurde nach und nach das bewußte Werk der Kirche, und ſo wie der griechiſche Mythos ſeine Feſte an den Olymp anknüpfte, ſo umgab die katholiſche Kirche den Olymp ihrer Götter mit einem Kranz prächtiger Feſte, in deren Glanz das Volk ſich hinausgehoben fühlte aus der Sphäre der Armut und geſellſchaftlichen Ungleichheit in den heiteren Bereich der Lebensfreude, des frohen ſinnlichen Genuſſes, bei denen der Glaube an die göttliche Gegenwart durchaus nicht ſtörte. Zugleich blieb die Kirche darin der Legende treu, daß ihre oberſten Führer und Leiter arme Söhne des Volkes ſein konnten und häufig waren. Nur in dem Umſtand wurde ſie ihr untreu, daß, während der edle jüdiſche Reformator, der Zimmermannsſohn, nicht hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte und es frei bekannte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt ſei, die Häupter der Kirche, die ſich nach ihm nannte, in ſtolzen Paläſten wohnten und, die mit Juwelen geſchmückte Tiara auf dem Haupt, ſehr ernſtlich nach einem Reich dieſer Welt trachteten, ja ihre Macht nötigenfalls ſogar mit dem Schwert in der Hand verteidigten. „Darin," ſagt Jakob Burckhardt, „war der griechiſche Mythos glücklicher als die anderen, daß er nie einer Theologie verfiel wie der ägyptiſche, perſiſche, jüdiſche und chriſtliche. Er blieb die freie, herrliche Schöpfung des dichtenden nationalen Geiſtes, der ſich ſelbſt in dieſer Schöpfung ſpiegelte, während die anderen unter

den Händen einer Prieſterkaſte zu verſteinerten Werkzeugen des Eigennutzes, der Herrſchſucht, des Aberglaubens und des Betrugs wurden."

Daß es hinfort unmöglich ſein wird, einen Mythos zu ſchaffen, gibt den alten Religionen immer noch die große Macht, denn das Volk hält ſich noch an die Perſonifikation der Ideen, welche die letzteren ſeiner Phantaſie näher bringt und tröſtet ſich in der Not des Lebens mit dem Gedanken, daß jene himmliſchen Weſen teilnehmen an ſeiner Not, ja wohl gar, daß dieſe Not ihr Werk iſt aus unbekannten wohlwollenden Zwecken, die hiernach offenbar werden ſollen.

Indes wird auch hier die allmähliche Umgeſtaltung und Weiterentwicklung des menſchlichen Denkens ſeine Wirkung ausüben. Die naiven Zuſtände verſchwinden überall, und durch mühſelige Entwicklungsprozeſſe hindurch entſtehen neue Formen des Daſeins, werden neue Wahrheiten erkannt. Was vorher Gegenſtand gläubiger Verehrung war, wird nun Gegenſtand geſchichtlicher Betrachtung, intellektueller Kritik, gerechter Würdigung. So wird auch im Volke der Glaube an den in der Kirche verſteinerten Mythos allmählich verſchwinden und das Volk ſelbſt wird eben ganz etwas anderes werden. Nur müſſen alle, die es gut mit ihm meinen, ſorgen, daß es gebildet und denkend, aber nicht bloß rationaliſtiſch und nützlichkeitsliebend werde, ſondern daß ihm die Poeſie, die den Mythos ſchuf, bleibe, um es in neuen Lebensformen veredelnd zu erziehen.

*

Verſtandesausbildung und Sittlichkeit

Das große Gewicht, das auf die Entwicklung des Intellekts zu legen iſt, wird bei der Erziehung immer noch nicht genug gewürdigt. Es iſt gewiß nicht zu viel geſagt: das Erkennen kann ſchließlich das Böſe in der Welt vernichten, wohlverſtanden: das Böſe, inſoweit es als ein hiſtoriſch entwickelter Begriff in der menſchlichen Geſellſchaft erſcheint. Wenn es richtig iſt, daß die Begriffe Gut und Böſe nicht a priori in der Menſchheit da ſind, ſondern ſich in und mit den ſozialen Verhältniſſen entwickeln und verändern, ſo kann man gewiß auch ſagen, daß, was einen Anfang gehabt hat, auch ein Ende haben und demzufolge verſchwinden kann. Das menſchliche Handeln wird durch unbedachte Impulſe und bedachte Motive beſtimmt. Die Impulſe ſind es, welche die raſchen Handlungen hervorrufen, an denen der Intellekt, das Erkennen, keinen Teil haben. In den ſchönen, edlen Naturen hat es keine Gefahr, dieſen Impulſen zu folgen, denn aus ihnen entſpringen die ſpontanen Taten der Güte, der Liebe, der Aufopferung und des Heroismus. Aber aus den Impulſen der Leidenſchaft, der Bosheit, des Neides, der Eitelkeit entſpringen die ſchwarzen Nachtvögel der menſchlichen Exiſtenz und hier gilt es einzuſchreiten. Da, wo Motive eintreten, um das Handeln der Menſchen zu beſtimmen, iſt ſchon der Intellekt tätig, der, obſchon immer noch unter dem Einfluß der im Menſchen vorherrſchenden Triebe, die Handlungen wägt und ſich für die eine oder die andere entſcheidet. Je mehr der Intellekt entwickelt wird, je ſtärker wird die durch ihn beſtimmte Macht der Motive werden. In den edlen Naturen wird die Erkenntnis nur die edlen Impulſe verſtärken und die Erſcheinungen hervorbringen, die uns den Maßſtab geben, bis zu welcher Vollkommenheit ſich das menſchliche Weſen entwickeln könnte. In den minder edlen Naturen werden die Motive der Nützlichkeit, der Selbſtliebe, der Eitelkeit vorwiegen, aber auch dieſe können durch das Erkennen in eine Bahn gelenkt werden, auf der die Indivi-

duen, wenigſtens der menſchlichen Geſellſchaft gegenüber, eine gute, ja oft ſegenbringende Stellung einnehmen. Den Wert des Individuums *an ſich* erhöht dies freilich nicht und für die ideale Seite des menſchlichen Daſeins haben nur die großen, *an ſich* vollendeten Individuen eine tiefere Bedeutung. Aber welch ein ungeheurer Gewinn wäre es für den allgemeinen Kulturzuſtand der Geſellſchaft, wenn der Egoismus, der in irgendeiner Form die Triebfeder der Mehrzahl menſchlicher Handlungen iſt, einſehen lernte, daß es ſchließlich auch immer der höchſte Nutzen des einzelnen iſt, die Zwecke des Ganzen zu fördern. Es ſcheint mir, daß dieſer Satz ſich bis in die genaueſten Einzelheiten der menſchlichen Verhältniſſe beweiſen ließe. Ich nehme nur ein Beiſpiel: Wird nicht der Herrſcher, der Segen um ſich verbreitet und alles tut, um ſein Volk zu wahrer Bildung und Wohlfahrt zu leiten, ſelbſt glücklicher ſein als der, welcher nur ſeiner Willkür folgt und die ungeheuren Privilegien ſeiner Stellung nur im Dienſte ſeines Egoismus, ohne Rückſicht auf das Glück anderer, verwendet? Dieſer wird die Genüſſe des Tyrannen mit der Furcht des Tyrannen, der früher oder ſpäter die Geſpenſter ſeiner eignen Taten um ſein Lager ſtehen ſieht, bezahlen müſſen. Das ſtaatsklügſte Volk der Geſchichte, die Griechen, war davon durchdrungen, daß es der höchſte Egoismus des einzelnen ſei, dem Egoismus des Ganzen zu dienen. Wenn man die Reden im Thukydides lieſt, ſo erſtaunt man über dieſe unverhohlene Anpreiſung des ſtaatlichen Egoismus. Freilich war der Kreis, auf den ſich dieſer Egoismus bezog, ein ſehr beſchränkter und mußte daher notwendig zum bittern Schaden der anderen, die nicht in dieſen Kreis gehörten, werden. Nun denke man ſich aber den Begriff dieſes Kreiſes auf die ganze menſchliche Geſellſchaft ausgedehnt, ſo folgt daraus, daß der entwickelte Intellekt auch den Nutzen ſeines eigenen Egoismus in der Befriedigung *des geſellſchaftlichen Egoismus* finden wird. Es iſt klar, daß jeder einzelne ſich wohler befinden muß in einer aufs beſte organiſierten, durch allgemeine Mit-

wirkung wohlhabend und gebildet gewordenen Gesellschaft als da, wo sein eignes Interesse, selbst wenn es auf das günstigste entwickelt ist, mit den Interessen anderer in heftigen und peinlichen Konflikt kommt. Aus dem vereinzelten Egoismus der Individuen wie der Völker entstehen die traurigen Verhältnisse und Streitigkeiten, welche die Geschichte der Menschheit bis auf unsere Tage zu einem noch so vielfach trostlosen Bilde von Zuständen machen, in denen fast ausschließlich das Recht des Stärkeren gilt und der Mächtige den Schwachen unterdrückt. Es ist z. B. auch der Irrtum des Sozialismus, wie es der Irrtum aller früheren gesellschaftlichen Systeme war, immer nur Parteien zu begreifen, immer noch Kasten festzuhalten und die Interessen des einen gegen die der anderen zu setzen. Der Sozialismus begeht den Fehler, daß er die Besitzenden ohne weiteres als die geborenen Feinde der Nichtbesitzenden ansieht. Nur der Intellekt kann da helfen. Nur er kann die Solidarität der Interessen klar machen, mit Hilfe der Wissenschaft die Mittel und Wege finden, durch die sich diese Solidarität allmählich verwirklicht und so den ungeheuren Schaden, den Dummheit und Unwissenheit bisher ins menschliche Leben brachten, vernichten. Die Lehre von der allgemeinen Bruderliebe, die seit achtzehnhundert Jahren gepredigt wurde, hat bis jetzt wenig Erfolg gehabt; sie hat sich als unvermögend erwiesen. Sollte sie imstande sein, das Werk zu vollbringen, so müßte die menschliche Natur eine andere werden. Alle müßten den wenigen gleichen, die am Kreuz und in den Flammen oder im einsamen Opfer unerkannter Liebe ihr Leben für die Brüder hingaben. Wäre die menschliche Natur im allgemeinen eine solche, so würde das Gebot der Liebe ausreichend sein. Es wäre dann überhaupt weiter nichts nötig, weil der Vollkommenheit der Naturen die Vollkommenheit der Verhältnisse von selbst folgen würde. Aber dem ist eben nicht so. Der Egoismus ist vielmehr das bewegende Prinzip der meisten menschlichen Existenzen. Vielleicht wußte dies der tief beobachtende, das menschliche Herz analysierende jüdische Re-

formator oder der, welcher ſtatt ſeiner die Gebote ſchrieb: „Liebet euren Nächſten wie euch ſelbſt“ und: „Was du nicht willſt, das man dir tut, das tue du auch keinem andern“. Dieſe Gebote ſind auf die Vorausſetzung des in der menſchlichen Natur vorherrſchenden Egoismus gebaut. Die Theologie hat verſucht, ihnen eine andere Deutung zu geben, ſie als höchſtes ethiſches Gebot hinzuſtellen. Die Tatſachen der Jahrhunderte haben dies widerlegt. Es wäre auch eine unbillige Forderung, daß wir alle Menſchen lieben ſollten. Liebe iſt entweder das Ergebnis perſönlicher Sympathie — jenes unerklärten Geheimniſſes der Anziehungskraft zwiſchen zwei Naturen — oder die Folge höchſter Wertſchätzung und Bewunderung einer anderen Perſönlichkeit. — Die erwähnten zwei Gebote aber enthalten die Summe deſſen, was durch die Erkenntnis in einer vom Egoismus bewegten Welt möglich wird, nämlich: die Solidarität der eigenen mit den fremden Intereſſen anzuerkennen, für den Nächſten denſelben Egoismus zu haben wie für uns ſelbſt, ſeine Intereſſen zu fördern und für ihn gerecht zu ſein, wie wir von ihm verlangen, es für uns zu ſein.

Es iſt dies alles ganz den poſitiven Bedingungen unſerer Exiſtenz entſprechend. Der Egoismus und der Intellekt beziehen ſich beide in gleicher Weiſe einzig auf die Verhältniſſe der Erſcheinungswelt. Sie gehen beide vom beſtimmt Erkennbaren aus und haben ſolches als Objekt. Der Egoismus will möglichſte Befriedigung nach allen Seiten innerhalb des irdiſchen Daſeins. Wenn ihm der Intellekt begreiflich macht, daß das Wohlergehen aller auch für ihn die beſten Folgen hat, ſo wird er ſich zu der ſogenannten Nächſtenliebe erweitern, d. h. er wird das Wohlergehen der andern fördern, weil er dabei ſein eigenes fördert. Die Liebe im weiteren Sinne, die Caritas, die ſich ſelbſt hingibt, um zu retten und zu erlöſen, die, wie aus einer beſſeren Welt ſtammend, das Herz durchflutet und die heiligen Opfer veranlaßt, durch die der Menſch zu einem Vorbild „jener geahnten Weſen“ wird — dieſe Liebe läßt ſich nicht erziehen und gebieten, ſie iſt

das Eigentum erwählter Seelen und ſtammt aus den geheimnisvollen Tiefen des menſchlichen Weſens, aus denen der Genius, die Sympathie, die Muſik ſtammen. Sie hat etwas ganz anderes zum Gegenſtand als das bloß poſitive Wohlergehen, als die bloße ſoziale Harmonie.

Ich komme nun auf meinen Satz zurück, daß die Herrſchaft des Intellekts den Begriff des Böſen verſchwinden machen wird, ſo wie der erwachende Intellekt ihn formuliert hat, und ich wiederhole, daß ich damit das ſoziale Böſe meine, ſo wie es ſich in den Beziehungen der Menſchen zueinander äußert. Es hat keinen Grund mehr hervorzutreten in einer wohl organiſierten Geſellſchaft, die jedem Egoismus gerecht wird, indem das Wohl aller auch das Wohl des einzelnen umſchließt.

*

Toleranz

(Sorrent)

Was iſt denn abſolute Wahrheit? ſo fragt man immer von neuem, nicht nur den wechſelnden philoſophiſchen Syſtemen, nicht nur den fortſchreitenden Wiſſenſchaften, ſondern noch viel mehr den tauſendfältigen Schattierungen gegenüber, in denen der Glaube auftritt. Wohl hatte der große Friedrich recht, daß man jeden auf ſeine Faſſon ſelig werden laſſen ſollte. Stattdeſſen aber feinden ſich die Menſchen um nichts anderes ſo ſehr an als um die abſolute Wahrheit, in deren Beſitz ein jedes Bekenntnis zu ſein glaubt. Ein Beiſpiel von der Verſchiedenheit der Anſichten über das, was auf religiöſem Gebiet für wahr zu halten ſei oder nicht, kam mir kürzlich wieder vor. Zunächſt erzählte mir eine geiſtreiche, gläubige, in der Theologie hochgelehrte Katholikin*), daß ſie einen Naturforſcher, der von Gott geſprochen habe, gefragt hätte, was er mit ſeinem Gott meine, worauf ſie die Antwort erhalten hätte: „Nun, die erſte Urſache“. Die geiſtvolle Katholikin lächelte ob dieſer Ausflucht des Gelehrten, „denn“, ſagte ſie, „in der Theologie heißt Gott auch die ‚erſte Urſache‘“. Sie fuhr fort über das Thema zu reden und das Verhältnis des Menſchen zu dieſer erſten Urſache zu beleuchten, indem ſie den außerordentlich ſchönen Ausdruck aus dem Buche der Weisheit in der franzöſiſchen Bibelüberſetzung zitierte: „Dieu traite l'homme avec révérence.“ Dieſe révérence, dieſe Ehrfurcht beſteht, ſagte ſie, in dem Geſchenk der Freiheit, des hohen Ehrenzeichens der menſchlichen Natur, das Gott dem Menſchen gegeben habe. „Der Menſch ſoll nicht zu Gott kommen, weil er m u ß, ſondern weil er w i l l. Er ſoll ihm frei entgegengehen und ihm die Hand reichen.“

Kurz darauf äußerte mir eine Freidenkerin, daß ſie bei dem Tode des von ihr geliebteſten Menſchen keine Hoffnung

---

*) Fürſtin Caroline Wittgenſtein. Anm. der Verfaſſerin.

irgendeiner Art, ſondern nur den Schauder vor dem Nichts empfunden habe.

Zu gleicher Zeit erhielt ich den Brief einer Bekannten, die über meine Memoiren ſchrieb, daß ihr das meiſte ſympathiſch ſei, daß ſie aber nicht mit meinen religiöſen Anſichten übereinſtimme. Sie fügte hinzu: „Eigentlich iſt ja alles auf dieſem Gebiet Hypotheſe und ich ziehe es vor, die meinige zu behalten. Übrigens bin ich dafür, alle redlichen wahren Überzeugungen nebeneinander beſtehen zu laſſen, denn wie in der Natur die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen zu der Schönheit beiträgt, ſo auch im geiſtigen Leben. Es ſchützt uns vor der Langeweile der Einförmigkeit."

Von Herzen gebe ich dieſer letzten Anſicht recht. Auf dem Gebiet, wo wirklich alles Hypotheſe iſt, wie ſollte nicht ein jeder das Recht haben, die ſeine ſich zu bilden und im ſtillen Tempel ſeines Herzens der Gottheit zu huldigen, die darin auf einem Altar ſteht? Wenn man nur ehrlich dabei iſt. Dem ungeachtet aber ſtellt ſich die Prätenſion der abſoluten Wahrheit herrſchſüchtig der perſönlichen Freiheit in den Weg. So ſchön z. B. die Anſicht iſt, daß der Menſch Gott frei entgegengehen ſoll — ich weiß nicht, ob die Kirche damit zufrieden ſein würde. Denn das Weſen des Dogmas iſt es doch, beſtimmte Anforderungen zu ſtellen, beſtimmten Gehorſam zu fordern und darin beſteht vielleicht der größte Zauber, den die Kirche auf ſchwache Gemüter übt, daß ſie ihnen ſo feſt, ſo unveräußerlich mit ihrem bevölkerten Himmel, mit ihren beſtimmt gezeichneten Geſtalten, mit Vorſchriften, die das ganze Leben umfaſſen, gegenübertritt. Es iſt wahr, ſie ſteht da wie ein Fels; als ob kein Wandel des Irdiſchen ſie berühre, als ob ſie ein von aller Zeit unabhängiger, ewig grünender Lebensbaum ſei. Ihre Hallen ſind zu allen Zeiten den Sehnenden offen, die in der Stille erhabener Räume, wo der Gedanke gleichſam von ſelbſt zu überirdiſchen Höhen emporſteigt, ſich einen Augenblick der Einkehr in ſich ſelbſt oder des Aufſeufzens zu dem unſichtbaren Helfer verſchaffen wollen. Tretet ein, ihr Suchenden! Die Kirche iſt immer da, ob ihr ſie ſucht oder

nicht. Sie iſt bereit euch zu empfangen, doch bedarf ſie eurer nicht, ſie ſcheint in ſich ſelbſt zu ruhen. Da ſteht der Prieſter am Altar und hält ſeinen geheimnisvollen Verkehr mit der gegenwärtigen Gottheit. Um ihn her wirbeln Weihrauchwolken wie der Opferduft, der von den Erſtlingen des Feldes aufſtieg und Gott wohlgefällig war; die Litanei tönt, von den Prieſtern geſungen und beantwortet, ob unten im Schiff der Kirche Gläubige lauſchen oder nicht. Es liegt ein ungeheures Machtbewußtſein in dieſer feſten Abgeſchloſſenheit, man könnte ſagen: ein Bewußtſein wie das einer gewaltigen, das Schickſal beherrſchenden Individualität. Ja, es iſt etwas Großes, etwas tief Menſchliches, dem Mitleid mit der leidenden Kreatur Entſprungenes in dieſem immerwährenden da ſein, wach ſein, offen ſein für die bedürftigen Herzen.

In Sorrent, in der zauberiſchen Heimat Taſſos, wurde ich oft auf meinen Spaziergängen durch Orgelklänge gelockt, in eins der vielen Kirchlein einzutreten, die, zwiſchen Orangen- und Olivenhainen, die Gläubigen zur Einkehr einladen. Die kleinen Räume waren mit farbigen Seidenlappen, mit Goldborten und Franſen geſchmückt und glichen eher einem geſchmackloſen Putzzimmer als einer Kirche. Dennoch rührte mich der Anblick, denn dieſes Putzzimmer, wo es warm und heimlich war, wo heitere Melodien tönten und Kerzen brannten, war ein Aſyl für die Armen, die es in ihren Lumpen draußen kalt hatten, wenn die ſcharfe Tramontana über den blauen Golf und die Orangengärten hinſtrich. Hier ſaßen, das Scaldino (das unentbehrliche Wärmemittel des italieniſchen Volkes) in den zitternden Händen, arme alte Frauen mit ſpärlichem Haupthaar — das, oft nicht einmal mit einem Tuch bedeckt, vom Wind zerzauſt war — geſchützt und ſicher, murmelten ihre Gebete und ließen ſich von den Orgeltönen in einen ſanften Nebel der Vergeſſenheit irdiſchen Elends einlullen. Es knieten alte Männer da, die einſt auf wildem Meer in Jugendkraft den Stürmen getrotzt hatten. Jetzt, den langen, rund geſchnittenen, typiſchen Mantel des

italieniſchen Volkes um die nicht länger zur Arbeit tauglichen Glieder geſchlagen, gedachten ſie ſchaudernd des wilden Elementes und fühlten ſich hier im Hafen. Auch Kinder waren da, in deren dunklen Augen das glitzernde Gold der Draperien und der Kerzenſchein die Herrlichkeit des himmliſchen Vaterhauſes widerſpiegelten und ſie entſchädigten für das dunkle, ſchmutzige, kalte irdiſche Vaterhaus. Wenn ich in dieſe Kirchlein unter dieſe Beſucher trat, dann fragte ich mich immer: „Was haben w i r dem Proletarier bis jetzt anſtatt deſſen zu bieten?“ Und ſeufzend, weil ich mir die Antwort auf dieſe praktiſche Frage ſchuldig bleiben mußte, ging ich weiter, die ſchmalen Wege entlang, die ſich zwiſchen Mauern hinziehen, über die dunkles Laub mit goldenen Früchten darin, Pinien, Zypreſſen und Oliven herüberſehen. Dieſe Wege ſind wie keine andern auf der Welt zu ſtillem Sinnen, zu ſtimmungsvoller Beſchaulichkeit, zu weltentrücktem Frieden geeignet. Sie führen aus der Beſchränkung plötzlich zu irgendeinem Punkt mit weiter, freier Ausſicht auf die tiefblaue See, auf das glänzende Neapel, auf den zweigipfligen rauchenden Vulkan, den ſchönen Verräter, oder zu einem Blick in tiefe Schluchten, in denen dunkle Höhlen zur Wohnung von „der Drachen wilder Brut“ geeignet ſcheinen, über deren Grauen aber verſöhnend reiches Grün und prangender Blumenſchmuck hinauf ans Licht ſtreben, oder endlich zu einer Anſicht herrlichſter Gebirgsformen, die im Rot des ſcheidenden Sonnenlichts erſt in hoher Glut ſtrahlen, dann ſich mit einer von zartem Roſa angehauchten Atmoſphäre umgeben, durch die der Mond wie in Schleier gehüllt wieder das jungfräuliche Götterkind der Griechen zu ſein ſcheint.

O mein Sorrent, Zaubergarten — ſchöner wie der der Armida, weil er kein Trugbild iſt — warum gönnte mir das Schickſal nicht, nach den Tagen edlen geiſtigen Lebens und tiefen Herzensfriedens, die ich in dir verlebte, mit einem Lächeln auf den Lippen einzugehen in die Ruhe des Nirwana und an deiner meerumſpülten Felſenküſte, unter deinen Orangenhainen, auszuruhen von dem ſtürmiſchen Daſein?

Hatteſt du noch eine Aufgabe für mich, dunkle Sphinx? Mußte ich noch neue Prüfungen beſtehen? War ich noch nicht bereit genug, den Willen zum Leben zu verneinen?

Dein Wille geſchehe!

Doch zurück zu meiner Betrachtung. Ja, die Kirche hat große Züge in ihrer Vergangenheit, die man nicht ohne Bewunderung anſehen kann. Sie war ein Verſuch, die Menſchheit mit einem idealen Band zu umſchlingen; und die Weltgedanken, die in den Individualitäten großer Päpſte zum Ausdruck kamen, haben ſich faſt nie gewaltiger in irgendeiner Erſcheinung der Geſchichte dargeſtellt. Selbſt dieſe Hierarchie, die wie ein ſtolzer Prachtbau in der goldfunkelnden Tiara gipfelte, hatte einen edlen Grundzug, denn der geringſte Bauernſohn konnte durch perſönliches Verdienſt zu der höchſten Würde der Chriſtenheit gelangen und ſtolzen Herrſchern als Gleichberechtigter, ja als Überlegener, harte Demütigungen und Geſetze vorſchreiben.

Aber — aber: dieſe großartige Inſtitution, die zum idealen Staat hätte werden können, trug den giftigen Keim in ſich, der in ſeiner Entwicklung alle Blüten welken machte und mit unheilſchwangeren Dünſten die Atmoſphäre des geiſtigen Lebens innerhalb ihrer ſelbſt und der weiten Kreiſe, die ſich zu ihr bekannten, vergiftete. Dieſer giftige Keim war der Anſpruch, die abſolute Wahrheit zu ſein. Das iſt der Hauch, der alles Leben tötet, denn das Leben iſt Bewegung, Entwicklung, Transformation. Die Luſt des Abſoluten weckt alle ſchlechten Regungen, die der Wahrheit zuwiderlaufen: Herrſchſucht, Habgier, Tyrannei, Grauſamkeit, Verfolgungsſucht, Heuchelei. Die Behauptung des Abſoluten negiert ſich ſelbſt, denn die Begriffe des Wahren, Guten, Schönen entwickeln ſich wie alles übrige mit der Zeit, mit allem, was da lebt und denkt. Will nun irgend etwas ſich als das für alle Zeit Gültige, abſolut Wahre ausgeben, ſo wird es mit der Zeit werden wie jene konſervierten Leichname, denen man mit moderner Erfindung den Schein des Lebens zu erhalten weiß, die aber doch nicht mehr das Lebendige ſind. Es iſt

unmöglich, aus dem großen Lebensprozeß herauszutreten ohne zu verſteinern. Wer rückwärts ſieht wie Loths Frau, wird zur Salzſäule. „Vorwärts“ iſt das Loſungswort, das „Seſam, Seſam, tu dich auf“, das uns den Berg öffnet, in dem die Schätze der Zukunft verborgen liegen. Wer ſich vermißt, unfehlbar ſein zu wollen, beweiſt eben dadurch, daß er es nicht iſt. Alles iſt organiſches Wachſen in der Natur und gehört die Geſchichte der Menſchheit nicht etwa zu der Natur? Können das auch ſelbſt die leugnen, die für den Menſchen einen beſonders eingeblaſenen göttlichen Odem in Anſpruch nehmen? Iſt nicht ihr Menſchenſchöpfer auch Schöpfer jedes Halms, der auf dem Felde wächſt, jedes Sonnenſtäubchens, das im Lichte glänzt, jedes Inſekts, das ſich ſeines ephemeren Daſeins freut? Iſt er nicht alſo auch für dieſe die „erſte Urſache“, das Geſetz, nach dem ſich alles bewegt und entwickelt? Wie ſollte da Willkür ſtattfinden können, wo die höchſte Vernunft auch zugleich die höchſte Geſetzmäßigkeit bedeuten muß? Wie ſollte ein plötzliches Heraustreten aus der Ordnung der Dinge, eine plötzliche Offenbarung der Wahrheit, die ſich nicht naturgemäß und allmählich dem menſchlichen Gehirn klar gemacht hätte, ſtattfinden, wenn alles ſonſt im Weltall dem widerſpricht? Es iſt ja auch ſelbſt den Gläubigſten der erſten Zeiten, die gewiß de bonne foi waren, nicht gelungen, ein unfehlbares, abſolut vollkommenes Bild hinzuſtellen. Der Menſch wurde nicht nach Gottes Bilde, ſondern vielmehr umgekehrt, Gott nach menſchlichem Bilde geſchaffen. Der Gott des Zornes ließ ſich z. B. durch menſchliche Bitten bewegen, ſeine der ewigen Gerechtigkeit zufolge gefaßten Beſchlüſſe zu ändern. Er ſagt zu Moſes: „Laß mich, daß mein Zorn entbrenne“ und zu Jeremias: „Hör auf, für dieſes Volk zu bitten und hindere mich nicht.“ Der Gerechte bittet aber doch, trotz des Verbotes des Herrn, ändert den Urteilsſpruch des erzürnten Richters und erhält, um was er bat. „Der beſänftigte Gott hielt die Strafe zurück, die er ſeinem Volke auferlegen wollte.“ Es iſt dies nur wenig anders als die griechiſchen Götter, die nicht

allwiſſend und allmächtig, ſondern an Zeit und Raum gebunden, nicht allgegenwärtig und beſonders aber nicht allgütig waren. In tauſend Fällen war es da gerade ein Gott, der den Menſchen zum Böſen antrieb und ihn nach vollbrachtem Frevel dafür ſtrafte, der den Böſen noch böſer machte, damit er noch ſicherer untergehe. Die griechiſchen Götter waren nicht heilig, ſondern ſehr neidiſch auf die Größe und die Vorzüge der Sterblichen. Niobe mußte ihre blühende Kinderſchar dem Neid des göttlichen Geſchwiſterpaares zum Opfer fallen ſehen. Ebenſo iſt der chriſtliche Gott, ſo wie ihn die Kirchenväter und die gelehrteſten Theologen der Chriſtenheit betrachten, ein Gott der Verträge, folglich weit davon entfernt, die abſolute Güte und Weisheit zu ſein. Teſtament heißt bei den Hebräern Vertrag und wirklich ſchließen die, welche die Gebote des Herrn empfangen, eine Art Vertrag mit ihm und er mit ihnen. Sie verſprechen ihm Gehorſam und er verſpricht ihnen Belohnung. In den Briefen Abälards an Heloiſe finden ſich Stellen wie die folgenden: „Der Herr ſagt: überlaßt mir die Strafe, ich übernehme ſie: das heißt, daß wir Gott die Strafe überlaſſen müſſen, weil er es iſt, der ſie in uns vollzieht, beſſer als wir ſelbſt. Auch iſt es nicht zu dem Menſchen, ſondern zu Gott, daß geſagt iſt: ‚Du ſollſt nicht töten.‘ Er ſelbſt erläßt dies Verbot, während er, den keine Regel bindet, zugleich kategoriſch erklärt, daß dies ein Recht iſt, das ihm zukommt. ‚Ich bin es, welcher tötet‘, ſagt er, ‚und welcher wachſen läßt‘. Er tötet oder verſchont uns, je nachdem er, ſich unſerer als eines Inſtruments bedienend, uns nach ſeinem Gebot die Schuldigen töten oder die Unſchuldigen verſchonen läßt, ſo daß ihm und nicht uns die Ausſprüche zugemeſſen werden müſſen. Wenn ein Mächtiger etwas durch die Hand ſeiner Arbeiter machen läßt, ſagt man, daß es mehr ſein als ihr Werk iſt, alſo nicht derer, welche die Sache mit ihren Händen gemacht haben, ſondern deſſen, der ſie hat machen laſſen. Nun iſt es alſo dem Menſchen und nicht Gott verboten zu töten. Es iſt aber der Menſch und nicht Gott im Menſchen, der tötet, wenn dies

aus einem Antrieb perſönlicher Bosheit geſchieht und nicht auf Gottes Gebot, d. h. wenn der Menſch es aus ſich ſelbſt tut und nicht nach dem Geſetz, wenn er alſo eher ſeiner eignen Bosheit gehorcht als dem göttlichen Geſetz. Dann nimmt er allerdings das Schwert, nicht um mit der Strafe Gerechtigkeit zu üben, ſondern um ſeiner Bosheit Befriedigung zu geben. Es iſt einer von dieſen gemeint, wenn die Wahrheit ſagt: ‚Der, welcher das Schwert ergriffen hat, ſoll durch das Schwert umkommen‘. Der, welcher das Schwert ergriffen hat, heißt es, nicht der, dem eine höhere Macht es gegeben hat, ſoll durch dasſelbe umkommen, weil er es gewagt hat, ungerechterweiſe zum Schwert zu greifen. Wenn ein Soldat ſich des Schwertes, das ihm der König in die Hand gegeben hat, bedient, um zu ſtrafen, ſo handelt der König in ihm und er führt nur deſſen Werke aus. Deshalb ſagt der heilige Auguſtin: ‚Du ſollſt nicht töten, ausgenommen die, welche Gott befohlen hat zu töten, entweder zufolge des Gebotes im Geſetz oder durch einen ausdrücklichen Befehl in betreff einer beſtimmten Perſon, denn derjenige, der einem Befehl gehorcht und deſſen Schwert nur ein Inſtrument iſt, tötet nicht‘. Und weiter ſagt er: ‚Die Iſraeliten begingen keinen Raub, indem ſie den Ägyptern ihr Eigentum nahmen, ſie gehorchten nur dem Gebot Gottes: der Mann der Gerechtigkeit tötet den, welchen das Geſetz zu töten gebietet. Wenn er das aus ſich ſelbſt täte, ſo wäre er natürlich ein Mörder, ſelbſt wenn er wüßte, daß der, den er tötet, durch den Richter getötet werden würde‘. Ferner ſagt er: ‚Wenn dieſer Menſch getötet wird, ſo iſt es das Geſetz, das ihn tötet und nicht wir‘.

Aus dieſen Worten erſieht man deutlich, daß man das, was man aus Gehorſam tut, nicht eigentlich Mord oder Raub nennen kann, weil es gut iſt, einen Befehl Gottes zu vollziehen. Alles was von Gott ausgeht und von ſeiner Allmacht abhängt, muß als ein Werk Gottes und nicht als ein Werk des Menſchen angeſehen werden. Der Menſch iſt nicht Herr der Dinge, er iſt nur ihr Beſorger, denn er tut nichts ohne

die Erlaubnis Gottes und es heißt nicht, ſich eine Macht ungerechterweiſe aneignen, wenn man ſie auf Befehl Gottes ergreift. Aber dieſe Rechte werden uns freilich von demjenigen, dem ſie zukommen, nur ſo lange übertragen, als es ihm gefällt. Sie gehen in andere Hände über, ſobald er es will und man iſt um ſo weniger würdig, ſie zu behalten und auszuüben, je weniger man den anerkennt, von dem man ſie empfangen hat. So war es einſt mit den Ägyptern, die durch ihre Untreue ſich unwürdig machten, ſie zu behalten und ſie daher verloren."

Iſt dieſe ſeltſame, kaum glaubwürdige Schilderung nicht die eines abſoluten Deſpoten, der nach Willkür richtet und vollzieht und die ſtummen Werkzeuge ſeiner Rache gebraucht, wie es ihm gefällt, ohne daß ſie verantwortlich ſind für die vollzogene ſchlechte Tat? Gerade wie es der Soldat nicht iſt, der auf Befehl des Königs ſeine Brüder mordet und dafür nicht nur nicht als Mörder, ſondern als Held angeſehen wird, während er, wenn er um einer perſönlichen Beleidigung willen die Hand gegen einen Vorgeſetzten erhebt oder im raſchen Aufbrauſen der Leidenſchaft ein Menſchenleben vernichtet, mit dem eignen Leben dafür büßen muß. Iſt dies nicht ganz der verwirklichte Grundſatz der Jeſuiten, daß der Menſch nur ein Werkzeug in der Hand ſeiner Vorgeſetzten iſt? Wo bleibt da jene Freiheit des Menſchen, aus eignem Wollen Gott entgegenzugehen? Woran endlich ſoll der Menſch erkennen, ob er in Gottes Namen tötet oder in ſeinem eignen? Waren etwa die Autodafés und Folterkammern der Inquiſition die unſchuldigen Mordanſtalten, die auf Gottes Rechnung kamen und bei denen die funktionierenden Richter und Henkersknechte nur die ſchöne Pflicht des Gehorſams übten, alſo recht tugendhaft ſich benahmen?

Wie ſchwach, wie ganz unſtatthaft iſt das Bild deſſen, welcher der Inbegriff alles Guten, das abſolut Vollkommene ſein ſoll. Die Idee, welche die Vernunft ſich auf der Höhe des Denkens von abſoluter Vollkommenheit bildet — die Ahnung, die uns in der Stunde der Begeiſterung ein leuch-

tendes Ideal hinzaubert — die Liebe, die uns in ihrer edelſten Entzückung an ein Höheres, Reineres, Unbekanntes mahnt — dieſe können vor unſerm geiſtigen Auge ein Lichtbild erſtehen laſſen, das uns anſtrahlt, ohne daß wir es definieren, in Wort und Geſtalt faſſen können. Aber das Weſen des Abſoluten, Unendlichen in eine perſönliche Faſſung bringen wollen, iſt ein armſeliger Verſuch, der notwendig gleich alle Attribute der Endlichkeit mit ſich bringt. Gelang es doch auch den größten Malern niemals, Gott-Vater darzuſtellen. Raffael in der Viſion des Ezechiel oder Michelangelo in den Schöpfungsbildern der Siſtina haben einen wundervoll ſymboliſierten Ausdruck der ſchaffenden Naturgewalt gegeben, die im Sturmwind daherfährt und die elementaren Geſtaltungen vollbringt. So perſonifizierten die Naturreligionen das wärmende, lebende, ſchaffende Sonnenlicht als Indra, als Ormuzd, als Baal.

Ich will die Anführungen der unglaublich kindiſchen und widerſpruchsvollen Anſchauungen des höchſten Weſens, ſelbſt von ſeiten der gelehrteſten und freidenkendſten Theologen, nicht fortſetzen. Sie beweiſen nur, daß es unmöglich iſt, das jeder Definition Entzogene in eine Form zu faſſen, das ewig freie, nur der Ahnung Zugängliche als ein feſtes Dogma hinzuſtellen, deſſen innere unlösbare Widerſprüche denn ja auch von jeher zu heftigem Streit und fortwährender Kontroverſe in der theologiſchen Welt ſelbſt geführt haben. Wenn die wirklich Gläubigen, die guten Menſchen innerhalb jener Widerſprüche dennoch Troſt und Glück finden, ſo kommt das daher, weil in den reinen Herzen ein Echo wohnt, das wiedertönt, was in ihnen ſelbſt ruft und das dem kindlichen Glauben wie eine Antwort aus höheren Regionen erſcheint. Wer wollte ihnen nicht das Glück und dieſe Befriedigung gönnen? Wer beginge das Unrecht, daran zu rühren? Iſt die perſönliche Harmonie des in ſich vollendeten Menſchen nicht die Hauptſache? Und wenn der freundliche Glaube, der ſich mit ſeinem Gott in inniger Gemeinſchaft fühlt, wie eine verborgene Sonne ein edles Menſchenbild durchſtrahlt

und ſein Leben zu einem Abbild jener Vollkommenheit macht, die in ſeinen Träumen lebt, wer ſollte ſich nicht daran freuen und ehrfurchtsvoll vor einer ſolchen Geſtalt ſich neigen? Nur muß es kein Bekenner ſein, der mit dem heiligen Auguſtin ruft: „Ich begnadige, was die Kirche begnadigt und verdamme, was die Kirche verdammt.“ Nur muß es kein Dogma ſein, das von ſich ſagt: „Ich bin die ein für allemal gegebene abſolute Wahrheit.“

Wie ſteht es aber mit der zweiten Anſicht aus meiner Trilogie? Hat die ungeheure Skepſis, im Gegenſatz zu dem unfehlbaren Dogma, recht? Iſt der Schauder vor dem Nichts das Reſultat der negierenden Wiſſenſchaft, die abſolute Wahrheit? Ich möchte darauf zuerſt mit dem Worte Goethes antworten:

„Kein Weſen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt ſich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt.
Das Sein iſt ewig, denn Geſetze
Erhalten die lebend'gen Schätze,
Mit denen ſich das All geſchmückt.“

Ja, kein Weſen kann zu nichts zerfallen. Das Nichts iſt überhaupt nicht, denn wenn es wäre, ſo wäre es eben nicht das Nichts. Ein ſeiendes Nichts iſt ein Unſinn. Alſo die abſolute Negation iſt ebenſo unzuläſſig wie die abſolute Affirmation. Es iſt geradezu unmöglich, daß auch nur das kleinſte Atom ſich verlieren kann in der Unermeßlichkeit des Seins. Wo ſollte es hin? Und reiſte es auch durch Billionen von Jahren in endloſe Fernen, es käme nie über die Grenzen des Seins, denn das Sein iſt eben alles und es gibt nichts, was nicht in ihm wäre. Woher alſo, auch für den radikalſten Materialiſten, der Schauder vor dem Nichts? Freilich, wenn z. B. einſt alle Bewegung ſich in Wärme verwandelt hätte, ſo daß Wärmegleichheit entſtände und alle Bewegung oder Arbeit aufhörte, ſo wäre in einem gewiſſen Sinn der Untergang der Welt da, d. h. der Untergang des organiſchen und geiſtigen Lebens und inſofern wäre es gleich dem

Nichts. Aber da hiermit auch alles Bewußtſein und alle Vorſtellung aufhört, ſo hätte auch der Schauder davor aufgehört und wäre demnach nicht mehr zu fürchten. Ein Schmerz, der nicht empfunden wird, iſt kein Schmerz mehr, denn was ihn empfinden könnte, hätte aufgehört zu ſein. Indes wenn jene Hypotheſe auch berechtigt iſt, ſo iſt doch ſicher mit ebenſoviel Logik anzunehmen, daß im unermeßlichen Bereich waltender Kräfte unzählige Einwirkungen ſtattfinden, die jenem Erſtarren zum Nichts Einhalt tun.

Aber auch abgeſehen davon, warum ſoll der Materialiſt vor dem Nichts ſchaudern? Könnte man ihm, dem alle Erſcheinung nichts iſt als eine zufällige Kombination der Atome, nicht vor allem zurufen: „am S e i n erhalte dich beglückt, das Sein iſt ewig“? Wenn die Atome erblüht ſind zu einer ſüß duftenden Blume oder wenn ſie in einem menſchlichen Gehirn erhabenes Denken und Dichten gezeugt haben, iſt damit für ihn nicht alles erfüllt? Was kann er mehr von einer zufälligen chemiſchen Verbindung der Atome verlangen, als daß der Höhepunkt dieſer Verbindung erreicht werde und daß ſie ſich chemiſchen Geſetzen zufolge wieder auflöſe. Wenigſtens wäre es nur konſequent für dieſe Weltanſchauung, wenn ſie im Angeſicht der vollendeten Tatſache auch weiter nichts mehr verlangte und o h n e Schauder der Auflöſung des chemiſchen Prozeſſes zuſähe, da die Atome unwiderſtehlichen Geſetzen zufolge doch neue Verbindungen eingehen müſſen; „das Ew'ge regt ſich fort in allen, am Sein erhalte dich beglückt“. Ob dies Ew'ge nun Geiſt oder Materie heiße — wären die Menſchen immer konſequent in ihren Theorien, ſo müßte den Materialiſten dies Bewußtſein genügen.

Aber die Menſchen ſind faſt nie konſequent. Das Herz ſpielt ihnen einen Streich und läßt in dieſer ſeltſamen Kombination von Atomen ein ſo tiefes Gefühl für eine ähnliche Kombination entſtehen, daß es bei der Auflöſung dieſer letzteren vor Leid vergeht, daß es an die Vernichtung dieſes Geiſtes, der es angeſtrahlt, dieſes anderen Herzens, das ihm

die Seligkeit der Liebe hat zuteil werden laſſen, dieſer „gottgedachten Form, die es entzückte," nur ſchaudernd denkt. Das Herz begnügt ſich nicht mit dem, womit der Materialiſt ſich allein begnügen ſollte: mit der unauslöſchbaren Ewigkeit des Dageweſenen, mit der wunderbaren Erſcheinung des Geiſtes in der zufälligen Vereinigung von Atomen, die geleiſtet hat, was ſie leiſten konnte, und nun mit Recht in den Kreislauf des Lebens zurückkehrt.

Trotz dem Schauder vor dem Nichts erfüllt ſich aber dennoch unbemerkt und allmählich das Wort des Dichters: „am Sein erhalte dich beglückt". Allmächtig zieht das Leben den Schaudernden wieder in ſeine Kreiſe. Sein Geiſt beginnt wieder aus dem großen Born der Gedanken, den die Jahrhunderte angeſammelt haben, zu ſchöpfen; die objektiven Geſichtspunkte fangen an, mit ihrem Intereſſe das ſubjektive Leid zu mildern; er gehört wieder dem Prozeß des Lebens an, er fühlt ſich aufs neue am Sein beglückt. Alſo war auch der Schauder vor dem Nichts nicht die abſolute Wahrheit. Jene ſeltſamen Kräfte, die in der zufälligen chemiſchen Kombination das geheimnisvolle Wirken des Geiſtes und Herzens ſchaffen, knüpfen immer wieder an das Leben an und treiben Blüten, wo alles momentan im Nichts erſtarrt ſchien. Hat die materialiſtiſche Wiſſenſchaft den Schlüſſel zu dieſem Rätſel gefunden? Iſt ihre letzte Antwort wirklich, poſitiv und abſolut nur eine große Null?

Die dritte meiner in Frage ſtehenden Frauen, die das Recht der individuellen Hypotheſe verteidigte, war, wie ſchon geſagt, meiner Anſicht nach im Recht. In der Tat iſt es ja ſicher ſo. Wenn man die Herzen aufſchließen und alle die verſchiedenen Vorſtellungen des „höchſten Weſens", der „Wahrheit", recht beſehen könnte, ſo würde ſich ein ſeltſames Gemiſch von Schattierungen und Unterſchieden finden, vom Fetiſch herauf bis zu der höchſten Ekſtaſe in Dantes Paradies oder bis zu der trocknen Moralgeſtalt der proteſtantiſchen Theologie. Worauf kommt es denn alſo auf dieſem Gebiete an? Auf die Toleranz. Einzig und allein darauf.

Alle Religionen haben bis jetzt ihre Blütezeit und ihren Verfall gehabt und alle Unfehlbarkeitsbeſchlüſſe von ein paar hundert Biſchöfen beweiſen dagegen nichts. Gäbe es einen unfehlbaren, abſoluten Glauben, wie könnten immer von neuem die Edelſten und Kraftvollſten aus der Mitte ſeiner Bekenner auferſtehen und gegen ihn proteſtieren? Wie könnte die Wiſſenſchaft, die doch auch nach Wahrheit ſtrebt, in ſo direktem Widerſpruch mit ſeinen Dogmen ſtehen? Die Allgemeinheit dieſes Satzes alſo muß poſitiv verneint werden. Es gibt keine Kirche, die die abſolute Wahrheit enthielte und jeder Anmaßung dieſer Art, die ſtets zur Tyrannei wird, muß entgegengetreten werden. Dem einzelnen gläubigen Gemüt dagegen, das in jenen Formen ſeinen Troſt findet, dem werde volle, unbeſchränkte Freiheit und Duldung, ihn ſich da zu ſuchen. Für ſolche Gemüter öffne die Kirche ungeſtört ihre Hallen und ſpende ihre Gaben. Nur werde ſie nicht zu einer Bedrückerin des geiſtigen Lebens, nur f o r d e r e ſie nicht, daß man ſich zu ihr bekenne und verdamme nicht den Andersdenkenden. Und ebenſo mache der Staat nicht ſeine Beamten zu Verpflichteten dieſes oder jenes Bekenntniſſes und beurteile deren Moral nicht nach dem Kirchenbeſuch. Ebenſo finde der Materialiſt ſich mit dem „Nichts“ ſo gut ab, wie es gehen will; was geht das andere an, wenn er ſonſt ein guter, ehrenwerter Menſch iſt?

Die anderen aber, die ſich in ihrem eignen Herzen einen Tempel gebaut haben, in dem eine geahnte Sonne ein heiliges Leuchten verbreitet — wie ſollte man nun gar die nicht gewähren laſſen? Ein Freund nannte ſolche die metaphyſiſchen Menſchen, die einzelnen Auserwählten ein helleres Schauen, ein faſt unmittelbares Wiſſen aus einer überſinnlichen Welt zugeſtänden. Das waren die Myſtiker, die freilich, wenn auch in unklaren Umriſſen, in ihrem liebebedürftigen Gemüte des Herrlichſten viel wie in einem Regenbogenglanz innerlichſter Ekſtaſe geſchaut haben. Gäbe es aber nicht noch ein inneres Wiſſen ohne den Begriff des Metaphyſiſchen? „Metaphyſiſch“ iſt das Gegenſtück zum „Nichts“. Vielleicht wäre es an der

Zeit, beide aus dem Bereich der philoſophiſchen Betrachtungen zu verbannen? Ebenſo wie das Nichts ein unſtatthafter Begriff iſt, da ſelbſt im äußerſt denkbaren Falle, dem univerſeller Erſtarrung, noch immer das Erſtarrte bliebe, ſo iſt auch das „Metaphyſiſche" ein Ausdruck, der vielleicht einer neuen Weltanſchauung fremd bleiben wird. Die Natur iſt doch nicht bloß das Stückchen Landſchaft, das unſer Horizont umfaßt, ja auch nicht die ungeheure Weite, die der ſuchende Menſch ſich auf ſeinem, für ihn großen, im Univerſum kleinen Erdball erſchloſſen hat! Die Natur iſt das Univerſum, die univerſelle Einheit, mit allem, was aus ihr, in ihr ſich bewegt. Wer kann Sein und Erſcheinung trennen?

„Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen, wär' es, wenn es nicht erſchiene?"

Wenn wir nun ſchon Geſetze kennen, die jene fernen Sonnen, die uns nur wie Leuchtkäfer am Firmament erſcheinen, ebenſogut beherrſchen wie unſern Erdball; wenn wir ſchon wiſſen, daß die Sonne — und demnach wohl auch alle Planeten — aus denſelben chemiſchen Stoffen und Gaſen beſtehen wie die Erde; wenn wir alſo — mit mehr Recht als bei hundert anderen verbreiteten Hypotheſen — auf die Ähnlichkeit der Zuſtände mit den unſeren an anderen Punkten des Weltalls ſchließen können, ſo kann man fragen: wo ſoll das Metaphyſiſche hin? Wo iſt noch Raum dafür, wenn es aus der Unermeßlichkeit des Seins hinweggedrängt wird? Die wiſſenſchaftlichen Menſchen, die nicht an eine beſondere myſtiſche Welt dabei denken, ſagen: das Metaphyſiſche beginnt da, wo die Welt der ſinnlichen Wahrnehmung aufhört. Aber wo hört die auf? Wir ſind nur noch ſehr kurzſichtig; aber ſo wie ein gutes Fernrohr uns Fernen voll herrlicher Dinge erſchließt, ſo kann die Wiſſenſchaft auch unſerm geiſtigen Auge noch ſolche Fernen erſchließen, daß wir, wenn wir auch nicht unmittelbar experimentieren können, doch ſo gewiſſe Schlüſſe ziehen dürfen, als ob das Experiment ſie uns verſichert hätte; Schlüſſe, die die Ergebniſſe der Spekulation und die Ahnungen des Herzens beſtätigen.

Warum alſo erſchrecken von materialiſtiſcher Seite über gewiſſe Hypotheſen, die freilich im Laboratorium nicht zu beweiſen ſind? Warum dieſe in das Reich der Geſpenſter, der Hirngeſpinſte verweiſen, indem man ſie mit dem beinahe verächtlich gewordenen Ausdruck „metaphyſiſch“ bezeichnet? Iſt nicht auch die Zelle — für unſer Wiſſen der Uranfang des organiſchen Lebens — uns noch ein Rätſel? Sind die Anſichten, nach denen ſich aus dieſer Einheit die Vielheit entwickelt, etwas anderes als Hypotheſe? Weiß man den Grund der chemiſchen Wahlverwandtſchaften, die beſtehende Verbindungen auflöſen, um neue, engere Beziehungen einzugehen? Doch wird niemand alles dieſes mehr „metaphyſiſch“ nennen, auch der radikalſte Materialiſt nicht. Ja, iſt nicht unſer Denken ſelbſt für den Materialiſten ein bloßes Produkt der Nerventätigkeit des Gehirns, mithin ein ganz materieller Vorgang? Wenn nun dieſes Denken, dieſer materielle Vorgang das Reſultat einer Anſchauung hervorbringt, nach der das Weltganze nicht bloß ein zerbröckeltes Nebeneinander von Zufälligkeiten iſt, ſondern durch ein inneres, uns nur bis jetzt unerkennbares Band zuſammenhält oder die in unzähligen Vielheiten ſich kundgebende Einheit des Seins iſt — ſollen wir ein ſolches Ergebnis unſeres Gedankenprozeſſes als metaphyſiſchen Unſinn verwerfen? Nein, auch der vollkommene Materialiſt müßte ſolchen Hypotheſen zum wenigſten einen Platz neben der Anſicht, daß alles zufällige, chemiſche Kombination iſt, einräumen; denn dieſe Anſicht iſt bis jetzt doch noch eine ebenſo unbegründete Hypotheſe wie die erſtere; wer kennt den Grund, warum gerade dieſe und jene Kombination ſich bildet? Ein Grund muß doch ſchließlich auch dafür vorhanden ſein, da es keine Wirkung ohne Urſache oder keine Folge ohne ein Vorhergegangenes, dem ſie ſich anſchließt, geben kann.

Wenn wir es daher der Wiſſenſchaft danken wollen, daß ſie mit ſtrengem Ernſt und feſter Hand den Schutt der Vorurteile und des Aberglaubens, den Jahrhunderte aufgehäuft haben, hinwegräumt, daß ſie morſch gewordne Formen zer-

bricht und uns Vorſicht und Maß lehrt in den Spielen der Phantaſie und der willkürlichen Hypotheſen — ſo wollen wir aber auch mit deſto tieferem Vertrauen auf das Wort des großen Denkers horchen: „Und dennoch dürfen wir getroſt ſein“. Wir wollen, auf die Geſchichte ſehend, den einen großen Zug, der wie ein roter Faden ſich hindurchzieht, den Zug nach Erkenntnis der Wahrheit, die Sehnſucht nach etwas Höherem, Idealerem als die bloße animaliſche Exiſtenz mit prüfendem Auge betrachten und in ihm einen Beweis erkennen, der ebenſo glaubwürdig iſt, wie die Zuckungen des Froſchſchenkels bei Berührung des galvaniſchen Stroms. Die Edelſten, Größten, die Heroen der Menſchheit ſind es, die dieſen Zug, der nur dunkel die Maſſen bewegt, am tiefſten empfunden haben. Am Kreuze, in Kerkernacht, unter dem Beile des Henkers hat er ſie mit Mut erfüllt und ſie zu Siegern über die Schrecken des Todes gemacht. Inmitten der Widerſprüche des Lebens, der grauſamen Fügungen, die den einzelnen treffen, der Leiden, unter denen die Menſchheit ſeufzt, erhebt ſich der Proteſt der Vernunft: es kann, es kann dieſer dunkle Prozeß, den wir Leben nennen, nicht das letzte Wort des großen Rätſels ſein. Der Gedanke, der ſchon die Bahn der Sterne und Sonnen beſtieg und mit ihnen im Univerſum kreiſte, der den engen Himmel über uns und die drohende Hölle unter uns vernichtete, der die Elemente beherrſchen lernte und ein zweites „Es werde“ über die Erde ſprach — hat von jeher dem Experiment vorgegriffen und dieſes hat nur langſam nachhinkend beſtätigt, was der kühne Entdecker vorausgeſehen. Warum ſoll er nicht auch im Bereich der Spekulation, wohin das Experiment ihm nicht folgen kann, ein immer ſicherer Pfadfinder werden?

Und außer den Schlüſſen der Vernunft, der Philoſophie, gibt es nicht noch Faktoren, die wir anerkennen müſſen, die uns eine Welt voll idealer Bedeutung erſchließen? Der Genius, der uns in der Poeſie, in der Kunſt, vor allem in der Muſik, in ein Daſein höchſter Geiſtigkeit führt, wo wir, beinahe erlöſt von dem Druck des Erdenlebens, die Wonnen

höherer Weſen zu atmen meinen, können ſeine erhabenen Schöpfungen einer bloß zufällig beſonderen Organiſation der Atome ihren Urſprung verdanken? Kann die Liebe, die bis zur Hingabe des eigenen Lebens für das Wohl des andern geht, ein bloßes chemiſches Produkt ſein wie die Vereinigung von Sauerſtoff und Stickſtoff? Wäre die höchſte Blüte des geiſtigen Lebens nichts anderes als der Kulminationspunkt der menſchlichen Erſcheinung, wie die vollendete Blume mit ihrem Duft der Kulminationspunkt der Pflanze iſt? Wäre das Erlöſchen jenes Lebens nichts anderes als das Welken und Abfallen der Blume? Geſetzt, es wäre ſo, dann müßten wir ſagen, daß die Materie der Geburtsſchoß des Geiſtes iſt, denn es iſt unmöglich zu denken, daß in den Atomen ſich eine Eigenſchaft durch Kombination darſtelle, zu der nicht ſchon der Keim in ihnen gelegen hätte, wie aus der chemiſchen Verbindung der Stoffe kein Körper mit neuen Eigenſchaften hervorgehen kann, zu denen nicht zuvor die Möglichkeit in den einzelnen Stoffen gelegen hat. Es enthielte alſo die Materie ſchon von Ewigkeit her die geiſtigen Keime, deren Entwicklung ſich in ihr vollzieht. Aber eine Materie, die ſich bis zu der ſtaunenswerten Erſcheinung des ſchaffenden Genius erhebt, kann nie und nimmer ein völlig blindes, dem Zufall anheimgegebenes, bewußtloſes Auf- und Abwogen der Atome ſein. Wäre ſie aber auch nichts anderes, die Ewigkeit des geiſtigen Lebens wäre ſchon damit gerettet und feſtgeſtellt. Da es keinen Anfang und kein Ende gibt, ſo muß, was von Ewigkeit da war, auch in Ewigkeit ſein. Da nun die Identität der chemiſchen Stoffe im Weltall ſo gut wie feſtgeſtellt iſt, ſo muß auch, ſelbſt wenn unſer Erdball der einzige Weltkörper wäre, wo geiſtiges Leben ſich bis jetzt entfaltet hätte, ginge er zugrunde, der Geiſt ſich irgendwo und irgendwann wieder entwickeln, ſobald die Stoffe unter ähnlichen Bedingungen zuſammentreten.

Viel natürlicher und logiſcher iſt jedoch die Annahme, daß dies an unzähligen Punkten des Univerſums von Ewigkeit her geſchehen iſt und daß ſich, vielleicht in noch viel vollkommenerer

Weiſe wie bei uns, die Erſcheinung des geiſtigen Lebens innerhalb der Materie vollzogen hat.

Sollen wir aber ſchließlich nicht auch auf die geheime Stimme in unſerm Innern, auf die Intuition hören, die uns hinter dem begrenzten Horizont unſeres Intellekts das Leuchten eines fernen Morgenrots und einer größeren Sonne zeigt? Je freier wir von abergläubiſchen Vorſtellungen, von Banden enger Dogmatik und menſchenerſchaffner Phantome ſind, je ernſter wir an die Wiſſenſchaft herantreten, um von ihr Antwort auf unſere Zweifel zu erlangen, je mehr haben wir ein Recht, jener inneren Stimme zu lauſchen. Was dieſe Stimme ſagt, das iſt das intimſte Geheimnis jedes Herzens mit ſich ſelbſt. Wohl dürfen wir ihr trauen, wenngleich der Untergang des Ichs, wie es ſich in der uns bekannten Erſcheinungswelt darſtellt, als unleugbare Tatſache an jedem Totenbett vor uns liegt. „Das Sein iſt ewig"; ewig muß daher in ihm die Erſcheinung des Geiſtes, der Liebe, des Genius der begeiſternden Taten ſein. Und ein großer Troſt iſt es, denn die Ewigkeit deſſen, was unſerm ephemeren Daſein einzig Bedeutung und Wert verlieh, iſt damit geſichert. Ohne die Freuden des Geiſtes, ohne die Stunden der Liebe und der Begeiſterung, was wäre das Leben? Mühe und Arbeit, eine Kette von Enttäuſchungen und Leiden. Sollen wir über die Vergänglichkeit dieſes elenden Teils unſerer Exiſtenz trauern, während wir der Ewigkeit des allein Lebenswerten gewiß ſind? Nein, o nein! Der Tod iſt der Befreier von der ſchlechten Endlichkeit des Daſeins. Was das Leben wert war, lebt ewig fort. Wenn nun das Ich damit nicht zufrieden ſein will, ſo mache es ſich doch klar, was es denn verlangt: Fortdauer des allerunvollkommenſten Zuſtandes, der ſich denken läßt, dem in Geſtalt von Krankheit, Trennung, Enttäuſchungen und Leiden aller Art das Damoklesſchwert ewig über dem Haupte hängt. Seien wir daher eifrig, uns dem, was ewig iſt, zu verbinden, leben wir in Geiſt, Liebe, Mitleid, Güte. Darin genießen wir bereits die Ewigkeit und der Verluſt des Zufälligen, der perſönlichen Erſcheinung kann uns nicht mehr kümmern. Was

außerdem hinter jenem geheimnisvollen Vorhang, den zu lüften unſere Sehnſucht vergebens ſtrebt, verborgen iſt, wer weiß es? Unſere Mittel der Erkenntnis ſind zu beſchränkt; ſelbſt ein Teil der Erſcheinung, können ſie auch nur das Erſcheinende begreifen. Aber warum ſollten wir nicht mit dem Dichter ſagen dürfen: „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis"; ja noch mehr: die Welt überhaupt iſt nur ein Symbol, und nur der, der die Bedeutung dieſes Symbols ahnt, kann rufen: „Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg?"

Vor allem aber laßt jeden auf ſeine Faſſon ſelig werden und feindet euch nicht mehr um der abſoluten Wahrheit willen an.

*

Geſchichte leben

In einem intereſſanten Artikel über Herder las ich neulich bei Erwähnung des in Deutſchland überhandnehmenden Studiums der Geſchichte, daß in einem gewiſſen Staat die Herrſchaft geſchichtlicher Studien eine Zeitlang ſo ſtark geweſen ſei, daß man darüber vergeſſen habe, Geſchichte zu machen. Freilich, wenn das Wiſſen das Leben tötet, wenn vor der Betrachtung des Geweſenen die Unmittelbarkeit des Gegenwärtigen und Werdenden abſtirbt, wenn ſich das Erlernte in ein Dogma verwandelt, das den friſchen Pulsſchlag des Lebens hemmt, dann wird die Wiſſenſchaft zu einem Übel und verſteinert gleich dem Gorgonenhaupt anſtatt wie ein friſcher Quell das Leben zu befruchten. Das Studium der Geſchichte hat doch überhaupt nur Wert und Zweck, wenn ſie uns Lehrerin wird, wie auch wir an der gegenwärtigen Geſchichte mithelfen und die zukünftige vorbereiten ſollen. Würde ſie das nicht, ſo wäre ihr Studium entweder nur ein bloßes Fachſtudium, um Material auf Material zu häufen, Kritik zwiſchen Wahrem und Falſchem zu üben, mit objektivem Intereſſe aus Schutt und Trümmern die Formen des Dageweſenen wieder aufzubauen oder es wäre das Intereſſe des Dramatikers an den großen Schickſalsmomenten, in denen Individuen und Völker in heroiſchen Taten und heroiſchen Leiden gleich Sternen aufſteigen an dem Himmel der Unſterblichkeit oder durch fluchwürdiges Begehen der Verdammnis anheimfallen, die die Nachwelt über ſie ausſprechen muß.

Die Geſchichte aber, das ſind wir ſelbſt, das iſt unſer eigenes Leben, das in unzähligen Generationen vor uns pulſiert hat und in unzähligen nach uns pulſieren wird. Es iſt ein ganz ſubjektives Intereſſe, das wir an der Geſchichte haben wie an der unſeres eigenen Lebens, unſerer eigenen Erziehung und größtmöglichen Vollendung.

Wenn wir nun ſchon in dieſem Sinne mit heißem Anteil die Geſchichte leſen und bei ihren großen, begeiſternden Momenten den Wunſch in uns aufſteigen fühlen: „Wären wir

doch dabei geweſen"; wie vielmehr muß es uns ergreifen, wenn wir in der Gegenwart einmal einen ſolchen Augenblick erleben, wo unſer Herz im Uniſono mit Millionen Herzen ſchlägt, wo Ideen, die in ein vernunftgemäß geordnetes Weltganzes paſſen, in Individuen oder Völkern verkörpert erſcheinen. In ſolchen Augenblicken verſchwinden mit einem Male die Schranken, die ſonſt die Menſchen trennen; wir empfinden aufs tiefſte die Solidarität nicht nur der menſchlichen Intereſſen, ſondern des menſchlichen Weſens überhaupt; wir begreifen es nicht, daß die Menſchen nicht mit aller Macht nach jener Einheit hinſtreben, ſie zum Ziel ihrer Exiſtenz machen, darin ihre höchſte Entwicklung ſehen anſtatt im Hader zu verharren, von tauſend kleinlichen Trieben ſich zerſpalten und auseinander treiben zu laſſen und ſo ewig ein verſtümmelter Torſo zu bleiben anſtatt ein vollendetes Götterbild zu werden. Freilich iſt jeder Tag Geſchichte und im Leben der Völker, die in den Kreis der Ziviliſation gehören, herrſcht doch ſo viel allgemeines Bewußtſein, daß man beinahe ſagen könnte, es vollziehe ſich darin bewußte Geſchichte. Aber nur in jenen Momenten, die wie Markſteine plötzlich ganze Epochen zu trennen und zu bezeichnen ſcheinen, durchdringt uns das Gefühl ſtärker, daß wir Teilnehmer jener Arbeit ſind, die wir Geſchichte nennen und die wir gewöhnlich nur in der Vergangenheit als ein Ganzes, deſſen Zuſammenhang, Urſachen und Folgen wir vor Augen haben, anzuſehen gewohnt ſind.

Wenn ich auf mein langes Leben zurückblicke, erſtaune ich über die Menge großer, entſcheidender, tragiſcher Momente, denen ich zumeiſt mit feuriger Teilnahme beigewohnt habe. Wie verſchiedener, wie nur zu oft traurigſter Art ſie waren, davon will ich jetzt nicht reden. Zu den bewegendſten, wohltuend-rührendſten aber zähle ich den Moment, der eben jetzt Italien, meine teure, erwählte, letzte Heimat, und mit ihm beinahe ganz Europa bewegte, den Moment des Todes Viktor Emanuels, des erſten Königs von Italien, und alle Erſcheinungen, die ſich an dieſes Ereignis anſchloſſen. Nie viel-

leicht in der Geſchichte, ſelbſt zu der Zeit, als Könige noch gleich Halbgöttern über die Maſſe der Sterblichen emporragten, hat der Tod eines regierenden Hauptes ſolch eine tiefe, ungeteilte ſpontane Rührung hervorgerufen wie die, welche ſich bei dieſem plötzlichen Scheiden kundgab. Es zeigte ſich bei der Gelegenheit wieder, wie mehrere Menſchenalter hindurch das vorherrſchende Ideal der Italiener politiſche Unabhängigkeit und nationale Einheit geweſen iſt. Dieſer glühende Unabhängigkeitsdrang, dieſe vollberechtigte, dem edelſten Bedürfnis des Menſchen entſprechende Sehnſucht nach einem auf eigene Verantwortlichkeit gegründeten Daſein hatte die beſten Söhne dieſes ſchönen Landes über ein halbes Jahrhundert lang zu Heroen und Märtyrern gemacht. Bei immer erneuten, heldenkühnen Verſuchen, im harten Exil, fern von der ſonnenbeglänzten Heimat, unter ſchweren Entbehrungen, in Not und Elend war es dieſes Ideal, dieſer Stern: Italien, der ihnen Mut und Ausdauer gab. Als nun endlich der Tag erſchien, der dem erſehnten Ziele zuführen ſollte, da war es e i n e Perſönlichkeit, um die ſich die Hoffnungen des Gelingens ſcharten, ſelbſt von ſeiten der meiſten Republikaner, wie ich es einſt aus Garibaldis eigenem Munde hörte. Viktor Emanuel war es, der Erbe der Beſtrebungen Carl Alberts, welcher der Träger der nationalen Idee wurde und dafür alles einſetzte. Er war keine ideale Natur wie der Volksheld Garibaldi, aber ein König, der ſein Wort hält und mit ſeiner Perſon zahlt, wo es gilt, der ſtets bereit iſt, ſein perſönliches Intereſſe, ſeine Neigung dem Nationalwillen zu opfern, der ſtreng ſeiner konſtitutionellen Verpflichtung nachkommt und doch als König ſo viel Majeſtät beſitzt, daß ein fremder Diplomat von ihm ſagen durfte: er ſei der erſte K ö n i g, den er ſähe — ſolch ein König galantuomo war dazu geeignet, eine populäre, ja eine legendäre Figur zu werden. Er konnte dies werden neben der des Volksmannes und Helden, deſſen reine Tugend, Redlichkeit und Selbſtverleugnung freilich im Privatleben ungleich höher glänzen. Als dieſe beiden Geſtalten mit dem Schwert in der Hand an dem Eingang zu der

neuen Ära, in die Italien eintrat, ſtanden und hinter ihnen auf der einen Seite Mazzini, auf der andern Cavour als die denkenden, philoſophiſch-begeiſterten und ſtaatsmänniſch-klugen Lenker der Regeneration — der großen Schar aller Patrioten nicht zu gedenken, die ſich ihnen anreihten — wer möchte da nicht eine freudige Hoffnung für die Wiedergeburt dieſes herrlichen Landes, dieſes edlen Volkes gehegt haben?

Freilich vollziehen ſich ſolche Prozeſſe langſamer, als das Herz es wünſcht. Viele ſchwarze, traurige Schatten warfen ſich auf die aufblühende Saat der Freiheit. Cavour, der organiſierende, ſtaatsmänniſche Geiſt, ſtarb, ehe er an die innere Reform Hand anlegen konnte. Mazzini, deſſen tragiſches Schickſal ſich bis zum letzten Augenblick gleich blieb, mußte, der einzig Geächtete auf der befreiten heimiſchen Erde, todkrank, unter fremdem Namen, kommen, um ſich in dem Vaterland, für das er Jugend, Vermögen, perſönliches Glück und alles, was das Leben ſchmückt, geopfert hatte, ein Grab zu ſuchen. Erſt dem Toten durfte die Liebe ſeines Volkes den lauten Tribut des Dankes und der unſterblichen Erinnerung zahlen. Ebenſo blieb der Held, der dem geeinigten Vaterland den ſchönſten Edelſtein, das ſtrahlende Neapel, zurückerobert hatte, ausgeſchloſſen von der Neuorganiſation des Landes. Er zog ſich einſam auf ſein Felſeneiland zurück, wo er ſchon wie eine Geſtalt der Sage von poetiſchem Zauber umfloſſen, aber in gezwungener Untätigkeit für die lebendigen Intereſſen der Heimat lebte. Endlich fand ſich inmitten des einigen Italiens noch der faule Fleck, der jahrhundertelang das geiſtige Leben der Nation mit zerſetzenden Elementen durchdrungen hatte: das Papſttum, der Klerus.

Der gebildete Teil der Nation ſelbſt aber ſtand wie verwundert und wußte nicht, wohin ſich wenden, nachdem ihm das Ziel des jahrelangen Strebens, die politiſche Einheit, als reife Frucht in den Schoß gefallen war. Für die inneren Fragen der ſozialen Organiſation war man nicht vorbereitet, hatte man noch keinen Sinn. Eins war ſchön: die völlige, willige Selbſtverleugnung, mit der ſich die Städte, früher

Reſidenzen mehr oder minder großer autonomer Staaten, dem nationalen Prinzip unterordneten und zu Provinzſtädten herabſanken. Aber, als das geſchehen war, traten die lokalen Unterſchiede und Antipathien wieder hervor und der Piemonteſe z. B. war dem Italiener des Südens ebenſo verhaßt, wie es früher der „tedesco" allen Italienern geweſen war. Das Volk, das von Prieſtern und ſchlimmen Regierungen in tiefer Unwiſſenheit erhalten geweſen war, fing erſt ganz an, den neuen Zuſtand der Dinge zu begreifen, als es enorme bis dahin unbekannte Steuern zahlen mußte. Es verſtand nun, daß ihm ſeine Einheit teuer zu ſtehen komme und es gab nicht wenige, welche die alten wohlfeilen Zuſtände zurückwünſchten.

Inmitten all dieſer Schatten, die ſich über das junge Licht der nationalen Einheit lagerten, blieb nur eine Geſtalt unverändert in ihrer übernommenen Aufgabe und in ihrer Popularität. Dieſe Geſtalt war die des Königs Viktor Emanuel.

Im Jahre 1866, bei Tagesanbruch, in der herrlichen Friſche eines italieniſchen Sommermorgens, begab ich mich mit vielen andern in Florenz (damals Hauptſtadt) zur Eiſenbahnſtation, um den König fortziehen zu ſehen zum zweiten Befreiungskrieg. Dicht gedrängt umſtanden Menſchen aus allen Ständen die Einfahrt zur Station. An den Wagen, in dem ich mich mit Freunden befand, hatten ſich Landleute aus der Umgegend gehängt, um beſſer ſehen zu können. Als des Königs einfacher Wagen, bloß mit zwei Pferden beſpannt, heranrollte, wandte ſich ein contadino mit Tränen in den Augen zu mir und ſagte: „Sehen Sie, er trägt ſein altes Käppi, das er bei Magenta und Solferino trug, als er zuerſt ſein Leben wagte, um Italien einig zu machen." Und ſo war es; wie ein einfacher Soldat ging er hin, ſeine Schuldigkeit zu tun, und die Zurufe, die ihn bei dieſem ernſten Abſchied grüßten, kamen aus dem Herzen. Das blieb auch das Motto ſeines Lebens: er tat ſeine Schuldigkeit; immer und unausgeſetzt, wo es das öffentliche Leben galt. Ein idealer Menſch, ein Genius, tut mehr als ſeine Schuldigkeit, er tut das Außerordentliche, das, was niemand verlangen kann außer ihm

ſelbſt. Aber was kann man mehr von einem gewöhnlichen Menſchen fordern, als daß man ihm mit vollem Recht die Grabſchrift ſetzen könne: „Er hat ſein ganzes Leben hindurch ſeine Schuldigkeit getan?“

Dieſe Anerkennung, dieſes Zeugnis gaben mit einer ſelten geſehenen Einigkeit die Millionen, die der raſche Tod Viktor Emanuels wie ein ſchwerer Schlag traf. Das Unerwartete, das Unabwendbare, das plötzlich in das Leben eintritt, wirft wie ein ſcharfer Sonnenſtrahl, der auf einmal durch eine Wolkenhülle dringt, ein grelles Licht auf alle Gegenſtände, ſo daß wir gewahr werden, was ſich vordem, im Schatten, der Beobachtung entzog. So war es in Italien. Das nationale Gefühl, das ſich an die Perſon des Königs angeſchloſſen hatte, kam bei dieſer Gelegenheit zum vollen Ausdruck. Alles, was Parteihaß, lokale und religiöſe Differenzen im Lauf der Jahre ſchon wieder als Zündſtoff in das junge Leben der Nation hineingeworfen hatten, ſchien wie ausgelöſcht. Der ſchöne, feierliche Leichenzug hatte nichts Offiziöſes; es war kein bloßer militäriſch-ariſtokratiſcher, durch Hofzeremoniell beſtimmter Aufzug. Es war ein Volk, das ſeinen Führer, den Vertreter ſeiner Intereſſen, den Erkämpfer ſeiner Freiheit, zu Grabe geleitete. Hinter dem Militär, hinter den Zivilbeamten in ihren maleriſchen, mit Hermelin beſetzten rotſamtenen oder ſchwarzen Togen, hinter den glänzenden Uniformen der höheren Offiziere, der fremden Fürſten, der Geſandten kamen die freiwillig herbeigeeilten Deputationen der Univerſitäten, der Städte, der Handwerkervereine, des Volkes mit Fahnen und Kränzen. Mancher arme Handwerker ging da in ſchäbigem Rock hinterher, aber in dieſem wahrhaft demokratiſchen Lande war er hier, wo das gleiche Gefühl ihn beſeelte, Gleichberechtigter der höchſten Würdenträger des Landes.

Gewiß wird dieſer Zug allen, die ihn ſahen, unvergeßlich bleiben. So etwas kann man auch nur in Rom ſehen, wo auf dem großen hiſtoriſchen Hintergrunde gleich ganze Jahrhunderte ſich in den Gedanken aneinanderreihen und die Höhe-

punkte der Geſchichte hervortreten wie die ſieben Hügel der allerſeltſamſten Stadt. Als der Zug ſo dahin ſchritt, — zwiſchen den Spalier bildenden Menſchenmaſſen, die ſchon drei bis vier Stunden lang mit dem den Italienern und beſonders den Römern eigenen Anſtand die ungeheure Strecke des langen Weges, einer undurchdringlichen Mauer ähnlich, begrenzten — da erfuhr man einen jener Momente, in denen die Geſchichte in uns lebt und wir in ihr. Das Individuelle, vom Schickſal mit unbarmherziger Willkür wie Spreu im Winde verweht, verſchwindet und über die Jahrhunderte hinaus reichen ſich die Weltgedanken, die Epochen charakteriſieren, in uns die Hand. Der forſchende Geiſt fragt ſich: folgt dieſe Kette von Ereigniſſen, die wir Geſchichte nennen, einem Geſetz, das gleich dem Pflanzenſaft, der aufſteigend Stengel, Blatt und Blüte bildet, da iſt und ein organiſches Ganzes naturgemäß durchzieht? Oder herrſcht da blind der Zufall und könnten die Geſchicke der Völker ſich ebenſogut anders entwickelt haben, wenn dieſe oder jene Kombination zufällig anders geworden wäre? In unſern Gedanken können wir ſehr wohl andere Entwicklungen begreifen, ſie uns aufbauen; aber m u ß t e n nicht jene, die eintraten, mit Notwendigkeit eintreten? Lagen nicht gerade ſie, und n u r ſie, in den gegebenen Bedingungen der vorangehenden Zuſtände?

Wenn man das Geſetz der Kauſalität als die Norm annimmt, der alles Seiende unterworfen iſt, ſo muß ſicher alles ſo kommen, wie es kommt. Was wäre aber unſere Aufgabe gegenüber dieſem unerbittlichen Fatum der Kauſalität? Hätten wir dabei noch eine Stimme oder müßten wir das Haupt beugen, die Hände in den Schoß legen und die Geſchichte nur betrachten, wie man von der Höhe des Berges den Weg betrachtet, den man zurückgelegt hat?

Nein, gerade dieſem Geſetz der Kauſalität, dieſem Fatum unſeres modernen Bewußtſeins gegenüber haben wir eine um ſo größere Aufgabe, müſſen wir um ſo lebendiger uns der geſchichtlichen Gegenwart anſchließen und in ihr wirkſam zu werden ſuchen. Denn, wenn jede Handlung Urſache einer

Wirkung, mithin ein Glied in der unüberſehbaren Kette der Erſcheinungen wird, ſo iſt es eben unſere Aufgabe, bewußt an dieſer Kette mitzuarbeiten und unſere Handlungen ſo einzurichten, daß ſie Urſachen ſegensreicher Folgen werden. Allerdings wird ja an gewiſſen Stellen mit Bewußtſein Geſchichte gemacht, Ziele werden ins Auge gefaßt, ungeheure Kräfte dafür in Bewegung geſetzt, die Folgen werden berechnet und die Intereſſen gegeneinander abgewogen. Aber wo geſchieht das? Immer noch in den Sphären der Kabinettspolitik und der Diplomatie. Egoiſtiſche, habſüchtige, ehrgeizige Geſichtspunkte ſind noch überwiegend die treibenden Motive, Gebietsvergrößerungen, Machtſtellungen, materielle Intereſſen ſind die Ziele. Nicht offen, nicht am Licht des Tages wird das, was doch das Intereſſe aller berührt, verhandelt. Es wird im Gegenteil alles ſo geheim wie möglich vorbereitet, um den Gegner oder den zu Übervorteilenden deſto ſicherer zu treffen. Das eigene Intereſſe, im feindlichen Gegenſatz zu anderen Intereſſen, bleibt das Maßgebende, ja bekräftigt dieſen Gegenſatz noch zu oft mit den traurigen Beweisführungen des Schwertes auf blutigen Schlachtfeldern.

Das iſt nicht die Art, wie die Menſchen des neunzehnten Jahrhunderts Geſchichte machen ſollten. Auguſte Comte hat ſich leider ſehr geirrt, wenn er meint: die Geſchichtsepoche der Kriege ſei vorbei. Wenigſtens ſcheint ſie dies noch nicht für das alte Europa zu ſein. In den jungen Kulturländern geſtaltet das Leben ſich freilich auf anderen Grundlagen. Großartig z. B. iſt eine Politik, wie ſie in Amerika unſer deutſcher Landsmann Carl Schurz vertritt. Er betrachtet die Verhältniſſe vom kulturhiſtoriſchen Standpunkt aus und weiſt in der Konzeption der Vernunft auch zugleich die für das allgemeine Wohl praktiſchſte Maßregel nach. Ich kann nicht umhin, hier aus der Rede einiges anzuführen, die er im Senat hielt gegen die Annexion von San Domingo, die viele Anhänger hatte, u. a. den Präſidenten Grant ſelbſt. Nachdem er die durch Klima und ſonſtige Gründe bedingte Cha-

rakterverſchiedenheit der Nord- und Südländer und den moraliſch nachteiligen Einfluß der tropiſchen Gegenden für den Menſchen des Nordens nachgewieſen hatte, fuhr er fort:

„Sehen wir unſer eigenes Land an. Es iſt nicht einer unter uns, der nicht vollſtändig mit der Verſchiedenheit bekannt wäre, die vor der Abſchaffung der Sklaverei zwiſchen Nord und Süd ſtattfand und noch ſtattfindet. Wir lebten unter der gleichen politiſchen Konſtitution, die zwei Teile des Landes waren von derſelben Raſſe bevölkert, und dennoch, während im Norden ſich die Würde der Arbeit mit ihren Inſtinkten und mit den Impulſen der Unternehmungen, der Aufklärung und Erziehung, der ſozialen und politiſchen Gleichheit, der fortſchreitenden Ziviliſation und der freien Selbſtregierung entfaltete, entwickelte der Süden die Herrſchaft durch die Gewalt des Stärkeren über den Schwächeren und durch ein ſoziales und politiſches Syſtem, in dem die Erhebung durch Arbeit, die friedliche Reibung der Meinungen über alle Gegenſtände öffentlichen Intereſſes und die Tendenz, durch öffentliche Erziehung alle Klaſſen zu der höchſtmöglichen gleichen Stufe zu erheben, keinen Platz fanden. Dazu kam noch eine revolutionäre Richtung, die dahinter gleich einer chroniſchen Krankheit lauerte.

Man wird ſagen: daran war die Sklaverei ſchuld. Ja, das war ſie, aber ſie war es nicht allein. Der Norden hatte auch einſt Sklaverei, aber er ſchaffte ſie frühzeitig ab, weil die Bedingungen und Umſtände der Arbeit und der Produktion im Norden der Sklaverei nicht günſtig waren und ganz natürlich die öffentliche Meinung und das ſoziale Syſtem in feindlichem Gegenſatz zu der Erniedrigung der Arbeit entwickelten.

Ich zähle dieſe hiſtoriſchen Tatſachen auf, um zu zeigen, mit welchen gefährlichen Elementen und Richtungen wir zu teilen haben würden in San Domingo und in anderen tropiſchen Beſitzungen. Warum erhielt ſich die Sklaverei im Süden, während ſie ſich im Norden nicht erhalten konnte? Einfach darum, weil natürliche Urſachen in einem heißeren

Klima diejenigen Leidenſchaften und Neigungen der menſchlichen Natur entwickeln, die durch die Befriedigung ihrer Triebe eher zu der willkürlichen Anwendung der Macht führen als zu der gerechten Anerkennung der Rechte anderer. Dies war der wahre Grund und demnach war die Sklaverei nicht die erſte, ſondern nur eine ſekundäre Urſache der Verſchiedenheit zwiſchen der Geſellſchaft des Nordens und des Südens. Die erſte Urſache liegt tiefer und iſt noch tätig.

Ich kann ſagen, ohne Widerſpruch befürchten zu müſſen, daß unſer Bürgerkrieg kein bloßer hiſtoriſcher Zufall war, ſondern ein Konflikt zwiſchen zwei verſchiedenen Strömungen der Ziviliſation, die ſich unter verſchiedenen natürlichen Einflüſſen entwickelten. Und dieſe verſchiedenen Strömungen haben noch nicht aufgehört zu fließen. Wir haben kürzlich ſagen hören, daß Virginia und Nordcarolina in einem ſchlimmeren ſozialen und politiſchen Zuſtande wären als Miſſiſſippi, Alabama und Louiſiana. Es mag eine Zeitlang ſo geſchienen haben, aber es war nur Schein. Die Zeit iſt nicht fern, wo wir ſehen werden, daß die Anwendung und der Einfluß der nördlichen Ziviliſation in Virginia, Nordcarolina und Tenneſſee ſo völlig durchdringen werden, wie ſie es in Maryland und Pennſylvanien getan haben. Die nördlichen der ehemaligen Sklavenſtaaten, wie widerſpenſtig auch der Geiſt der Bevölkerung heute ſcheinen mag, werden ſich unter den ihrer Natur nicht entgegengeſetzten Einflüſſen des Nordens, allmählich natürlich, doch unabweisbar, beſſern. Je mehr wir aber ſüdwärts in die halbtropiſchen Teile unſerer Republik gehen, je ſchwächer werden dieſe Einflüſſe werden. Da wird es viel ſchwerer ſein, den alten Geiſt der Gewalttätigkeit, die alte Ungeduld der entgegengeſetzten Meinungen, die alte Neigung, Gewalt anſtatt geduldiger Vernunft zu gebrauchen, kurz alle jene ungeordneten Tendenzen, die ſich in bedenklichen Übertretungen nur zu deutlich zeigen, auszurotten oder nur einmal ernſtlich zu modifizieren. Wenn wir über den geſtörten Zuſtand der Geſellſchaft dort klagen, ſo irren wir uns in der Natur der Sache, indem wir

das ganze Übel einzig den Traditionen der Sklaverei oder den gewöhnlichen Unregelmäßigkeiten des Lebens in wenig bevölkerten Ländern zuſchreiben. Dieſe Urſachen haben das Übel wohl verſchlimmert, aber ſie haben es nicht hervorgerufen. Sie ſind eher Symptome als Urſachen. Sehen Sie ſich um auf der Erde und ſtudieren Sie die Geſchichte und die gegenwärtigen Zuſtände der Völker und Sie werden ähnliche Dinge, mehr oder weniger entwickelt, in allen heißen Gegenden finden; d. h. eine leidenſchaftliche Bevölkerung, mit unruhigem Temperament, mehr zur Gewalt geneigt als zu friedlichen Argumenten und ſelten willig, bei der Entſcheidung zwiſchen widerſprechenden Meinungen und Intereſſen zu einer verſtändigen Übereinkunft zu kommen. Und ſo wird es uns ſchließlich in peinlicher Weiſe klar werden, daß, ſo wie es früher nicht die Sklaverei allein war, die unſere Zerwürfniſſe hervorbrachte, es in Zukunft nicht allein ihre Traditionen ſein werden, durch die unſere Verſchiedenheit zutage treten wird. Die natürlichen Einflüſſe, die ich angedeutet habe, werden ſich unausbleiblich geltend machen. — — — — — Eine weiſe Politik kann ſicher heftigen Paroxismen vorbeugen, aber — und hier ſpreche ich meine aufrichtigſte Überzeugung aus — ich zweifle, ob wir je ganz Herren des Übels werden. — — — — — — — Und gerade, während ſolche Probleme uns entgegenſtarren, werden wir aufgefordert, zu den ſtörenden Elementen noch neue, viel ſchlimmere hinzuzufügen? — — — — — — — Da iſt das Volk von San Domingo, ſo wie es iſt; was wollen Sie mit ihm anfangen? Man ſagt, es ſind ihrer nicht viele, man kann ſie abſorbieren oder einen mächtigen Strom der Auswanderung dahin leiten. Sie abſorbieren? Wie? Welche Art Auswanderer werden dahin gehen? Wir kennen die Menſchen, die zunächſt dahin eilen, wo großer Gewinn mit großem Wagnis zu erreichen iſt. Es iſt das abenteuernde, das ruheloſe Element unſerer Bevölkerung. Dieſe werden die erſten ſein, nach San Domingo zu gehen und eine brüderliche Sorge für die farbige Bevölkerung zu übernehmen, die mit

ſo viel Vertrauen unſere Annäherung erwartet! Jene ſind es, die dieſer die Segnungen einer freien Regierung und eines erleuchteten, humanen, philantropiſchen Geiſtes bringen! Aber wiſſen Sie, welches Schickſal Sie dieſen armen Menſchen damit bereiten? Wiſſen Sie, daß es auf der ganzen Erde keine ſo habſüchtige Raſſe gibt wie die angelſächſiſche und in dieſer wieder keinen hartnäckigeren Teil als die abenteuerlichen Charaktere, die gleich bereit ſind, in neu eröffnete, beſonders in tropiſche Länder zu eilen? Nicht ſo bald wird Auswanderung der Art dorthin ſtrömen, als ſie verſuchen wird, die Einwohner hinauszudrängen oder ſie mit Gewalt zu zwingen, ihren unerſättlichen Begierden zu dienen. Es kann dabei zu einem Zuſtand kommen, wo Vertilgung noch das mildeſte Schickſal iſt, das die Eingeborenen treffen kann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es iſt geſagt worden, daß unſere freien Inſtitutionen eine merkwürdige Kraft beſitzen, die verſchiedenartigſten und entgegengeſetzteſten Bevölkerungselemente unter ihrem wohltätigen Einfluß zu vereinen und zu verſchmelzen. Das iſt wahr. Wir finden ſolche Wirkungen unter dem Einfluß unſeres nordiſchen Klimas. Die dümmſten Vorurteile ſchwinden, die eingewurzeltſten Gewohnheiten ändern ſich allmählich; die beſten Anlagen der verſchiedenen Bevölkerungen, die hier zuſammenkommen, werden an das Licht gezogen und entwickelt und ſchließlich werden dieſe widerſprechenden Elemente für die großen Pflichten und Verantwortlichkeiten eines republikaniſchen Bürgertums vollkommen ausgebildet. Wir ſehen hier in der Tat eine Raſſenvereinigung vor ſich gehen, die ein einiges amerikaniſches Volk zum Reſultat hat; ja, ich kann ſagen, daß ich hier auf unſerem Grund und Boden kein fremdes Element fürchte, das kommt und unſere Schickſale teilen will. Was ſich nicht mit uns zu der allgemeinen Höhe erheben kann, wird unterſinken, aber es kann die Erhebung der übrigen nicht verhindern, daher bedeutet Verſchmelzung hier: Verſchmelzung nach oben.

Aber es muß dabei in Betracht gezogen werden, daß die

angelſächſiſche Kraft hier auf ihrem eigenen ihr gemäßen Boden ſteht. Ihre Energie empfängt die Inſpiration hier ſozuſagen aus der Atmoſphäre ſelbſt und die angelſächſiſche Kraft iſt durch Naturnotwendigkeit hier das abſorbierende, das alles ſich aneignende Element.

Wie aber ſteht es damit in den amerikaniſchen Tropen? Die Angelſachſen, wenn ſie dort Invaſion machen, finden daſelbſt die gemiſchten lateiniſchen, indianiſchen und afrikaniſchen Raſſen auf deren eigenem, naturgemäßem Boden. Da empfangen dieſe ihre charakteriſtiſchen Inſpirationen aus der Atmoſphäre, da entwickeln dieſe ihre charakteriſtiſchen Eigenſchaften unter den Einflüſſen der tropiſchen Natur, da ſind dieſe die natürlichen Produkte des Bodens und die Angelſachſen erſcheinen da als eine exotiſche Pflanze und können nicht die aſſimilierende Kraft werden. Was aber wird davon die Folge ſein? Unausbleiblich dieſes: daß im Laufe der Zeit und durch den Prozeß der Verſchmelzung die Angelſachſen mehr verlieren werden, als die afrikaniſch-indianiſch-lateiniſche Miſchung gewinnen wird. Es wird dies allerdings auch Verſchmelzung ſein, aber Verſchmelzung nach unten. Wollen Sie dafür Beweiſe? Ich habe ſchon einmal auf die Nachkommen jener Engländer hingewieſen, die ſich in den weſtindiſchen Kolonien niedergelaſſen hatten. Gehen Sie dorthin und ſehen Sie, bis zu welchem Grade ſie degeneriert ſind. Es mag ſein, daß einige der Reichſten, die ſchon in der Kindheit nach England geſchickt und dort erzogen wurden und vielleicht den größten Teil ihres Lebens da zubrachten, die angeborene Kraft ihres Stammes bewahrt haben. Ich ſpreche aber von der Maſſe der in Weſtindien Geborenen und ihren Kindern, die das Land fortwährend bewohnt haben. Sind ſie nicht eine zum mindeſten ebenſo elende Bevölkerung geworden wie das gemiſchte Element, das als das eingeborene der amerikaniſchen Tropen anerkannt wird? Sie werden dieſe Tatſache von jedem intelligenten Reiſenden beſtätigt finden.

Wird es Ihnen aber gelingen, eine große und wertvolle

Anzahl deutſcher Auswanderer für dieſe in Beſitz genommenen tropiſchen Länder zu finden?

Betrachten Sie die Geſchichte der Auswanderung von einem Punkte der Erde bis zum andern und Sie werden ſehen, wie gewiſſe Geſetze wirken. Es iſt eine wohlbegründete Tatſache, daß die Maſſen, die von irgendeinem Lande auswandern, meiſtenteils die Neigung zeigen, auf denſelben Wärmegradlinien zu bleiben. Das deutſche Element geht niemals en masse in die tropiſchen Regionen. Es verſteht ſich, daß einzelne Spekulanten dorthin gehen, um in kurzer Zeit großes Vermögen zu erwerben und dann heimzukehren und es zu genießen. Man findet auch hie und da Kolonien, von ſolchen Spekulanten gegründet, die aber ſelten zu großer Wohlfahrt gekommen ſind. In großen Maſſen aber, um Gemeinweſen auf der Baſis der politiſchen Ideen, welche die germaniſche Raſſe vertritt, zu gründen, gehen ſie nicht dorthin. Sie ſind Fremde, Eroberer vielleicht, aber dennoch Fremde auf jenem Boden und werden es immer bleiben. Dagegen ſcheinen die Tropen den ſogenannten lateiniſchen Raſſen viel mehr zuzuſagen. Dieſe ſind einem wärmeren Klima entſprungen und für ſie iſt die Verſchmelzung mit den eingeborenen Kindern des Südens nichts außerordentliches. Sie ſcheinen ſich ohne Schwierigkeit zu miſchen. So entſteht die indianiſch-afrikaniſch-lateiniſche Kreuzungsraſſe, jene hybridiſche Bevölkerung, die ſich dort fortpflanzt und dort gedeiht. Dieſe wird daher, wenn wir nach der Vergangenheit urteilen dürfen, das dort vorherrſchende Element bleiben.

Demzufolge werden Sie, was für Mittel Sie auch anwenden mögen, Auswanderung, Erziehung oder was ſonſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht imſtande ſein, die charakteriſtiſchen Züge in der Natur der Menſchen, welche die amerikaniſchen Tropen bewohnen, zu ändern und dieſe werden daſelbſt die aſſimilierende Macht bleiben. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Angenommen nun, daß wir jene Inſeln: San Domingo, Cuba, Portorico, Weſtindien und möglicherweiſe auch den

Kontinent bis zur dariſchen Landenge annektieren, was ſoll mit dieſen Ländern geſchehen? Wollen Sie ſie als Provinzen, als Kolonien oder als Lehen beherrſchen? Wollen Sie Satrapien ebenſoviele Pflanzſchulen der Habſucht, der Aus- unſerem politiſchen Syſtem ganz Fremdes ſein würde? Und was würde die Folge davon ſein? Sie könnten dieſe Beſitzungen eine Zeitlang in einer landesgemäßen Verfaſſung laſſen, aber wenn Sie dies zu einem permanenten Syſtem erheben oder es nur zehn Jahre lang fortſetzen, ſo werden dieſe Satrapien ebenſo viele Pflanzſchulen der Habſucht, der Ausbeutung, der Plünderung ſein, die, unerbittlich gleich dem Fatum, unſer politiſches Leben in einem Maße, das jeden Begriff überſteigt, demoraliſieren und verderben und unſerer Regierung einen militäriſchen Charakter aufnötigen werden, der ihre republikaniſchen Vorzüge vernichten wird. Dieſer Weg kann alſo nicht eingeſchlagen werden.

Was aber ſoll dann mit jenen Ländern und Bevölkerungen geſchehen? Sie müſſen dieſe ſchließlich als Staaten, ſo wie ſie ſind, auf gleichem Fuße mit den Staaten, die Sie vertreten, aufnehmen und Sie müſſen ſie nicht nur als Staaten aufnehmen, die ſich ſelbſt regieren, ſondern die an der Verwaltung der allgemeinen Intereſſen der Republik teilnehmen. Haben Sie bedacht, was dies heißt? Laſſen Sie uns die Sache in ihrer letzten Konſequenz betrachten. Stellen Sie ſich vor, die ‚offenbare Beſtimmung des Schickſals' habe auch Mexiko verſchlungen (denn Sie werden nicht imſtande ſein anzuhalten, wenn Sie einmal auf der ſchiefen Ebene ſtehen). Nun nehmen Sie zehn oder zwölf tropiſche Staaten zu den Südſtaaten, die wir ſchon beſitzen, hinzu; nehmen Sie die Senatoren und Repräſentanten der zehn oder zwölf Millionen tropiſcher Menſchen, Menſchen der lateiniſchen Raſſe mit afrikaniſchem und indianiſchem Blut gemiſcht, Menſchen, die, wie ich ſchon geſagt habe, weder Sprache, noch Traditionen, noch Gewohnheiten, noch politiſche Inſtitutionen, noch moraliſche Anſichten mit uns gemein haben; ſtellen

Sie ſich vor, wie die in den Hallen des Kongreſſes ſitzen und das Gewicht ihrer Intelligenz, ihrer Moralität, ihrer politiſchen Anſichten und Gewohnheiten, ihrer Vorurteile und Leidenſchaften in die Wagſchale der Schickſale unſerer Republik werfen — und weiter: ſtellen Sie ſich die Regierung unſerer Republik vor, die ſich für die Ordnung, die Sicherheit und die republikaniſchen Inſtitutionen in ſolchen Staaten, von ſolchen Menſchen bewohnt, verantwortlich macht, ſtellen Sie ſich dies alles vor und ſagen Sie mir, ob Ihre Einbildungskraft vor einem ſolchen Bilde nicht zurückſchaudert?“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ähnliche hohe Geſichtspunkte, auf die Beweisführung durch klimatiſche Verhältniſſe, Raſſenunterſchiede und langjährige Erfahrungen geſtützt, ſollten den politiſchen Handlungen immer zu Grunde gelegt werden. Man ſollte nicht aus Habſucht und Herrſchſucht erobern, annektieren und das Ungleichartige, Widerſtrebende mit Gewalt zuſammenbinden, ſondern jeder Raſſenindividualität ihre eigentümliche naturgemäße Entwicklung auf ihrem eignen Grund und Boden zu garantieren und ihr darin förderlich zu werden ſuchen. Wie anders, beſſer, naturgemäßer würde die geſchichtliche Entwicklung dann ſein, wieviel blutige Greuel würden vermieden, wieviel Zeit, Kraft und Konzentration würden für geiſtige Ziele, für die Arbeit der Intelligenz und die ſittliche Wohlfahrt der Menſchen erübrigt werden! Die verſchiedenen Völkerindividualitäten würden friedlich nebeneinander wohnen, ſich in ihrer Beſonderheit achten und ergänzen, ſo wie in einem wohlorganiſierten Haushalt die verſchiedenartigſten Individualitäten nebeneinander wohnen und, indem jeder die Freiheit und Eigentümlichkeit des andern achtet, ein frohes, förderndes Leben zuſammen führen können.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nun zurückkehre zu jenem merkwürdigen Moment, von dem dieſe Betrachtung ausging, ſo ließe ſich gerade in ihm ein erfreuliches Beiſpiel zu dem eben Geſagten

finden. Die einſtimmige Klage, die beim Tode Viktor Emanuels ertönte und Millionen Herzen in derſelben Empfindung vereinte, war der Ausdruck dafür, daß er der Vollender einer naturgemäß notwendigen, vernünftigen hiſtoriſchen Tat geweſen war. Dem Augenblick ſeines Todes fehlte nichts, um die geſchichtliche Bedeutung desſelben in eine wahrhaft großartige Beleuchtung zu ſtellen und ein Bild von ſolcher Wirkung hervorzubringen, wie es wenige in der Geſchichte gibt. Während er, der lebenskräftige, robuſte Mann in kurzer, heftiger Krankheit ſeiner Lebensaufgabe in einem für Italien und Europa ſehr kritiſchen Moment entriſſen wurde, lag, dem Palaſt gegenüber, in dem er ſtarb, in einem anderen Palaſt ein todesmatter Greis, der Macht beraubt, die ſeine Vorgänger, ihrer höheren Aufgabe vergeſſend, in falſchem Wahn zum Ziele ihres Strebens gemacht hatten. Der längſt zum Sterben vorbereitete Papſt überlebte den viel jüngeren kräftigen König — der ihm eben jene Macht entriſſen hatte und durch die Gewalt der Umſtände ſein Todfeind geworden war. Er überlebte ihn aber nicht, um über ihn zu triumphieren, ſondern um noch zu ſehen, wie das einige Italien um den Begründer ſeiner Einheit trauerte und wie Rom ſo ganz, ſo gründlich aufgehört hatte, Hauptſtadt des Kirchenſtaats, des Papſttums zu ſein. Dies wurde noch klarer bei dem kurz darauf erfolgten Tode des Papſtes, der die Bevölkerung kaum mehr aufregte als irgendein anderes gewöhnliches Ereignis und es klar zeigte, daß die weltliche Macht des Papſttums erloſchen, der Jahrhunderte alte Streit, der hier in Rom ſeinen Herd hatte, ausgekämpft ſei und daß die Donnerkeile und Blitze, die der Vatikan ſonſt auf alle Erdengrößen zu ſchleudern gewohnt war, vor der Vernunft und der geſchichtlichen Erkenntnis ihre Macht verloren hatten.

Möge dies nun nicht bloß ein momentanes Licht bleiben, wie es manchmal durch die Geſchichte der Völker blitzt, um dann wieder in Nacht zu verſinken, ſondern möge es die höchſte, bewußte Aufgabe der Italiener aller Stände werden, dieſe geſchichtliche Tatſache zu vollenden, nach allen Seiten

ſie zu befeſtigen und die alte Moderluft der Kirchen mit dem friſchen Weihrauchduft lebendiger Kulturgedanken zu erfüllen. Es iſt ein glänzendes Ziel, das dem italieniſchen Volke jetzt vorſchweben, das es mit mutiger Klarheit zu erreichen befliſſen ſein ſollte. Das hieße mit Bewußtſein für eine höchſte Aufgabe leben. Wird ſich die große Intelligenz, die feſte Hand finden, die dieſe Aufgabe annimmt und Italien zu deren Erfüllung leitet?

*

Wirklichkeitsphiloſophie des Todes

Was iſt der Tod? Die ſchwere Frage, die an jedem Totenbett neu wird, drängte ſich mir auch kürzlich wieder auf, als der dunkle Vollender des Lebens plötzlich, in erſchreckender Schnelligkeit, eine Geſtalt aus der Reihe der Erſcheinungen hinwegriß, die zwar meinem Herzen nicht näher geſtanden, der ich aber doch eine innige Teilnahme gewidmet hatte. Es war dies ein katholiſcher Geiſtlicher, Direktor des Kollegiums und Generalprokurator der Maroniten zu Rom, ein Orientale vom Libanon, wo der Stamm der Maroniten wohnt. Er war mein Hausherr; das Gebäude, in dem ich wohne, gehört ihm und ſeinem Kloſter. Dieſer Umſtand führte mich, die ich ſonſt die Bekanntſchaft mit katholiſchen Geiſtlichen nicht ſuche, mit ihm zuſammen. In der kurzen Zeit, ſeit ich in der Nähe ſeines Kloſters wohne, beſuchte er mich einige Male und ich ihn, wo er mich in der Foreſteria, einem großen, dem Kloſter angebauten Saal, empfing. Oft führte er mich in den daran ſtoßenden Garten, in dem eine der ſchönſten Palmen Roms ihren königlichen Stamm zum Himmel erhebt, pflückte mir mit freigebiger Hand Blumen, deren dort das ganze Jahr hindurch blühen, und Orangen und Zitronen von den Bäumen, die den Garten zieren. Dieſer Garten war die Freude des Monſignore und er erzählte, daß er oft morgens, ehe er in die Kloſterkirche gehe, um Meſſe zu leſen, in dem Garten wandle, um die reinen Morgenlüfte einzuatmen und ſein Gemüt zu ſtimmen. Überhaupt war etwas anderes in dieſem orientaliſchen Geiſtlichen als in den römiſchen Prieſtern, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Er hatte nichts von dem höfiſchen, weltmänniſchen, verſteckten und oft affektierten Weſen dieſer letzteren. Im Gegenteil, er war eine ungeſtüme, ſpontane Natur. Die äußere Ruhe und Salbung, die jenen eigen iſt, hatte er nicht und ich glaube, wenn ich länger mit ihm hätte verkehren können, ſo hätte ich auf dem Grund ſeiner Seele kein Prieſtertum gefunden, wohl aber eine feurige Liebe für ſeinen Stamm

(deſſen Intereſſen er hier in Rom vertrat und für deſſen Wohl er ſein anſehnliches Privatvermögen verwendete), vielleicht einen nicht befriedigten Ehrgeiz, eine große Intelligenz und ein warmes, edler Sympathie zugängliches und von Mitleid mit den Leiden anderer bewegtes Herz. Seine hohe imponierende Geſtalt in dem weiten, faltigen, dunkelfarbigen Gewand, ſein ſchöner Kopf mit dem edlen Typus der Maroniten, mit den feurigen und doch ſo milden Augen und dem ſchon etwas ergrauenden Vollbart gaben ihm das Anſehen eines Patriarchen, wie ihn kein Maler ſchöner hätte denken können, oder eines griechiſchen Weltweiſen, wenn er unter den dunklen Pinien und Zypreſſen ſeines Gartens, umgeben von den jungen Maroniten ſeines Kollegs, lehrend ſaß oder wandelte. Da es überhaupt ſchon im Leben ſelten iſt, einer ſo ausgezeichneten Individualität zu begegnen, ſo iſt das Bedauern, ja der Schmerz um ſo größer, wenn man eine der Natur einmal ſo gelungene Geſtalt durch das Leben und den Beruf in die Grenzen gebannt ſieht, innerhalb derer die höchſte Entwicklung nicht möglich iſt. Daß der Prieſter, von dem ich rede, außerhalb ſeines Standes noch ein ganz anderer, ſehr außergewöhnlicher Menſch hätte werden können, davon bin ich überzeugt. Als ich ihm gleich im Anfang unſerer Bekanntſchaft ſagte, ich ſei keine Katholikin und könne es auch nie werden, zeigte ſich für einen Augenblick ein ſchmerzliches Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, dann aber ſagte er ſanft: „Ich bin kein Fanatiker“, und war gut und freundlich gegen mich wie zuvor, machte nie den leiſeſten Verſuch, mich zu bekehren und ſprach nur noch ſelten von religiöſen Dingen. Die Ereigniſſe im Orient bewegten ihn auf das heftigſte. Er ſagte mir, daß er in ſeiner erſten Jugend in der Heimat immer Oppoſition gegen das türkiſche Gouvernement gemacht habe, ſeitdem er aber Europa bereiſt und faſt alle europäiſchen Regierungen habe kennen lernen, ſei es ihm klar geworden, wie viele Vorzüge es habe, welch ein milder, humaner Geiſt in den Türken wohne, wie duldſam ſie gegen fremde Konfeſſionen, deren ſo viele unter ihrer Oberhoheit ſtänden, ſeien.

Vor dem Fall von Plewna ſagte er immer triumphierend, daß die Ruſſen bis dahin noch keinen einzigen wirklichen Sieg erfochten hätten, denn Kars ſei durch Beſtechung gefallen. Er hoffe noch zuverſichtlich, daß man den Türken zu Hilfe kommen würde; Osman Paſcha war ihm ein Held, wie die ruſſiſche Armee keinen aufzuweiſen hätte und mit Stolz wies er darauf hin, wie ſehr man ſich in Europa über die Türken getäuſcht habe. Nach dem Fall von Plewna — der ja allerdings erſt erfolgte, als man gegen den ſchon zum Sterben verwundeten und allein gelaſſnen Löwen die friſche Kraft herbeirief, die ihn nun durch die Übermacht erdrückte — war er tief gebeugt, von einer ſchmerzlichen Entrüſtung durchglüht und ſagte mit einem Seufzer, der eine gewaltſame Ergebung ausdrückte: „Ich muß mit Hiob ſagen, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt.“ Später dann, als das Schickſal der Türkei in Europa beſiegelt und ihr Untergang gewiß ſchien, obgleich der Friede von San Stefano noch nicht ganz veröffentlicht war, ließ er ſeinem leidenſchaftlichen Schmerz freien Lauf, klagte beſonders Öſterreich an und rief aus: „è una politica infernale, infernale, infernale“, mit immer ſteigendem Akzent. Und indem er ſich darüber auslieſs, wie ihn das alles bewege und aufrege, ſagte er: „O, ich möchte fort, all meine Habe hier verlaſſen und in eine Ferne fliehen, wo ich nichts von dem allen mehr hörte, nach Amerika, in noch unbewohnte Gegenden!“ — Das waren gewiß nicht Gedanken eines fanatiſchen Prieſters, wiewohl es ihm auch nebenbei gehen mochte wie den Mitgliedern der Kirche überhaupt, d. h., die tolerante türkiſche Regierung und die Herrſchaft des Halbmonds der Oberherrſchaft der griechiſchen Kirche vorzuziehen. Das iſt allerdings charakteriſtiſch genug für die Motive, die in dieſen Dingen maßgebend ſind. Die alte Eiferſucht zwiſchen Rom und Byzanz, das Schisma innerhalb der eignen Unfehlbarkeit, iſt ſchlimmer als ein Prophet, mit dem ſich unterhandeln läßt und

der durchaus als fehlbar, als nur noch nicht zur Wahrheit gelangt, angeſehen werden kann.

Bei jenem feurigen Orientalen aber war es viel mehr die Stammesverwandtſchaft, das Raſſengefühl, das ihn in dieſer Niederlage des türkiſchen Reichs eine dem Orient überhaupt zugefügte Schmach empfinden ließ. Es war der Sieg des Okzidents über den Orient, der ihn ſo tödlich ſchmerzte, über dieſen Orient, den er als die erhabene Pflanzſtätte aller Kultur und Weisheit, ſowie der Religion, zu der er ſich bekannte, verehrte. Mit welchem Stolz ſprach er von arabiſcher Kultur und Literatur, von den koſtbaren Werken, die ſeine Bibliothek, die er aus ſeinen eignen bedeutenden Mitteln bereicherte, umſchloß, von den gelehrten maroniſchen Männern, die aus dem Kolleg in Rom hervorgegangen ſeien und die teils in Rom, teils in Paris beſonders in Arbeiten der orientaliſchen Sprachen tätig geweſen ſeien. Mit welcher Zärtlichkeit gedachte er ſeiner Heimat am Libanon, wenn wir unter der Palme ſeines Gartens ſtanden und ich, zu der ſtolzen Krone emporſchauend, fragte, ob ihm das nicht eine Erinnerung an ſein Geburtsland ſei? Es ſprach dann ein Ausdruck ſo wehmutsvoller Innigkeit und Sehnſucht aus ſeinen dunklen Augen, daß es mir dünken wollte, als hätten das Kloſter und die früh erlangte geiſtliche Macht (denn er war mit 49 Jahren bereits Erzbiſchof) doch ſein Herz nicht ganz ausgefüllt und ihm nicht vollkommenen Erſatz für die Poeſie der Heimat, für Familienglück, Liebe und Freiheit gegeben.

Armer, ſchöner, guter Prieſter! Die Sehnſucht, fort aus dieſer Welt der Qual, in die tiefe Ruhe eines unbekannten Flecks Erde zu flüchten, wurde nur zu bald, aber anders als du dachteſt, erfüllt. Vierzehn Tage, nachdem ich zuletzt bei ihm war und wie immer beladen mit Früchten und Blumen heimkehrte, hörte ich, er ſei ſchwer erkrankt. Am zweiten Tage bekam ich auf meine Erkundigung die Antwort, er ſei hoffnungslos, und am fünften Tage war er tot. Freilich mäht der Tod ja täglich um uns ſeine Saaten, Schönes, Junges, Hohes, Bedeutendes fällt ihm zum Opfer, während er, wie

auf Orcagnas Bild im Camposanto zu Pisa, die Armen, Krüpplichen, Ruhebedürftigen verschont. Meine Bekanntschaft mit dem Geistlichen war zu kurz gewesen, als daß er mir hätte als Freund teuer werden können, dennoch ergriff mich sein Tod mit einer namenlosen Wehmut, die ich Mühe hatte zu beherrschen. Die Professoren und Schüler des Maroniten-kollegs, welche die Todesanzeige machten, luden auch zugleich zur Totenfeier in die nahe beim Kloster gelegene Kirche von San Pietro in Vincoli ein. Ich ging hin, getrieben von jenem geheimnisvollen Zug, der es unserem in der Erscheinung befangenen Sinn so schwer macht, an das plötzliche Auslöschen der Erscheinung zu glauben, und der wie mit unsichtbaren Fäden das, was eben noch Gegenwart war, festhalten zu können meint. Es hat diese Empfindung zu so manchen abergläubischen, aber auch zu kindlich schönen Täuschungen Anlaß gegeben, wie z. B. bei dem russischen Volke zu dem Glauben, daß die Seelen der Verstorbenen noch vierzig Tage in der Nähe ihrer verlassenen irdischen Wohnstätten weilen. In der Tat, wer hätte es nicht empfunden, schon bei bloß räumlichen Trennungen, dies noch lange andauernde Gefühl der Gegenwart von Geschiedenen? Wer hätte es nicht noch stärker beim Tode von Lieben und Befreundeten gefühlt, wenn die bekannte Stimme noch in unseren Ohren tönt, wenn wir den Blick der Augen noch auf uns fühlen, wenn uns das Lächeln des Mundes noch vorschwebt, die Gestalt noch vor uns wandelt, während doch die ausgestreckte Hand keinen Gegendruck mehr findet, die ausgesprochne Frage keine Antwort erhält, die Stelle leer bleibt, die sonst ausgefüllt war? Es ist dann eine schmerzvolle Befriedigung, bis zu dem letzten Augenblick, wo das Bild noch nicht dem großen Lebensprozeß zurückgegeben ist, ihm nahe zu bleiben, ihm noch die letzte Liebe und Ehrfurcht zu erweisen, gerade als könnte das noch gewußt und empfunden werden. Schön ist für dies Bedürfnis der Gebrauch der musikalischen Totenmessen in der katholischen Kirche, die den Tod mit einer wohltuenden Feier umkleiden und ihm in der Musik das einzige Element beimischen, in dem

ſich die Erlöſung aus der Welt der Erſcheinung am ſanfteſten und erhabenſten vollzieht. Seltſam ſchön war dieſe Feier an jenem Morgen in San Pietro in Vincoli. Es vereinigte ſich da vieles Ungewöhnliche, das ſchon als bloßer ſinnlicher Eindruck die Stimmung erhöhte. In der Mitte der Kirche ſtand der Katafalk mit dem Sarg, von unzähligen Wachskerzen umgeben; auf der einen Seite ſaßen die Mitglieder des Maronitenkollegs: ehrwürdige Greiſe mit weißem Bart, kraftvolle Männer, Jünglinge, die ihre Studien dort machten, faſt alle ſchön, mit einem edlen orientaliſchen Typus. Der ſchwarze, faltenreiche Talar, den ſie tragen, gab dem ernſten Ausdruck ihrer Züge noch etwas beſonders Feierliches, wie denn auch ihre ganze Haltung ein ernſteres, innerlicheres, würdevolleres Gepräge hat als das römiſcher Prieſter. Auf der andern Seite des Katafalks ſaßen die eingeladenen Perſonen, u. a. die Mitglieder der türkiſchen Geſandtſchaft, unter deren Schutz das Maronitenkolleg ſteht, ſowie zahlreiche Freunde und Bekannte des Verſtorbenen. Dazwiſchen aber befanden ſich nach dem ſchönen, demokratiſchen Gebrauch der katholiſchen Kirche auch ganz arme Leute, die ihren Freund und Wohltäter beweinten. Ich nahm meinen Platz ſo, daß ich den Moſes von Michelangelo ſehen konnte, auf den das Licht durch einen gelben Vorhang, der das Fenſter verhüllte, fiel, ſo daß er einen Anſchein von Lebenswärme erhielt, die ihn wie ungeduldig unter ſeiner marmornen Erſtarrung erſcheinen ließ, wie fragend ausſchauend nach dem Mittel, das vom Bann des Todes erlöſt. Dieſer ſchmerzliche Bann lag auf allen Anweſenden mehr oder minder ſchwer. Zu plötzlich war die edle Geſtalt aus der Fülle des Lebens und der Kraft verſchwunden, um nicht eine große Ergriffenheit ſelbſt bei roheren Gemütern zu hinterlaſſen. Tiefes Schweigen herrſchte in der Kirche, am Altar las ein Prieſter eine ſtille Meſſe. Während der Zeit, von der wunderbaren Umgebung in der ſeltſam zuſammengeſetzten Verſammlung in eine ins Innerſte zurückgehende Stimmung verſetzt, rang der Geiſt mit den Rätſeln des Todes und mit dem Schmerz um die Endlichkeit

der Individualität, in der allein ſich doch die „ewigen Ideen“ darſtellen. Glücklicherweiſe kam kein ſtörendes Intermezzo vor von jener widrigen Geſchäftigkeit der mit bunten Lappen behängten Unteroffizianten des Klerus, von jenem unharmoniſchen Halbgeſang der Prieſter, von jener Unruhe, die den katholiſchen Gottesdienſt ſo wenig geeignet macht für wahre Andacht. Als die ſtille Meſſe beendigt war, ertönte plötzlich Muſik: das von herrlichen Stimmen geſungene Requiem von Mozart. Da löſte ſich wie durch ein Zauberwort der Bann, der auf der Seele lag. Man atmete auf unter der erlöſenden Gewalt der Töne. Auch der Moſes ſchien aufſtehen zu wollen aus der Erſtarrung, um eine andere Flammenoffenbarung als die, welche er auf Sinai geſchaut, auszuſprechen: nicht mehr das harte Geſetz der Knechtſchaft, ſondern die Berufung zur Freiheit durch die drei Genien der Menſchheit: Geiſt, Liebe, Kunſt. Mir fielen die Goetheſchen Worte ein:

„Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelsſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne;
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.“

Zwar ſah ich den Geſchiedenen nicht in verklärter Geſtalt in einer höheren Region vor mir ſchweben; keine myſtiſche Täuſchung raubte mir das Bewußtſein, daß etwas Hohes, Würdiges unwiederbringlich vorüber ſei. Aber auf dem Strom der Töne floß der Schmerz in immer ſanfteren Wellen dahin und der Troſt des „ewig Schönen“ verwandelte ihn in erhabene Feier und ſtille Wehmut. Ich hätte fort und fort dieſen hehren Melodien, dieſen weltentrückenden Tongedanken lauſchen und in den Tiefen der Empfindung weilen mögen, in den wir uns im Schoße des realen Seins, aus den ideellen Schranken von Raum und Zeit befreit fühlen und uns in der kriſtallnen Flut des Urgrundes der Dinge baden, wo Schmerz und Glück zwei geſchwiſterliche Genien ſind wie bei den Alten Schlaf und Tod. — Aber das „Amen“ ertönte und die Harmonien verhallten und die Welt, die mit Leben und Tod abrechnen muß, trat wieder in ihr

Recht. Man ergriff den Sarg und während die Maroniten mit Kerzen in den Händen in Prozeſſion folgten, trug man ihn aus der Kirche, um ihn auf den draußen harrenden Trauerwagen zu ſetzen und auf den Friedhof zu bringen. Ich war ihm vorangeeilt zur Tür und rief ihm da leiſe mein letztes Lebewohl zu. Vor der Kirche ſtanden Haufen weinender Armen und eine alte Frau wandte ſich zu mir und ſagte ſchluchzend, indem ſie auf den Sarg zeigte: „è Monsignore“, als wollte ſie mit den zwei Worten alles ausdrücken, was hier an Kraft, Güte und menſchlicher Vortrefflichkeit unterging.

Der ſtille Trauerzug fuhr langſam nach dem fern gelegenen Kirchhof von S. Lorenzo, außerhalb der Mauern der Stadt, da jetzt nicht mehr in den Kirchen begraben werden darf. Ich aber wandte mich dem Wäldchen zu hinter dem Koloſſeum, am Fuße des Palatin, das eben anfing, im jungen Grün des Frühlings zu prangen. Da wandelte ich lange auf und ab und in mir tönte die alte Frage: Was iſt der Tod?

Für die gläubigen Chriſten — beſonders die Katholiken, die in allem beſtimmtere Vorſtellungen und intenſiveren Glauben haben — iſt die Beantwortung der Frage leicht. Sie haben ſich ein ſo ſchönes Gebäude perſönlicher Anſprüche und Hoffnungen aufgeführt, daß man ſicher und glücklich darin wohnen und die Weiterentwicklung der großen Exiſtenzfrage jenſeits des Grabes ruhig erwarten kann. Ihre Vorſtellungen ſind konſequent durchgeführt und laſſen keine Lücke. Wie ihnen im Abendmahl Chriſtus perſönlich gegenwärtig iſt und mit ſeiner Göttlichkeit die Materie durchdringt, die er gewürdigt hatte, ſeine Wohnung zu werden, ſo ruft einſt am Auferſtehungstage die Seele ihre durch den öfteren Genuß des Abendmahls immer mehr vergöttlichten Atome wieder zu ſich und es erſteht in unvergänglicher Jugend und Schönheit das einſtige Ich, nur in verklärter Geſtalt. Der Traum iſt ſchön und wer möchte ſich nicht bei der Hinfälligkeit der menſchlichen Geſtalt, bei dem Verluſt geliebter Menſchen, bei

den Qualen des Todes tröſten, wenn ſolche Ausſichten winken?

Die Naturwiſſenſchaften haben mit dem Seziermeſſer den holden Traum zerſtört, und der logiſche Gedanke hat kalt und unerbittlich dem hoffenden Ich ſein Urteil geſprochen. Aber noch ließ die Philoſophie hier und da ein transzendentes Gebiet offen, in das ſich eine unbeſtimmte Hoffnung flüchten und das mit einem fernen Leuchten die dunkle Stunde erhellen konnte.

Auch Schopenhauer, dem über die Vernichtung der Perſönlichkeit kein Zweifel blieb, läßt uns im Grunde des Seins die Möglichkeit eines unſerer beſchränkten Erſcheinung unfaßbaren Zuſtandes ahnen, der keineswegs das Nirwana der Vernichtung, ſondern das Entzücken des aus ſeiner Zerſtücklung in die Einheit zurückgekehrten Dionyſos iſt. Was den Willen zum Leben, aus dieſer Einheit heraus, zur Erſcheinung führt, das principium individuationis, iſt ein Rätſel; der Wille, als Erſcheinender, iſt blind, denn wenn er ſehend wäre, ſo wäre ſein In-die-Erſcheinung-treten abſurd und grauſam, ſo wie die bewußte Erſchaffung einer Welt voll Sünde, Schmerz und Qual abſurd und grauſam wäre. Sich von dieſer Tat des Willens und ihren ſchweren Folgen zu erlöſen, gibt es ein Mittel: die Verneinung eben dieſes Willens zum Leben, die aber fälſchlich als ein paſſives ſich vom Leben Abwenden, ja wohl gar als ein freiwillig aus ihm Scheiden angeſehen worden iſt. Es iſt damit vielmehr die höchſte Aktivität gemeint, die das Blinde des Willensaktes, das qualvolle Verlangen nach dem, was nicht des Verlangens wert iſt, aufhebt und ſchon hier das zerſtörte Gefühl der Einheit wieder herſtellt in der Ruhe des Weiſen, der im intellektuellen Erkennen und Schaffen das höchſte Glück, das wahre Nirwana, genießt.

Ein veredelter Materialismus tritt vermittelnd zwiſchen die brutale Herrſchaft von Kraft und Stoff und die noch immer einen metaphyſiſchen Hintergrund offen laſſende Philoſophie, in deren neueſter Erſcheinung: der ſogenannten Wirk-

lichkeitsphiloſophie von Dühring. Dieſer ſtrenge Denker, feſt auf dem Boden der modernen Wiſſenſchaft ſtehend, ſelbſt ſchöpferiſch auf deren Gebiet, verneint alle Metaphyſik abſolut und weiſt ſie mit Verſtandesgründen aus ſeinem Syſtem aus. Aber er erhebt auf der Baſis einer alles Sein umfaſſenden Wirklichkeit die Fahne eines realen, das Leben vergeiſtigenden Idealismus. Innerhalb ſeines Syſtems von der realen Einheit alles Seins, hinter dem keine metaphyſiſche zweite Welt mehr verſteckt liegt, entwickelt ſich durch das dem Sein innewohnende Prinzip des Werdens die Vielheit der Welt. Die perſönliche Exiſtenz erhebt ſich wie die Welle auf der ruhigen Fläche des Einheitozeans, ſteigt bis zu ihrem Höhepunkt und fließt dann wieder abwärts, bis ſie ſich im großen Niveau verliert.

In einem früheren Artikel, den ich ſchrieb, ehe ich etwas von Dühring wußte, hatte ich mich ſchon einmal gegen den Begriff des Metaphyſiſchen erklärt. Nicht aber, als hätte ich damit die Materie auf den Schöpferthron des Univerſums erheben wollen. Nein, ich wollte nur die Welt nicht mehr in zwei Teile teilen, ſondern ſie als eine alles umfaſſende Einheit begreifen, in der ein Metaphyſiſches, d. h. hinter ihr Liegendes, nicht mehr Raum hat. Daß wir trotzdem das Geheimnis des Werdens, der Vielheit in der Einheit, nicht begreifen können, iſt ſo einfach, wie daß man ſelbſt auf dem Höhepunkt der Welle nicht die unermeßliche Weite des Ozeans überſehen und auf der einen Seite des Berges, den man hinanſteigt, nicht die Täler erblicken kann, die auf der andern Seite liegen; oder wie daß die Perle, die in ihrer Muſchel an das Tageslicht gezogen wird, die unergründliche Tiefe nicht kennt, der ſie entſtieg.

Die Brücke zu finden, die Schopenhauer und Dühring verbindet, kam mir an jenem Morgen nach der Totenfeier meines Prieſters, im frühlingsgrünen Wäldchen neben den gigantiſcheſten Ruinen der Welt, in den Sinn. Mir ſchien es, als müſſe dieſe Brücke hinüberführen in das Walhall der

wahren heroiſchen Lebensanſchauung, in der auch die Frage: was iſt der Tod, ihre rechte Löſung finden würde.

Das Prinzip der Einheit ſteht beiden großen Denkern unumſtößlich feſt und das Prinzip der Vielheit in ihr auch, ob es nun als Wille oder als Werdeprinzip in die Welt der Vorſtellung, der Materie, des mit unſeren Sinnen wahrnehmbaren Daſeins tritt. Die größte Differenz zwiſchen ihnen beſteht in Beziehung auf die Wertſchätzung des Lebens, das Schopenhauer als einen Irrtum, als eine Schuld anſieht, während es für Dühring die Wirklichkeit und der höchſten Perfektibilität fähig iſt. Schopenhauer mußte ſich deshalb auch den Blick in eine metaphyſiſche Welt offen halten, ſonſt wäre es für einen Geiſt ſeiner Größe eine Unmöglichkeit geweſen, die ganze tragikomiſche Vorſtellung des Lebens mitzumachen und ihr nicht ein willkürliches Ziel zu ſetzen. Dühring mußte dagegen den ganzen Schwerpunkt der Frage in die auf- und abſteigende Welle legen, innerhalb derer ſich das Wirklichkeitsproblem mit ſeiner ganzen zu löſenden Aufgabe vollzieht. Wäre es nicht möglich, die Brücke dazwiſchen zu finden? Schopenhauer proteſtiert gegen eine Welt wie die unſrige und ſieht ſie als das Produkt eines blind gewollten, durch Intellekt und Ethik zu verneinenden Vorgangs an. Dühring proteſtiert auch gegen die vorhandene Ordnung der Welt und mit ihnen tun es alle, denen das unſägliche Leid des Lebens, die Barbarei und Ungerechtigkeit unſerer Zuſtände das Herz bedrücken und den Geiſt mit heiligem Zorn erfüllen. Schopenhauer wollte nicht, daß man im paſſiven Proteſt verharre, ſondern er wollte, daß man den Willen, das blinde Ungetüm, das in ſeinem unerſättlichen Verlangen alle jene Leiden hervorbringt, verneine, d. h. die größte ſittliche Tat vollbringe, ſich zum Heiligen, zum Weiſen mache, der in erhabener Ruhe über den blinden Willenstrieben ſtehe und die Flamme der Leidenſchaft zur Schöpfung höchſter Intellekts-, Kunſt- und Lebensgebilde verwende. Dühring will das auch, er will eine Transformation der Barbarei in edle Kultur, der Unwiſſenheit in Bildung, der Ungerechtigkeit in Gerechtigkeit, des brutalen

Haſſes und der Zerſtörungswut, die uns nur noch zu deutlich als die oberſte Stufe der Tierleiter kennzeichnen, in die Gemeinſamkeit höchſter Ziele und die aus ihr entſpringende humane Geſinnung.

In beiden Fällen alſo iſt es die höchſte ethiſche Tat, die von der Menſchheit verlangt wird. In beiden Fällen iſt es das Verneinen des Lebens als bloße animaliſche Exiſtenz, als bloßer Trieb zum Daſein und bloße Begierde zum Genuß. Es iſt eine vergeiſtigte Menſchheit, die erzielt wird, und in beiden Fällen liegt das Reſultat ſchon in dieſem Leben. Bei der Schopenhauerſchen Verneinung liegt es in dem Glück des Weiſen, der ſich von der Begierde erlöſt hat, bei der Dühringſchen Verneinung liegt es in der durch Vernunft und Humanität umgeſtalteten Welt. Die Aufgabe, die die beiden großen Denker uns ſtellen, iſt alſo das, was ich früher einmal mit dem Worte ausdrücken wollte: „Erlöſe dich ſelbſt," mach aus dir ſelbſt ein Kunſtwerk, ein vergöttlichtes, vollkommenes Weſen. Damit iſt der Menſchheit geholfen und ſind die Rätſel des Lebens gelöſt. Wenn der Wille als blinde, begehrende Macht verneint und in die Götterſtille der Erkenntnis verwandelt oder zu der Leidenſchaft geworden iſt, welche die neue Schöpfung der Vernunft und der Liebe auf Erden vollbringt, dann iſt der Schleier der Maja zerriſſen, das Leben iſt keine Täuſchung mehr, die Wirklichkeitsphiloſophie hat dann recht.

Und der Tod?

Wäre in dieſem Falle auch die perſönliche Exiſtenz nichts weiter als die auf- und abſteigende Welle, ſo wäre es ſchon der Mühe wert, gelebt zu haben, denn die Fülle göttlicher, d. h. vollkommener Wonnegefühle würde unſere Bruſt geſchwellt haben in einem Daſein, das den höchſten Zielen geweiht war. Das Verſchwinden aus dieſem Daſein würde nur ſein wie der Untergang der Sonne, die in Purpurgluten in den großen Ozean des Seins hinabſteigt, wiſſend, daß ein neuer Tag folgt, dem vergangenen ähnlich, wenn auch nicht derſelbe.

Gibt es nun aber auch nichts außerhalb des Seins, gibt

es nur ein Sein, das alles für uns Sichtbare und nicht Sichtbare umfaßt, so hat doch Schopenhauer recht, daß das Weſen des Seins als ſolches uns unbekannt und notwendig unfaßlich iſt. Es gibt aber außer der Erkenntnis des Verſtandes, welche die ſichtbare, greifbare Welt umfaßt, noch eine Erkenntnis der Intuition, die mit den höchſten Geſetzen des Denkens nicht nur nicht in Widerſpruch ſteht, ſondern meiſt nachträglich von ihnen beſtätigt wird. Was nun in dieſem Leben ſchon das vollkommenſte Glück gibt, iſt die ſchöpferiſche Begabung, das wunderbare Hervorquellen einer Macht, die, wenn ihr auch noch ſo ſehr durch Bildung und äußere Hilfsmittel beigeſtanden würde, doch aus dem Innerſten des Menſchen wie ein friſcher Quell aus unbekannten Erdtiefen ſprudelt und vorher völlig unbebaute Stellen des Daſeins mit Gebilden des Denkens und der Phantaſie bereichert. Dieſe Schöpfermacht, die in uns ſich ans Licht drängt und in Wiſſenſchaft, Kunſt, Philoſophie und allen Betätigungen des Lebens ſich darſtellt, muß ſich auch im Schoße des Seins vorfinden zufolge der Annahme, daß keine Kraft ſich plötzlich entwickeln kann, zu der nicht die Dispoſition ſchon im Grunde der Dinge lag; ſie kann nichts anderes ſein als ein Abbild des Werdeprinzips im univerſellen Sein. Wenn nun ſchon hier, in der beſchränkten Form, Ausübung der Schöpferkraft in uns Götterluſt iſt, wie ſoll es töricht ſein, anzunehmen, was die Intuition uns zuflüſtert, daß im „Ding an ſich", im ewigen Schöpfungsdrang des Seins Seligkeit herrſche? Nicht außerhalb der Welt, nicht in metaphyſiſcher Ferne, ſondern in dem Urgrund, dem wir und mit uns das Univerſum im ununterbrochenen Werdeprozeß entſteigen, waltet die göttliche Freude des Schaffens. Wer ſie nur einmal in ſeiner kleinen Erdenſphäre empfunden hat, weiß, daß dies kein leerer Traum, kein Truggebilde der Phantaſie zu ſein braucht; der Gedanke kann es rechtfertigen, wenn er auch ebenſowenig imſtande iſt, die Unermeßlichkeit dieſes Vorganges in eine endliche Formel zu faſſen wie die Natur des Seins ſelbſt. Es iſt nicht logiſch denkbar, daß die Menſchenbruſt allein die

Wonne der Schöpferkraft in ſich trage; ebenſo wie es unlogiſch iſt, anzunehmen, daß der Menſch allein der einzige Organismus des Univerſums ſei, in dem ſich geiſtiges Leben und geiſtige Produktivität entwickelt habe. Freilich ergreift den Schaffenden der Schmerz, ſobald er bei der Ausübung ſeiner Schöpferkraft mit der mangelhaften Endlichkeit des Stoffes zu tun hat und es ſetzt ſich auch da das Analogon vollſtändig fort. Was aber dem allen als das Eine, Feſte, Unabweisbare gegenüberſteht, braucht man es noch zu ſagen? Es iſt die ſtrenge Anforderung, uns ſelbſt und das Leben um uns her zur höchſten ethiſchen Schönheit zu entwickeln, unabläſſig das: „Es werde" auszuſprechen und zu verwirklichen. Wohl erfinden und ſchaffen wir fortwährend und unterwerfen uns die Erde, was aber wären die Triumphe der Induſtrie und der ſchaffenden Tätigkeit des Menſchengeiſtes, wenn ſie nicht ethiſchen Zwecken dienſtbar würden? Das alſo ſei uns der Tod: der große Mahner an die Aufgabe, das Leben innerhalb der auf- und abſteigenden Welle mit dem edelſten Inhalt zu füllen, es zu einer Schöpfung von Geiſtesblüten, von Liebestaten zu machen. Es wird dies den Schmerz des Sterbens für uns ſelbſt vernichten, denn wie nach einem wohlvollbrachten Tagewerk die Ruhe in den Armen des Schlafes ſüß iſt, ſo wird auch die Ruhe im Tode nach einem wohlvollbrachten Leben ſüß ſein. Und ebenſo für die, welche wir liebten — wenn wir uns ſagen dürfen, ſie haben ihre Aufgabe vollbracht und ihre Spur bleibt im Leben der Menſchheit, im Leben des Geiſtes, ſo wird es uns ſein, wie wenn wir die purpurnen Abendwolken am Himmel erbleichen ſehen und der ſehnſüchtige Blick nach und nach am nächtlichen Himmel die funkelnden Sterne entdeckt, die über der dunkel gewordenen Erde leuchten, ſiegreiche Zeugniſſe dafür, daß, wenn auch die irdiſche Sonne unterging, andere vielleicht noch glorreichere Sonnen im Univerſum leuchten und daß der Geiſt ewig iſt wie das Licht.

So dachte ich an jenem Morgen im Frühlingsgrün des

Wäldchens bei dem Koloſſeum in Rom und ich fragte mich leiſe: Wo iſt er hin, um den ich trauerte? Er iſt zurückgekehrt in die ewige Schaffensluſt des Seins, antwortete mir mein Herz, und die Palme des Kloſters wiegte feierlich ihre ſchlanken Zweige in der blauen Luft, als wollte ſie es bejahen.

*

Die brennende Frage von heute

Wir ſchmeicheln uns, in einem weit vorgeſchrittenen Jahrhundert zu leben. In vieler Beziehung haben wir auch Urſache, uns unſerer Errungenſchaften zu freuen. Aber es vergeht dennoch kein Jahr im alten Europa, ohne daß ſich ungeheure Konflikte auftürmen, ohne daß ſchwere, ja blutige Verwicklungen herbeigeführt werden, die den Gang der Geſchichte aufhalten und die friedliche Entwicklung theoretiſcher Fragen zur Praxis verhindern. Trotzdem geht die Geſchichte mit einer unzerſtörbaren inneren Logik vorwärts. Es iſt vergebens, den notwendigen Konſequenzen des Gedankens Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen, ſie in ihrem Lauf aufzuhalten oder gar ſie durch Gewalt vernichten zu wollen. Es iſt nicht nur vergeblich, es iſt auch ſchädlich, ja es iſt verbrecheriſch. Anſtatt der ruhigen Verwirklichung gewiſſer Ideen, die die Zeit gereift und als lebensfähig auf die Tagesordnung geſchrieben hat, fördernd beizuſtehen, hemmt man ſie von der einen Seite und beſchleunigt dadurch ein gewaltſames Vorgehen von der anderen Seite. Anſtatt einer ſchönen, naturgemäßen Blüte entſteht dann eine verkrüppelte Erſcheinung, unter ſolchen verkehrten Bedingungen, daß man zunächſt vor ihr zurückweicht. Man kann ihr nicht hold ſein, weil ſie zu viel Abſcheuliches im Gefolge hatte, das ſie erſt in langer, mühſeliger Arbeit an dem Verfehlten und Mißgeſtalteten büßen muß, ehe ſie zu ihrem eigentlichen, urſprünglichen Gedanken zurückgelangt. So ging es mit der großen franzöſiſchen Revolution. Ihre Gedanken, von reaktionären Mächten aufgehalten, von wilden Trägern überſtürzt, kamen im blutigen Morgenrot der Guillotine zur Welt, ſchoſſen weit über ihr Ziel hinaus und mußten ſich dann, gleichſam zur Strafe, erſt durch den koloſſalſten Deſpotismus, dann durch die Schneckengänge der Reaktion durchwinden, ehe ſie auch nur von ferne jenen Idealen ſich wieder zu nähern begannen, deren Verwirklichung ſie ſein ſollten. Ebenſo ging es mit der Revolution von Achtundvierzig, die im Gegenſatz zu ihrer Zeit doch weit

weniger ungeheure Forderungen ſtellte als jene. Man hatte aber noch immer nichts von der Geſchichte gelernt. Von der einen Seite törichter Widerſtand, von der anderen gewaltſames Überſtürzen — und abermals fiel die Frucht unreif vom Baum des Lebens; es folgte wieder eine Zeit der Dürre, der troſtloſen Unfruchtbarkeit.

Aber Ideen vergehen nicht. Der befruchtende Same fällt in die Erde und plötzlich ſchießen die Keime wieder auf, kräftiger, lebensfähiger als früher. Haben die Mächte, die mit deren Exiſtenz zu rechnen haben, n u n etwas von der Geſchichte gelernt? Welche iſt denn die Frage, die jetzt vor uns daſteht und ihre Löſung fordert? Von allen Seiten hört man rufen: Es iſt die ſoziale Frage. Sie wuchs längſt im Schatten der politiſchen Bewegungen empor. Die franzöſiſche Revolution von Zweiundneunzig trug ſie ſchon im Mutterſchoß und nach der geſcheiterten Revolution vom Jahre Achtundvierzig fühlten alle einſichtsvollen, weiterblickenden Revolutionäre, daß bloß politiſche Reformen nicht genügten, daß eine Frage von viel tieferer Natur und weitergehenden Folgen im Grunde der Erſchütterungen liege, welche die Geſellſchaft von Zeit zu Zeit heimſuchten und daß ohne ihre Löſung kein dauernder Zuſtand zu erzielen ſein würde. Anſtatt nun aber von ſeiten der regierenden Mächte die Frage als eine tief in der Zeit begründete, in ihrer wahren Faſſung vollberechtigte anzuſehen, anſtatt ihrer Löſung mit ernſtem Nachdenken und bereitwilligem Entgegenkommen die Hand zu bieten, ſtemmte man ſich dagegen und glaubte ſie ignorieren oder unterdrücken zu können. Auf der anderen Seite ging die Partei, deren Geſchick dieſe Frage am meiſten berührt, durch den Widerſtand gereizt, mit ihren Theorien bis an die Grenze des Abſurden. Sie verlangte, wie z. B. die Nihiliſten durch den Mund ihres Führers Bakunin, nicht nur die völlige Vernichtung der jetzt beſtehenden Formen von Kirche, Staat, Ehe, Familie, ſondern auch von allen geiſtigen Errungenſchaften der Menſchheit. Es ſollte tabula rasa gemacht werden mit allen Monumenten der Kunſt, mit allen Schätzen des Wiſ-

ſens. Die Menſchheit ſollte wieder von vorne anfangen; aus den Wäldern, von den unterſten Volksſchichten her ſollte die neue Geſellſchaft ſich organiſieren. Wer ernſtlich über die Sache nachdachte, konnte die tiefe Sorge nicht abwehren, die einen neuen furchtbaren Kataklysmus, eine ſchauerliche Geburtsſtunde des neuen Lebensgedankens, inmitten dieſer beiden extremen Mächte, vorausſagte. In dieſer Zeit, wo in Europa die Frage in ihrer ganzen Bedrohlichkeit und folgenſchweren Bedeutung hervortritt und die Notwendigkeit verſtändiger Löſung dringend anzeigt, nahm ich die nachgelaſſenen Schriften Alexander Herzens zur Hand und las die Betrachtungen wieder, die er im letzten Jahre ſeines Lebens geſchrieben und an deren Beendigung ihn ſein plötzlicher Tod verhindert hat. Sie ſind in Form von Briefen an Bakunin gehalten, der damals anfing, Herzen als Reaktionär zu bezeichnen, weil dieſer nicht zu dem Glaubensbekenntnis der tabula rasa neigte. Ich fand die darin ausgeſprochenen Gedanken aufs neue ſo treffend, daß ich verſucht wurde, folgende Stellen in deutſcher Überſetzung wiederzugeben, da ich vermutete, daß der Nachlaß Herzens wenig oder gar nicht in Deutſchland bekannt ſei.

„Es iſt immer noch dieſelbe einzige Frage, die uns beſchäftigt. Übrigens gehört auch die Geſchichte, in jeder ihrer Perioden, immer nur e i n e r ernſten Frage, einer im Wachſen begriffenen Kraft an. Alles andere iſt nur das Zufällige, bildet die verſchiedenen Krankheiten, welche die Entwicklung begleiten, die Leiden, durch die der neue, vollkommene Organismus ſich aus den verbrauchten, zu eng gewordenen Formen herausarbeitet und hinauszutreten trachtet, indem er dabei einen Teil derſelben, der ſich ſeinen höheren Beſtrebungen anpaſſen wird, beibehält. Du glaubſt, ich habe mich verändert, aber bedenke doch, daß alles ſich verändert hat. Die ökonomiſch-ſoziale Frage ſtellt ſich jetzt anders als vor zwanzig Jahren. Sie hat ebenſowohl ihre religiöſe, ideale Jünglingszeit wie das Alter der gewagten Unternehmungen und der Experimente im kleinen hinter ſich. Selbſt die Periode der Klagen,

der Proteſtationen, der Denunziationen naht ſich ihrem Ende. Es iſt das ein ernſtes Zeichen, daß die ſoziale Frage ihrer Volljährigkeit entgegen geht. Sie nähert ſich dieſer augenſcheinlich, aber ſie hat ſie noch nicht erreicht, nicht bloß wegen äußerer Hinderniſſe und äußeren Widerſtandes, ſondern aus inneren Gründen. Die Minorität, die vorwärts will, iſt noch nicht zu ganz klarer Einſicht, zu praktiſchen Wegen, zu vollkommenen Formeln über die ökonomiſchen Zuſtände der Zukunft gelangt. Die Majorität, die am meiſten unter den jetzigen Verhältniſſen leidet, verſucht ſich daraus zu befreien durch einen Teil der ſtädtiſchen Arbeiter, aber ſie wird durch den Geiſt der Routine innerhalb der größeren Hälfte zurückgehalten. Wiſſen und Verſtändnis können weder durch einen Staatsſtreich, noch durch einen Privatſtreich gegeben werden. Die Langſamkeit, das Unzuſammenhängende im Gang der geſchichtlichen Intelligenz reizt und bedrückt uns, iſt uns unerträglich und deshalb überſtürzen viele die Sache, begehen einen Verrat an ihrer eigenen vernünftigen Einſicht und bringen die andern dazu, ſich zu überſtürzen. Iſt das gut? Die ganze Frage liegt da.

Unſere Zeit iſt eine Zeit der definitiven Unterſuchung, die der Arbeit der Verwirklichung vorausgehen muß, wie die Theorie des Dampfes den Eiſenbahnen vorausgegangen iſt. Früher wollte man alles durch den Mut, den Eifer machen und gab ſich dabei dem Zufall anheim. Wir wollen uns nicht mehr dem Zufall anheimgeben. Wir ſehen klar ein, daß die Dinge nicht bleiben können, wie ſie ſind. Das Ende der ausſchließlichen Herrſchaft des Kapitals und des unbeſchränkten Eigentumsrechtes iſt gekommen, ſo wie früher das Ende des Feudalismus und der Ariſtokratie.

Aber die allgemeine Hinſtellung des Problems zeigt weder die Wege noch die Mittel an, es zu löſen, ja ſie beſtimmt nicht einmal eine gewiſſe Mitte für dieſes. Durch Gewalt kann man die Löſung nicht erreichen. Wenn ſelbſt die bourgeoiſe Welt durch Pulver in die Luft geſprengt worden wäre, ſo würde ſie, wenn ſich der Rauch verzogen hätte und die Ruinen

weggeräumt wären, von neuem da ſein, etwas modifiziert, aber immer bourgeois. Und das zwar deshalb, weil dieſe Welt noch nicht an ihrem Ende angelangt iſt; weil weder die neue Organiſation, noch die, welche ſie aufzubauen haben, hinreichend vorbereitet ſind, um ſie verwirklichen zu können. Keine der Grundlagen, auf denen die jetzige Ordnung der Dinge beruht und die zertrümmert und neu aufgebaut werden müßten, iſt ſo weit erſchüttert, daß es hinreichte, ſie mit Gewalt umzureißen und ſie aus dem Leben zu verbannen. Der Staat, die Kirche, die Armeen ſind bereits ebenſo logiſch verneint wie die Theologie, die Metaphyſik uſw. Aber ſie ſind nur erſt in einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Sphäre verurteilt. Außerhalb der akademiſchen Mauern beherrſchen ſie noch alle moraliſchen Kräfte. Fragt jeden ehrlichen Menſchen, ob er *bereit iſt*? Ob er von der neuen Organiſation, der wir zuſtreben, ein ſo klares Bild hat wie von dem allgemeinen Ideal des kollektiven Eigentums und der Solidarität? Ob er, außer dem einfachen Zerſtören, die Mittel zur Transformation des alten Organismus kennt? Und geſetzt den Fall, er könnte dies für ſich ſelbſt bejahen, kann er es auch für die Klaſſe, die ihrer Stellung nach ſich zunächſt an die Tat wagen muß?

Die Wiſſenſchaft iſt unwiderſtehlich, aber ſie beſitzt keine Zwangsmaßregeln. Die Befreiung von Vorurteilen geht langſam, ſie hat ihre Phaſen und Kriſen; Gewalt und Schrecken können eine Religion, eine politiſche Form verbreiten, ein autokratiſches Reich organiſieren, eine einige und unteilbare Republik einführen; aber in der ſozialen Ordnung taugt die Gewalt nur zum Zerſtören; ſie kann nur den Platz aufräumen, weiter nichts. Durch Gewalt in der Weiſe Peters des Großen kann die ſoziale Revolution nicht über die *durch Gewalt herbeigeführte Gleichheit* eines Gracchus Baboeuf oder den Kommunismus eines Cabet hinauskommen. Die neuen Formen müſſen alle alten Elemente der menſchlichen Beſtrebungen umfaſſen. Man kann aus unſerer Welt nicht mehr weder ein Sparta, noch ein Benediktinerkloſter machen. Die künftige Revolution muß *alle*

Elemente des ſozialen Lebens zum allgemeinen Beſten vereinen, wie es Fourier träumte, nicht aber die einen zum Beſten der andern erſticken. Die ökonomiſche Revolution hat einen ungeheuren Vorteil über alle religiöſen und politiſchen Revolutionen durch die Solidität ihrer Grundlage. Nur müſſen ihre Wege, ihre Art, ſich des Gegebenen zu bedienen, ebenſo ſolid ſein. — — — — —

Durch eine einfache Liſte deſſen, was zu verneinen iſt, die wie ein Tagesbefehl an die ſoziale Armee ausgeteilt wird, erzielt man nichts als ungeheure Verwirrung.

Gegen Dogmen und Glaubensſätze, wie abſurd ſie auch ſein mögen, kann man nicht mit der bloßen Negation, wie intelligent ſie auch ſein mag, kämpfen. Zu ſagen: glaube nicht, iſt ebenſo abſurd und autoritätsmäßig, als zu ſagen: glaube. Die alte Ordnung der Dinge hat ihre Stärke nicht ſowohl durch die materielle Macht, die ſie ſtützt, ſondern dadurch, daß ſie von der Majorität angenommen und anerkannt iſt. Das tritt beſonders auffallend in den Fällen hervor, wo dieſe weder Strafe noch Zwang anzuwenden hat, ſondern auf dem gefeſſelten Gewiſſen, auf der Abweſenheit intellektueller Entwicklung, auf der Unreife der neuen Geſichtspunkte ruht, wie z. B. in England und der Schweiz. — — — — — — — — — — — — — — —

Niemand iſt an den abſurden Ungereimtheiten des gegenwärtigen ſozialen Zuſtandes ſchuld. Eine jede Beſtrafung wäre ebenſo unſinnig wie die Peitſchung des Meeres durch den König von Perſien. Anklagen, richten, beſtrafen — alles das iſt unſerer geiſtigen Entwicklung unwert. Man muß die Tatſachen einfacher, phyſiologiſcher betrachten. Man muß den kriminaliſtiſchen Standpunkt verlaſſen, der leider vorherrſchend geworden iſt und das Verſtändnis durch die Vermiſchung perſönlicher Leidenſchaften mit der allgemeinen Sache und durch die Verdrehung unwillentlicher Ereigniſſe in vorbedachte Verſchwörungen verwirrt hat. Es iſt ebenſo abſurd, die Verantwortlichkeit für die Vergangenheit und die Gegenwart auf die letzten Vertreter der Wahrheit von

geſtern, die heute Irrtum geworden iſt, zu werfen, als es abſurd und ungerecht war, die franzöſiſchen Marquis zu köpfen, weil ſie keine Jakobiner waren. Die Revolutionen bereiteten ſich ehedem im Dunkeln, wichen vom rechten Wege ab, gingen rückwärts, gingen irre, weil ſie kein klares Ziel hatten. Sie verlangten eine Menge Dinge, alle Arten von Glauben, von Heroismus, von erhabenen Tugenden, von Patriotismus und Pietismus. Die ſoziale Revolution bedarf nichts als Einſicht, Kraft, Wiſſen und Mittel. Aber die Einſicht iſt die ſtärkſte Verpflichtung. Sie hat fortwährend die Reue der Intelligenz und die unerbittlichen Vorwürfe der Logik zu dulden.

Solange der ſoziale Gedanke unbeſtimmt war, wendeten ſich ſeine Verkünder, ſelbſt von Glauben und Fanatismus erfüllt, ebenſo ſehr an die Phantaſie und Leidenſchaft als an die Intelligenz. Sie bedrohten die Beſitzenden mit Strafe und Vernichtung, verleumdeten ſie, machten ihnen ein Verbrechen aus ihrem Reichtum und bemühten ſich, ſie zu freiwilliger Armut zu überreden, indem ſie ihnen fortwährend das ſchreckliche Bild ihrer eigenen Leiden vorhielten (eine ſonderbare captatio benevolentiae). Der Sozialismus iſt über dieſe Mittel hinaus. Was man den Beſitzenden und Kapitaliſten beweiſen ſollte, iſt dies: nicht daß ihr Beſitz eine Sünde, unmoraliſch und verbrecheriſch iſt, ſondern, daß der Proletarier ſich jetzt bewußt wird, wie ſehr die Bollwerke, die den Beſitz bisher vor Zerſtörung bewahrten, abgenutzt ſind und wie daher die Erhaltung des letzteren in der bisherigen Weiſe unmöglich iſt. Man ſollte ihnen beweiſen, daß der Kampf gegen das Unmögliche eine zweckloſe Vergeudung von Kraft iſt und daß er, je länger und hartnäckiger er fortgeſetzt wird, zu deſto größerem Unglück und ſchwereren Verluſten führen wird. Man muß die Feſtigkeit des Beſitzes und des Kapitals durch ein Exempel der doppelten Rechnungsführung, durch ein klares Abwägen des Soll und Haben erſchüttern. Der zäheſte Geizige, wenn er ſich ſelbſt mit einem Teil ſeines Schatzes retten kann, indem er den andern Teil

opfert, wird das lieber tun, als mit ſeinem ganzen Schatz zugrunde gehen. Dazu iſt es aber nötig, daß die Gefahr und die Möglichkeit, ſich zu retten, ihm ganz klar ſeien. Die neue Ordnung der Dinge muß ſich ihm nicht nur wie ein drohendes Schwert, ſondern auch wie eine ſchützende Macht darſtellen. Die neue Ordnung, welche die alte Welt mächtig niederſchlägt, muß nicht nur alles retten, was der Rettung wert iſt, ſondern ſie muß auch allem, was ihre eigene Entwicklung nicht hemmt, was — wenn auch heterogen — originell iſt, Freiheit geben. Wehe der Revolution, die, arm an künſtleriſchem Geiſt und Sinn, aus der ganzen Vergangenheit und ihren Errungenſchaften eine langweilige Werkſtatt machen wollte, deren einziger Vorzug in dem ausreichenden Unterhalt und nur im Unterhalt beſtände. Aber das wird auch nicht ſein. Die Menſchheit hat immer, auch in den ſchlechteſten Zeiten, gezeigt, daß ſie potenzialiter mehr Kräfte und mehr Bedürfniſſe hat als zum Erwerb des bloßen Unterhalts nötig ſind; dieſe kann man nicht erſticken. Die Menſchheit hat Schätze, deren ſie ſich nicht entäußern wird und die man ihr, außer durch deſpotiſche Gewalt und in der Stunde des Fiebers, des Kataklysmus, auch nicht entreißen kann. Wer kann ohne empörende Ungerechtigkeit ſagen, daß ſowohl in der Vergangenheit wie in der Gegenwart nicht unendlich viel Schönes ſei? Und das alles ſollte mit dem alten Fahrzeug untergehen?“ — —

Nein, gewiß nicht! Es wäre traurig, wenn die Empörung über die Ungerechtigkeit und das grauſame und unnötige Leiden in unſerer Geſellſchaft dazu führen ſollte, das Schöne im Vermächtnis der Vorzeit, den einzigen Schatz der Menſchheit, zu vernichten. Wir würden dann erleben, was man in der Geſchichte ſchon einmal, beim Einbruch des Mittelalters, dieſer Zeit geiſtigen Todes, erlebt hat: die hoch aufgeſchoſſene Saat von Geiſtesblüten, Reſultat einer jahrhundertelangen Arbeit, unter barbariſcher Roheit begraben und den Kultus von Fratzenbildern und Knochen an die Stelle der Verehrung von Wiſſenſchaft und Kunſt getreten zu ſehen. Kurz, es würde

ein Von=vorn=Anfangen der Menſchheit, nach langem dumpfen Hinbrüten in der Öde der Barbarei ſein.

Soll dieſer grauſame Fehler der Geſchichte noch einmal begangen werden? Jetzt wäre er ein Verbrechen, denn er geſchähe mit Bewußtſein, während er damals unbewußt geſchah. Verbeſſern ſollen wir die Geſchichte, nicht ihre Fehler wiederholen, ſonſt hätten wir ſie umſonſt ſtudiert. Wir würden nur dadurch beweiſen, daß w i r unverbeſſerlich ſind trotz aller warnenden Beiſpiele, trotz aller Erkenntnis und daß es folglich bei dieſem zweiten Kurſus der Menſchengeſchichte nicht beſſer gehen würde als beim erſten. Zudem widerſpräche ein ſolches tabula rasa=Verfahren geradezu den ſonſtigen Theorien ſeiner Bekenner. Denn was wollen ſie oder was geben ſie vor zu wollen? Sie wollen die Syſteme, die Überreſte brutaler Gewalt ſind, vernichten und das Leben der Geſellſchaft auf ſittlicheren, gerechteren Grundlagen auferbauen. Und dazu ſollte man wieder mit brutaler Gewalt anfangen und alles zerſtören, was das Leben der vergangenen Generationen geadelt, was der Vernunft und dem Genius zum Siege über die rohen Zuſtände verholfen hat? Das endlich, woraus die edleren Erkenntniſſe, die höheren Ziele ſelbſt hervorgegangen ſind? Die Frage des Hungers iſt eine dringende, eine berechtigte Frage; ſie m u ß in Betracht gezogen und gelöſt werden. Aber wenn das Leben allein auf dieſe Frage zurückgeführt würde, wenn, wie Herzen ſagt, alles Werkſtatt würde, wie möchte man da noch leben? Wie verächtlich würde es ſein, nur um den Preis der materiellen Exiſtenz zu ringen; wie würde man mit verzehrendem Neid jener Märtyrer des Geiſtes denken müſſen, die auch Hungers ſtarben, aber — um einer Idee willen. Nein, dieſer Proteſt des Nihilismus, der nur zerſtören will, iſt ein Zeichen von Unreife der Erkenntnis, von Mißverſtehen der Geſchichte, von brutalem Egoismus, beinahe ebenſo brutal wie der Egoismus, gegen den er ſich auflehnt.

Welcher aber iſt der Weg, um dem Übel zu begegnen und abzuhelfen? Welches das Zauberwort, das die losgebundenen

Geiſter wieder zum Gehorſam ruft? Iſt es das Wort der Gewalt, die mit Drohungen und Schrecken die Unbändigen zu zügeln meint? Iſt es die Verachtung der Bewegung, die unter dem Fluche der Halbbildung freilich auch bedauernswerte Handlungen erzeugt, gegen die man ſich aber wendet, als ſei allein das Verbrechen ihr Grund und ihr Ziel? Iſt es die unbarmherzige Strafe, die man über das hartnäckige, zu Ausſchreitungen geneigte Kind verhängt, ohne weiter zu fragen, ob man ſo unbedingt ſtrafen darf und ob nicht vielleicht die Erziehung einen Teil der Schuld an den zu ſtrafenden Übertretungen hat?

Nein, das alles iſt es nicht. Wie jene ſich täuſchen, die mit der tabula rasa den Übelſtänden in der Geſellſchaft abzuhelfen meinen, ſo täuſchen ſich auch die, welche glauben, man erſticke einen Gedanken, der wie ein Maulwurf längſt in dem Erdreich der Geſchichte gewühlt hat, wenn man gegen ſeine Symptome mit gewaltſamen Mitteln aufträte. Das Zauberwort, das allein die Geiſter zu bannen verſtünde und ihrem Wühlen auf immer ein Ende machen würde, wäre: gerechte, ehrliche, parteiloſe Prüfung der großen Frage, und zwar von beiden Seiten, williges Entgegenkommen und Nachgeben um des allgemeinen Beſten willen, abermals von beiden Seiten, gemeinſame Arbeit aller zu einem allen zugute kommenden wirklichen Kulturzweck, der das materielle und geiſtige Wohl aller als Ziel hätte.

Ach, Menſchheit, iſt es denn nicht Zeit, dies zu begreifen und mit Ernſt an das Werk zu gehen? Iſt denn, um es wieder präziſer zu faſſen, nicht im Grund der ſozialen Frage eine tiefberechtigte, uralte Forderung? Sagte nicht ſchon Chriſtus: „Gehe hin, gib alles, was du haſt, den Armen und folge mir nach?“ Waren nicht die erſten chriſtlichen Gemeinden brüderliche Vereinigungen? War nicht in den Bauernkriegen die Frage im weſentlichen dieſelbe wie heute, die Frage deſſen,

der seinen Anteil haben will an den notwendigen Bedingungen der Existenz, um nicht bloß Lasttier, sondern auch Mensch sein zu können, d. h. neben dem materiellen auch ein geistiges Leben zu haben? War es nicht in der großen französischen Revolution der Schrei von unten, der Schrei der Unterdrückten, Geknechteten, Zertretenen, der die Wellen des Ozeans aufwühlte und das fürchterliche Gericht heraufbeschwor, das im Sturm der Leidenschaft Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte verschlang? War es nicht die Frage des Sklaven, die den Bürgerkrieg in Amerika entbrennen ließ? Mußte nicht in Rußland die Leibeigenschaft aufgehoben werden trotz allen Widerstandes von oben?

Nun wohl, die Frage, die so die Zeiten durchschreitet, die teilweise in einzelnen Erscheinungen gelöst, in anderen vulkanisch lodernd hier und da hervortrat — sie steht jetzt klar, bestimmt, unabweisbar da und fordert endgültige Lösung. Es ist die Frage der unteren Volksschichten, des kleinen Handwerkerstandes, des Proletariats. Sie muß gelöst werden in einer menschenwürdigen, einer vorgeschrittenen Kulturepoche angemessenen Weise, so daß das Leben der Gesellschaft sich auf dieser Basis friedlich weiter entwickeln und zu höheren Kulturzwecken übergehen kann, ohne einen Kataklysmus fürchten zu müssen, der einmal wieder auf Geschichtsperioden hinaus die Entwicklung des geistigen Lebens in der Menschheit aufhalten würde.

In der alten Welt waren die Massen nur Herden, die nach dem Wink des Despoten lebten, handelten und starben. In Griechenland war das schöne Leben der Freien nur möglich durch das Sklaventum. Der christliche Feudalstaat, obgleich auf die Religion der Brüderlichkeit gegründet, brachte die furchtbaren Klassenunterschiede und die sklavenähnliche Abhängigkeit des niedern Mannes hervor und noch immer entehrt das Mißverhältnis zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden unsere „sogenannte“ Zivilisation. Wenn man nur, wie in dem Märchen, einen Zauberstab hätte, um für kurze Zeit die Reichen aus ihren Palästen, ihrem Wohlleben in die

Hütten des Proletariers und in deſſen Lage zu verſetzen, ſo daß ſie nach harter Tagesarbeit kaum Brot hätten für die hungrigen Kinder und kaum ein Strohlager, um die müden Glieder auszuruhen — gewiß, ſie würden es empfinden, daß hier e r n ſt e Hilfe not tut, und zwar nicht das Almoſen der Barmherzigkeit, ſondern das ausreichende Brot der Gerechtigkeit. Sie würden einſehen, daß ſie ſelbſt große Opfer bringen müſſen, um das Unheil abzuwenden, das ſonſt über kurz oder lang kommen m u ß. Die Gewalt, wie ſchon geſagt, kann hier nichts vollbringen; ſie kann nur auf eine Zeitlang die Symptome und die Vertreter der Idee vernichten, aber die Idee ſelbſt kann ſie nicht vernichten. Die Idee iſt ewig, iſt eine Naturnotwendigkeit, die ſich immer in menſchlichen Gehirnen erzeugen muß, wenn man auch unzählige Gehirne, die ſie gehegt, zerſchmetterte. Sie entkeimt dem Prozeß der geſchichtlichen Entwicklung, ſie beruht auf den Verhältniſſen der menſchlichen Geſellſchaft, wie ſie im Laufe der Zeiten geworden ſind, ſie tritt immer ſchärfer hervor, je mehr Kenntniſſe ſich in den unteren Klaſſen verbreiten, je mehr dieſen die Erkenntnis der Quellen der ſozialen Übel aufgeht. Wollte man der ſtrengen Forderung, die im Grunde dieſer Frage liegt, nicht gerecht werden, ſo würde man den Goetheſchen Spruch wahr machen, daß jedes Volk an ſeiner Geſchichte zugrunde geht. Der ungeheure Konflikt zwiſchen der Einſicht von der Notwendigkeit neuer Lebensformen und dem zähen Feſthalten an dem geſchichtlich Gewordenen, Hergebrachten, Gewohnten würde das Leben des Volkes mit immerwährendem Gärungsſtoff füllen und es zu keiner ruhigen Entwicklung kommen laſſen. Wollte man aber jene Einſicht mit Gewalt erſticken, ſo würde das Leben verſumpfen und der Stillſtand eintreten, der dem Tode gleicht.

Wäre es nicht an der Zeit, dieſem Vorgang mit Bewußtſein entgegenzutreten, ein Volk nicht an ſeiner Geſchichte zugrunde gehen zu laſſen, ſondern alles zu tun, damit ſich dieſe vernünftig und gerecht entwickle?

Aber das Mittel, dies zu bewerkſtelligen?

Ich habe ſchon geſagt, ich glaube, es gäbe eines. Nur müßten alle den aufrichtigen Willen haben, gemeinſchaftlich zu ſuchen, zu handeln, ſich entgegenzukommen und an das allgemeine Beſte zu denken anſtatt an die Intereſſen einer Kaſte. Sind wir nicht erſt alle zuſammen ein Volk, Hohe und Niedere, Reiche und Arme? Sollten wir uns nicht lieber als innig verbunden, als ſolidariſch in unſeren Intereſſen erkennen, anſtatt den Krieg erbitterter, feindſeliger Stimmungen gegeneinander zu führen, der nur gar zu leicht in feindſelige Taten ausartet? Daß unſere Geſellſchaft ſo iſt, wie ſie iſt, daran hat weder ein einzelner, noch haben ganze Klaſſen daran ſchuld. Es iſt ſo geworden durch eine hiſtoriſche Entwicklung, über der kein leitender Gedanke, kein bewußtes Ideal ſchwebte. Unrecht iſt es daher, wenn fanatiſche oder egoiſtiſche Führer dem Volke den Haß gegen die Beſitzenden predigen und dieſe gleichſam wie Fremdlinge, wie Feinde dem Volke gegenüberſtehen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn dieſer Fanatismus die Hand des Mörders bewaffnet in dem unſeligen Wahne, als könne der Tod eines einzelnen das Schickſal von Millionen ändern. Ebenſo ſchlimm aber iſt es, wenn von oben her der Angſtruf aus der Tiefe nicht gehört oder nicht beachtet wird, wenn man vornehm glaubt, man könne die unebenbürtige, gemeine Maſſe durch von oben dekretierte Maßregeln abfinden oder durch Gewalt zum Schweigen bringen.

Nein, es gäbe nur ein Verfahren und es wäre das rechte, weil das gerechte. Man müßte eine Verſammlung berufen, aus allen Schichten der Geſellſchaft zuſammengeſetzt. Nicht die Vertreter der alten Parteien mit ihren ſtereotypen Phraſen, mit ihrer Leidenſchaft, ihrer Unverſöhnlichkeit, ihrem Egoismus; nicht ein Parlament, wie wir es ſchon haben, ohne die gewünſchten Reſultate erreichen zu können, — nein, eine Verſammlung, die aus den wohlwollenden Mitgliedern des Adels, des Bürgertums, der induſtriellen Klaſſen, des Arbeiter- und Bauernſtandes, und — warum nicht auch der Fürſten (denn wann haben dieſe ohne intereſſierte Mittelsmänner direkt dem Volk gegenübergeſtanden

und geſucht, ſich zu verſtändigen?) zuſammengeſetzt wäre. Da müßte man ſich hören, ſich mit Wohlwollen entgegenkommen, die Beſchwerden von der einen, die Bedenken von der anderen Seite erwägen und über die Mittel zur Abhilfe gerechter Klagen ſich verſtändigen. Von der einen Seite müßte der verkehrten Anſicht von der abſoluten Gleichheit des Eigentums (die eine Ungerechtigkeit, ja eine Unmöglichkeit iſt) entſagt werden, von der anderen Seite müßte der einzelne den ſinnloſen Luxus, den verſchwenderiſchen Überfluß angeſichts der Bedürfniſſe der Maſſe freiwillig auf edles Maß beſchränken.

Würde nur wirkliche Liebe zur Heimat, zu dem Volke, zu dem man ſich wechſelſeitig rechnet, zu der höheren friedlichen Kulturentwicklung, der wir doch alle zuzuſtreben vorgeben, alle beſeelen, ſo würde ein jeder einſehen, daß auch der einzelne Egoismus gewinnt, wenn er opferwillig dem Ganzen dient. Das alte Gleichnis von Kopf und Magen bleibt noch immer paſſend, ja es wird es immer mehr, je mehr der phyſiologiſche Zuſammenhang der geiſtigen und leiblichen Funktionen eines Organismus erkannt wird. Wenn der Magen ſein Recht verlangt, ſo muß der Kopf wiſſen, daß es ſein eigner Schaden wäre, es ihm nicht ganz und voll zu gewähren, während wiederum der Magen wiſſen muß, daß es der Kopf iſt, der ihn über die Polypen, die bloß Magen ſind, erhebt und ihm das Vorrecht gibt, die Höhe des Gedankens und die Fülle des Herzens zu entwickeln und zu nähren. Neigt nicht auch die Medizin immer mehr zu den Naturheilmethoden hin und erkennt an, daß ein vernünftig und naturgemäß geregeltes Leben dem Organismus zuträglicher ſei als viele Arzneien, die nur zu oft neue Krankheiten erzeugen? Wie ſollte es beim geſellſchaftlichen Organismus anders ſein? Je komplizierter die ſtaatlichen Verhältniſſe werden, je mehr man verklauſulieren und Geſetze ſchaffen muß für alle Einzelheiten des Lebens, je ſchlimmer ſteht es um ein Staatsleben. Je einfacher und naturgemäßer man die ſozialen Verhältniſſe geſtalten wird, ſo daß Raum für alles da iſt, um friedlich und

ungeſtört in die Breite und Höhe zu wachſen, je ſchöner und vollkommener werden die einzelnen Exemplare und mithin die Maſſen ſein.

Sollte es wirklich ſo ſchwer ſein, dieſe vernunftgemäßere, natürliche Ordnung der Verhältniſſe in gemeinſamer Arbeit nach bereitwilliger Übereinkunft von beiden Seiten allmählich herbeizuführen?

Ich glaube nicht. Nur müßte man die Gedanken anſtatt auf blutiges Kriegshandwerk auf die Werke des Friedens richten; die Arme, die jetzt Waffen führen, um ihre Brüder zu morden, müßten dem Ackerbau, der Segen und Brot bringenden Arbeit zurückgegeben werden. An die Stelle der Hierarchie des Krieges müßte die Hierarchie der Volksbildung treten, anſtatt der Kaſernen müßte man wahre Bildungsanſtalten für das Volk errichten und die Lehrer des Volkes müßten die am meiſten geachteten, am beſten bedachten Menſchen im Staate ſein. Regierende wie Regierte müßten nur den einen Zweck haben, die Politik der Staatsklugheit, der Liſt und des Egoismus in eine Politik der Humanität zu verwandeln. Das Prinzip der Nationalität müßte nicht mehr zum Ausgangspunkt blutigen Streites, tückiſcher Hinterliſt, traurigen Betrugs gemacht werden, ſondern einzig die auszeichnende Individualität hervorheben, die den Verkehr, wie zwiſchen einzelnen Perſonen, ſo auch zwiſchen Völkern anziehend und ergänzend macht.

Will man hierauf mit dem ſpöttiſchen Lächeln der Überlegenheit erwidern: „Kindiſches Geſchwätz! Das alles iſt unmöglich; wir weiſen Männer an der Spitze wiſſen, was zu tun not tut, wir brauchen keinen Rat, wir unterdrücken, was uns ſtört, wir wollen fortfahren zu herrſchen und zu bevormunden“ — ſo gebe ich darauf meine alte Antwort: Gut, wenn euch das Leben keine Kulturaufgabe iſt, wenn ihr nicht verſtehen wollt, daß es nicht darauf ankommt, daß einzelne genießen, ſondern darauf, daß keiner mehr zu darben brauche und daß alle geiſtig genießen können, da Raum und Nah-

rung für alle auf Erden ſein könnten, und da nur in gerechten Zuſtänden die höchſten Aufgaben des Daſeins gelingen können, dann iſt es unnötig, weiter miteinander zu reden. Dann geht eure Wege, aber dann wundert euch auch nicht, wenn einſt ein Tag der Entſcheidung kommt, der euch nicht gefällt.

*

Unter Göttern wandeln

Unter Göttern wandeln, wäre das nicht das Ziel? ſo dachte ich neulich, als ich an einem Frühlingsmorgen durch die Galerien des Vatikans ging.

Der große Fremdenſchwarm hatte Rom bereits verlaſſen, es war faſt niemand in den hehren Räumen außer mir. Die Türen und Fenſter waren geöffnet und aus den anſtoßenden Gärten drang der Duft der Roſen und Orangenblüten mit der lauen Frühlingsluft herein. Die Kinder jener Zeit, die längſt vergangen, ſtanden ringsum auf ihren Poſtamenten und ſchauten aus ihrer marmornen Unſterblichkeit in die Ferne des Daſeins, in dem der Begriff von Vergangenheit und Zukunft aufgehoben iſt.

Es gibt gewiß wenig edlere Genüſſe, als an einem ſolchen Frühlingsmorgen allein in den Sälen des Vatikan zu ſein, bloß in Geſellſchaft der ſtillen Weſen, die ewige Typen darſtellen, frei von häßlichen Leidenſchaften, von kleinlichen Trieben, von blindem Wollen. Ihre Götterſtille kommt über uns und aus den Tiefen der Bruſt ſteigt die Betrachtung der Dinge dieſes Lebens, dem Eros des Praxiteles ähnlich, mit ſinnend geneigtem Haupt und wehmütigem Lächeln auf den Lippen. Wir fragen uns die alten Fragen, die von Anbeginn der Zeiten an die ernſten Menſchen gefragt haben, und wir ſchauen zu den erhabenen Gebilden auf, als könnten ſie uns Antwort darauf geben.

Und können ſie es nicht? Ja, ſie können es, aber es muß ſtill um und in uns ſein, um die Antwort zu vernehmen. Fragſt du uns nach unſerem Urſprung? ſagen ſie; wir ſind Kinder jenes Zuges, deſſen Spuren du überall nachgeheſt in der Geſchichte und deſſen Daſein dir allein das Leben erträglich macht, dich über ſeine Zufälligkeiten, ſeine Widerſprüche, ſein tauſendfaches Elend erhebt; jenes Zuges, durch den in den Formen der Religion, der Kunſt und der Philoſophie der Menſch von jeher geſtrebt hat, ſich über ſich ſelbſt und ſeine Unvollkommenheit in eine höhere, idealere, von Mängeln befreite Sphäre zu

erheben. — Du ſtehſt nachdenklich vor der Wiſſenſchaft, die von Experiment zu Experiment, von Beweis zu Beweis ſich durch Labyrinthe des Denkens zurückwindet, um die Spur zu finden, die ſie zuletzt an den natürlichen Urſprung aller Phänomene führen und jeden Gedanken an ethiſche oder metaphyſiſche Ausgangspunkte vernichten ſoll? — Laß die Wiſſenſchaft ihrer Arbeit nachgehen; ſie hat ein Recht, ja die Pflicht, ſo zu verfahren, die Nebel unklarer Vorſtellungen zu zerreißen, den Aberglauben zu zerſtören. Aber ſie hat ebenſowenig die Macht, zu beweiſen, wie das erſte Atom ſich zu dem zweiten fügte und in ſich die Fähigkeit enthielt, Geiſt zu werden, wie der Dogmengläubige die Macht hat, eine Schöpfung aus dem Nichts zu beweiſen. Ginge ſie auch zurück durch Billionen Zeiträume, von Urſache und Wirkung zu Urſache und Wirkung, von einer Kombination der Atome zur andern, ſie ſtände doch zuletzt vor der Frage: woher das erſte Atom und woher die erſte wirkende Urſache? Wollte ſie ſich aber auch hier beſcheiden, daß ſie nichts weiter wiſſen könne und uns ſagen: ich weiß hier ſo wenig, wie ihr mit eurer Erkenntnistheorie wißt, woher die Welt ſich als Vorſtellung darſtellt, ja, ob ſie überhaupt Vorſtellung oder etwas anderes iſt; dafür weiß ich aber und kann es Schritt für Schritt verfolgen, daß alle ethiſchen Phänomene nur Folge von Gewohnheit, Vererbung und hiſtoriſch entwickelter Anſchauung und keineswegs angeborenes Bewußtſein ſind, daß wir alſo keinerlei Recht haben, von ihnen auf eine metaphyſiſche, hinter der unſrigen liegende Welt zu ſchließen — wollte die Wiſſenſchaft uns dies ſagen, ſo dürften wir ihr doch erwidern: b e w e i ſ e n kannſt du uns auch hier nur, daß die Anſichten über dieſe und jene ethiſche Erſcheinung ſich geändert oder entwickelt haben, z. B. daß es eine Zeit gab, in der man das Mitleid verächtlich, die Rache edel und lobenswert fand. Die Anſichten aber ſind Sache des Intellekts, der ſich, wie man es bei jedem Kinde ſehen kann, allmählich entwickelt und ſeine Begriffe nach der jedesmaligen Stufe ſeiner Entwicklung modifiziert oder völlig verändert. Wenn nun der Intellekt als ein der Welt der

Vorſtellung zugeteiltes, in ihr tätiges und erkennendes Vermögen die Geſchichte der moraliſchen Empfindungen auf Grund ernſter Forſchung zu erklären unternimmt, ſo wird das jedenfalls ſehr belehrend ſein und uns über eine Menge Irrtümer auf dieſem Gebiet aufklären, wie die Darwinſche Theorie vom Kampf ums Daſein uns über eine Menge Irrtümer auf biologiſchem Gebiet aufklärte. Ein anderes iſt es aber, dieſe Geſchichte der Entwicklung innerhalb der Bedingungen von Raum, Zeit und Vorſtellung zu beſchreiben und den letzten Urſprung der Empfindungen überhaupt aufzufinden, die ſich entſchieden im früheſten Zuſtand des Menſchengeſchlechtes vorfinden, wenn auch nur inſtinktiv, ohne ſich noch im Spiegel des Intellekts erkennend betrachtet zu haben. Sind ſie doch ſchon bei den höheren Tieren da, wie Zorn, Wut, Liſt, Liebe, Treue, Mitleid u. a. — Der Urſprung dieſer Empfindungen überhaupt muß daher wohl tief im Grunde des Seins geſucht werden, da, wohin kein in der Welt der Vorſtellung befangenes Auge reicht. Denn es wäre ſicher auch ſelbſt der Logik des radikalſten Materialiſten unmöglich, zu beweiſen, wie plötzlich ſolche Empfindungen in der chemiſchen Kombination bewußtloſer Atome auftauchen ſollten, wenn ſie nicht bereits als Möglichkeiten in ihnen gelegen hätten. Aber nicht nur das; es läßt ſich gewiß mit Sicherheit ſagen, daß, ſoweit unſer Auge zurückreicht in die Nacht der Zeiten, wir in allem Lebenden ein Streben über ſich hinaus, zu etwas Höherem, Entwickelterem, Vollkommenerem wahrnehmen. Auf den niederen Stufen des organiſchen Lebens entſpricht dies Streben der Darwinſchen Lehre. In der Sphäre höher organiſierter, geiſt- und bewußtſeinsfähiger Weſen ſchreitet es von den roheſten Anfängen an fort zu höherem Wiſſen, zu größerem Können, zu edlerem Wollen. Es trat auf im Gewande der Naturreligionen, es ſang in den Veda-Hymnen zu den ſegenſpendenden Naturkräften, die als wohltätige Weſen über dem irdiſchen Leben walteten. Es wurde zur idealiſierenden Kunſt bei den Griechen und ſchuf die herrlichen Typen einer Gott-Menſchheit. Es offenbarte ſich in einem einzig tiefen

Herzen, das es in den ſchmachvollſten Tod trieb, um das Evangelium der welterlöſenden Liebe zu beſiegeln. Es erwachte wieder nach langem, dumpfem Winterſchlafe und weil die ſogenannte wirkliche Welt ihm immer feindlich entgegentrat, flüchtete es in das Gebiet der Kunſt und ſchuf durch Raffaels Genius eine ideale Welt voll holdſeliger Weſen auf blumengeſchmückter Erde, einen verklärten Ausdruck der uralten Empfindung, daß der zum Geiſt organiſierte Menſch ein höheres Ziel hat als der Gorilla und daß, ſelbſt wenn er auch nicht aus einer Götterheimat ſtammt, er ſich eine Götterheimat ſchaffen, ihr mit allen Kräften ſeines Weſens zuſtreben ſoll.

Was heißt das nun wieder? wird man ſagen; das iſt wieder einer von den utopiſtiſchen Träumen, welche die Phantaſten aller Zeiten geträumt haben, ohne ſie jemals verwirklichen zu können.

Wäre es zunächſt auch nur das, ſo wäre es immer vorzuziehen, ſo zu träumen als das traumloſe Leben der Philiſter zu führen, die ſehr vertraut mit ihren Götzen umgehen, ohne je daran zu denken, daß ſie den *Gott in ſich* zu enthüllen haben, zu deſſen Ebenbilde, wie ſie doch ſagen, wir geſchaffen ſind.

Aber es iſt mehr als ein Traum! Ja, ihr Spötter, ihr hochmütigen Toren, lacht nur oder fürchtet euch, wie ihr wollt. Es iſt eine Wirklichkeit, gegen die eure Wirklichkeit ein ſchales, gemeines Trugbild iſt. *Den Gott in uns zu enthüllen*, das iſt der rote Faden, der durch die Geſchichte geht, das iſt das Ziel des geheimnisvollen Zuges, der ſich immer wieder Bahn bricht und ſich aus einer Form in die andere flüchtet, wenn die erſte dem Schickſal alles Vergänglichen unterliegt. Iſt das nicht in dem erhabenſten Mythos, der ſich je um eine menſchliche Geſtalt ſchlang, ausgedrückt? Am Kreuze ſtarb die vergängliche Form und der im Leiden und im Liebesopfer erlöſte Gott ſtieg auf in die Freiheit, aus der er ſtammte. Meint das nicht Schopenhauer mit ſeinem ſo viel mißverſtandenen Ausdruck der Verneinung des Willens zum Leben? Der blinde Drang, der nur nach Daſein und

Genießen verlangt, muß ſich wie ein gebändigter Leu zu den Füßen des Weiſen niederlegen, der, aus der Unruhe des Vergänglichen erlöſt, in tiefer Ruhe die Sonne untergehen ſieht.

Wie aber wird uns zumute, wenn wir dieſe Anforderung hören und auf die uns umgebende Welt ſehen, in der Hunger und Elend jammern, Haß und Mord wüten, Kleinheit und Hohlheit ſich breit machen in verächtlichem Wohlleben?

Wer iſt der Tröſter in dieſem Chaos des Weltlebens, wo iſt die Zufluchtsſtätte, in der wir vorahnend die Möglichkeit und die Seligkeit der Erlöſung des gefangenen Gottes in uns feiern?

Der Genius iſt der Tröſter, die Kunſt iſt die Zufluchtsſtätte; der Genius, der als ein Bote aus dem Reich der Ideale uns unſer eignes Denken und Empfinden mit der Fackel herrlicher Offenbarungen beleuchtet; die wahre, reine, hehre Kunſt, insbeſondere die dramatiſche, von der Muſik verklärt, in der wir das Myſterium der Erlöſung in den tragiſchen Helden miterleben.

Und wir beſitzen das, wir haben die Tröſter, wir haben die Zufluchtsſtätte. Iſt das nicht unermeßlich viel?

Ja, wir haben noch mehr, wenn wir mit Ernſt und Wahrhaftigkeit den Blick nach innen richten und den *Gott in uns* ſuchen. Er iſt da, in uns allen und ruft nach Erlöſung, nach Befreiung aus dem engen Gefängnis. Er will wieder auf Erden wandeln, *ein Gott unter Göttern*. Ihr könnt ihn befreien, ihr könnt ihn erlöſen, wenn ihr nur ernſtlich wollt.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein linder Lufthauch, auf dem ſich Blumendüfte wiegten, weckte mich aus meinen Gedanken und es war mir, als ſtrahle das Antlitz des Apoll von Belvedere noch ſiegreicher, als lächle der Eros freudiger, als ſchaue der Minerva ſinnendes Auge eine ferne, erfüllte Zukunft und als ſängen ſie alle leiſe einen Hymnus von dem, was noch kein Auge geſchaut und kein Ohr gehört hat und was doch Gewißheit iſt, ewige, untrügliche, ſiegende Gewißheit.

Im Norden

(Bayreuth)

Und wieder war ich einmal im alten Norden, fern von den Göttern von Hellas, zwiſchen denen ich in hohen Hallen gewandelt, während der Duft von Orangenblüten und Roſen mit milden Frühlingslüften durch die geöffneten Fenſter drang. Jetzt ſchritt ich einſam den Pfad im dunklen Tannenwald dahin. Außerhalb des Waldes ragten mächtige Berggipfel über wogenden Wolkenſchichten und eisgekrönte Firnen ſchauten nieder aus unerreichbaren Höhen wie weltentrückte Rieſen, die, unbekannt mit den irdiſchen Geſchicken, mit menſchlichen Leiden und Freuden ein ſeltſames Geiſterleben führen. Aber im Wald war es dunkel. Stamm an Stamm ragte kerzengerade gen Himmel und die dunklen Nadeln und Blätter bildeten oben ein beinah undurchdringliches Dach, während ſich zu ihren Füßen ein weicher Moosteppich ausbreitete. Erhabene Stille war ringsum; ſelbſt in den Tannenwipfeln ſpürte man „kaum einen Hauch“. Immer tiefer zog es mich hinein in das geheimnisvolle Dunkel des Waldes und die Poeſie des Nordens ergriff nach und nach mein Herz mit magiſcher Gewalt. Es war nicht die verklärte Ruhe, mit der die Natur im wonnigen Süden die Seele füllt, es war jene tiefe Wehmut, die den Sohn des Nordens, im ſteten Kampf mit den dunklen Naturgewalten, durch einen trüben Schleier in das Weſen der Dinge ſchauen läßt und ihm die ewige Trauer um das Vergängliche in das Herz ſenkt. Um mich ſtiegen die Geiſter der Großen und Guten auf, die ich gekannt und die alle vor mir durch die dunkle Pforte entſchwunden ſind, an deren Schwelle das feierliche Schweigen der Ewigkeit herrſcht. Aber ſo wie da die Ahnung ein fernes Tönen zu hören meint, ſo erklang auch mir plötzlich in der erhabenen Waldesſtille ein leiſer, traurig ſchöner Geſang und ich ſah, wie im Nebel, einen ernſten Zug ritterlicher Geſtalten ſchreiten, die eine verhüllte Bahre trugen, und vernahm die Worte des Geſanges: „Es birgt den Helden der Trauerſchrein“. Da wußte

ich es, wen ſie trugen: den letzten der großen Freunde, die der Tod mir geraubt, ja einen Helden der gewaltigſten Art, der den einzig edlen, den ſchwerſten Kampf gekämpft hat, den um den Sieg einer großen, erlöſenden Idee, und der als Sieger daraus hervorgegangen iſt, aber nicht ohne die Wunden davonzutragen, die nie heilen und die tiefer ſchmerzen als die Wunden durch Pulver und Blei. Und indem ich ſeiner mit tiefer Inbrunſt dachte, drang ein blaſſer Sonnenſtrahl durch das dunkle Laubdach und ſpielte auf dem Moos und den Gräſern des Bodens. Im ganzen Walde begann es wunderbar zu klingen und von allen Seiten ſchwebten Geſtalten heran. Die im Todesſchlaf befangenen Schöpfungen dichtender Völker erſchienen neu belebt durch den Weckruf des Genius, deſſen ſicherer Blick hinausgreift über die vergängliche Form nach dem allgemein Menſchlichen, um es zu einem dauernden Beſitztum der Menſchheit zu erheben; denn nur was allgemein menſchlich iſt, kann zum Typus ewiger Gebilde werden. Doch übte der Dichter dabei das ihm zukommende Recht, die Individualitäten ineinander zu verſchmelzen und mit einer neuen typiſchen Bedeutung zu durchdringen. Er verdichtete den in der Legende in mannigfachen Formen zerſtreut hingeworfenen Grundgedanken und ſchloß ihn in den Rahmen weniger Geſtalten ein, aus dem uns nun ſein Licht doppelt hell entgegenſtrahlt. Ähnliches hatten allerdings auch andere außer ihm verſucht, aber was ihn über alle erhob und mächtig machte, das war, daß er nicht bloß Dichter, ſondern noch viel mehr Muſiker war, daß er ſeinen Gebilden gleichſam die Seele einhauchte durch die Muſik, daß er im innerſten Grunde ihres Weſens geleſen zu haben ſchien, was ſie bewegte, und, das Wort verklärend und erläuternd, es wiedergab in wunderſamen Weiſen, die alles das ſagten, wofür keine menſchliche Sprache noch Worte gefunden hat, was aber „von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt in der Nacht.“ Das war es, was alle ſeine Geſtalten zu organiſchen Weſen machte, die nicht willkürlich geſchaffen, ſondern aus innerſter Naturnotwendig-

keit heraus erwachſen ſchienen, wennſchon ſie in einer unſerer nüchternen modernen Welt fernab liegenden Weiſe auftraten. Der die höchſten Mittel des Ausdrucks beherrſchende Muſiker und Dichter konnte auch keine andere Form des Kunſtwerks als die höchſte, die dramatiſche, wählen und wiederum mußte er als Dramatiker in ihr, indem er das Drama zu der Bedeutung erhob, die es in der antiken Welt hatte, den höchſten philoſophiſch-ethiſchen Inhalt niederlegen, den der Weltblick des Philoſophen als das wahre Weſen der Dinge erkannt hatte.

Indem mir nun ſo, über der ſtaunenden Betrachtung der Allſeitigkeit des wunderbaren Genius, beinah der Schmerz um den geſchiedenen Freund verſtummte, horchte ich auf das letzte Wort, das alle dieſe poeſieerfüllten Geſtalten verkündeten und in erhabenen Hymnen prieſen; es war ſtets dasſelbe: daß allein die erbarmende Liebe fähig iſt, das Leiden der Welt zu verſtehen und — den eignen Egoismus verneinend — ſie zu erlöſen.

Vor allem nun gedachte ich darauf der Zeit, als uns ſein letzter Ruf erklang, der uns zu dem fern vom Weltgetümmel liegenden freundlich ſtillen Ort einlud, wo ſein gewaltiger Wille das bisher nie Dageweſene ſchuf: eine Stätte höchſter Kunſt, unentweiht durch trivialen und gemeinen Genuß. Hier ſollten wir ſein jüngſtes Werk vernehmen, in dem der leitende Grundgedanke aller ſeiner Werke in höchſter Klarheit zum letzten Ausdruck gelangt war. Ach, wir ahnten damals nicht, daß es ſein Vermächtnis war, das wir empfingen, obgleich wir es wohl fühlten, nachdem wir es geſehen, daß es das letzte Wort war, das erhabene Siegel, das eine große Seele auf das vollendete Werk der Individuation ſetzt.

Wie immer ging ich nach Bayreuth, das Herz voll von freudiger und ſtimmungsvoller Erwartung — und doch dachte ich nicht, daß der Eindruck, den ich im Jahre 1876 bei der Aufführung des Nibelungenringes empfing, noch übertroffen hätte werden können. Vom rein künſtleriſchen Standpunkt aus wurde er es auch nicht, wohl aber in Beziehung auf die ethiſche

Wirkung, durch die ſich erſt die höchſte Bedeutung des vollendeten Kunſtwerks offenbart. Sie konnte nicht ſchöner gezeichnet werden als durch die Worte der älteſten Stieftochter Wagners, der geiſtvollen, edlen Daniela von Bülow, die nach dem Liebesmahl im erſten Akt, als die Gralsritter ſich in frommer Rührung brüderlich umarmen, ſagte: „Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm jetzt von Herzen zu vergeben.“

Der Inhalt des Dramas faßt ſich zuſammen in den Worten: „Durch Mitleid wiſſend, der reine Tor.“ Dieſe Stelle iſt auch muſikaliſch eigentlich der Höhepunkt des ganzen wunderbaren Tongewebes; ſie iſt es, die den Gang der Handlung andeutet, von vornherein den Charakter des Parſifal kennzeichnet, als ein tröſtender Stern in die Leidensnacht des kranken Königs, des eigentlichen tragiſchen Helden des Dramas, leuchtet und die tiefe ethiſche Bedeutung des Werkes in prägnanter Kürze ausſpricht.

Der reine Tor iſt es, der dem Gralmythos ſeine epiſche Geſtalt verleiht, indem er durch eine lange Reihe heldenhafter Taten würdig wird, das über dem Gral ſchwebende, durch die Sünde veranlaßte dunkle Verhängnis abzuwenden, da dies nur durch einen Reinen, Einfältigen geſchehen kann. Als ein noch kindlich Törichter, noch nicht durch Mitleid Wiſſender, tritt Parſifal ein in das Gebiet des Grals. Er iſt noch im Zuſtande der unbewußten Unſchuld, die das furchtbare Geheimnis und die Qual des Sünders nicht begreift, der ſeinen Fall in tödlicher Pein empfindet und nach Erlöſung ſchmachtet, ſie aber noch nicht erlangen kann, weil das ſündige Verlangen in ihm noch nicht erſtorben iſt. Dieſer Sünder iſt Amfortas, der Sohn Titurels, des erſten Gralskönigs, welch letzterem Engel vom Himmel das heilige Gefäß herniederbrachten, in dem Chriſtus einſt den Wein zum Angedenken ſeines vergoſſenen Blutes weihte. Dieſes Gefäß, das auf Monſalvat verwahrt wurde, ſegnete mit ſeinem Licht die Speiſe, welche die Reinen, die Hüter des Grals, zur Ausführung edler Liebeswerke ſtärkte und fähig machte. Aber nur die Guten konnten das Gute vollbringen, deshalb mußte der böſe

Klingsor, der aus Ehrgeiz und Eitelkeit Gralsritter werden wollte, ausgestoßen werden. Er wurde danach der furchtbarste Feind des Grals.

Der absolut Böse begreift nie, daß es „gegen die Vorzüge anderer kein Rettungsmittel gibt als die Liebe," die Liebe, die zugleich freudige Demut ist und es vorzieht, der letzte in dem Kreise Auserwählter zu sein, als der erste unter den Schlechten. Dem Bösen wandelt sich vielmehr jede Empfindung des eigenen Unwerts in bitteren Neid und Haß gegen die Edleren und Reinen; denn das ist der Fluch des Bösen, daß sich sein Stachel gegen sich selbst wendet und daß es sich schaudernd unter dem Bewußtsein seiner eigenen Häßlichkeit krümmt. So erbebt Klingsor unter dem Hohn der Kundry, aber sein Haß wird nur um so brennender, sein Wunsch nur desto glühender, die Reinen zu verderben, den Gral selbst zu besitzen und zu zeigen, daß Tugend nur ein leerer Schall ist, und daß allein die Macht, zu welcher der Gral ihm helfen soll, des Strebens der Starken wert ist. Schon hat er viele der Gralsritter durch seine Zauberkünste verdorben und die höchste Lust des Hasses erlebt, auch Amfortas, „den Helden", durch die verführerischen Reize Kundrys zu Falle zu bringen. Er hat ihm den heiligen Speer entwendet, durch den er ihm die Wunde beibringt, die nicht heilen will, die Wunde, an der die Menschheit krankt: das Ideal verleugnet zu haben, um der Lust zu frönen.

Aber so wie in der Menschheit die ewige Sehnsucht nach der Erlösung vom Fluch des Bösen lebt, so ist es auch mit Amfortas. Als sich im strahlenden Tempel von Monsalvat die Gralsritter in würdevoller, der Erhabenheit des Ortes angemessener Haltung versammeln, tönt in die wunderbaren Klänge, die zur Feier rufen, in erschütternder Weise sein Schmerzensschrei. Er, aufgefordert, seines hehren Amtes zu walten und den Gral zu enthüllen, bebt zurück vor dem Anblick, der die anderen „entzückt". Und in der Tat, welch schwereres Leid kann es auch geben als das des Gefallenen, der seinen Unwert fühlt bei dem Anblick der makel-

loſen Reinheit und Gerechtigkeit? Sein verzweifelnder Ruf nach Erbarmen, ſeine brennende Sehnſucht, wieder heilig zu werden, ſei es auch im Tode, ſind ſchon der Erlöſung näher als die Ruheſehnſucht Kundrys, die nur *Vergeſſen* im Schlafe ſucht, während ſie wachend noch im Bann der Sünde ſteht. Auch iſt dem Reuevollen ſchon die tröſtende Verheißung geworden, daß er des Retters harren darf in dem durch Mitleid Wiſſenden. Als er das Heiligtum enthüllt hat, und wie von Engelschören geſungen die Worte der Erinnerung an das erhabenſte Symbol für die Verneinung der Individuation aus erbarmender Liebe herniedertönen, da kehrt wehmütige Stille in des ſündigen Mannes Gemüt ein. Die Ritter aber, von brüderlicher Liebe erfüllt, geben ſich den Friedenskuß und ziehen, nachdem das Ideal wieder in ihr Herz geleuchtet hat, geſtärkt und voll heiligen Ernſtes hinaus, um ſich aufs neue edlen Taten zu weihen.

Schwerer als Amfortas hat Kundry gefehlt. Er, ſeiner Natur nach edel und hochherzig, iſt nur ſchwach geweſen gegen die Reize der Sinnenluſt. Sie aber hat das wirklich Böſe in ihrer eigenen Natur und hat mitleidlos gelacht, als man Chriſtus nach Golgatha führte. Da hat ſie ſein Blick getroffen und in dem lichten Glanze dieſes Blickes hat ſie ihre eigene Verworfenheit erkannt. Nicht *ſein* Fluch, ſondern der Fluch ihrer eigenen böſen Tat treibt ſie nun ruhelos gleich dem ewigen Juden durch die Welt. Aus den vielen Frauengeſtalten des Epos gerade dieſe hervorzuheben und in ihr die Züge der andern zu vereinen, war wieder eine Wahl, wie ſie nur dem Genius gelingen konnte. Eine Geſtalt wie Kundry, ſo ergreifend die Erlöſung des Weibes aus dem Bann der Sünde veranſchaulichend, exiſtiert bis jetzt in keiner Dichtung irgendeines Volkes. Sie iſt nicht holdſelig, edel-ſchön wie die anderen Frauengeſtalten Wagners, aber ſie iſt großartiger als alle. Die dunklen Gewalten, die in der Menſchenbruſt ihre furchtbare Herrſchaft üben, ſind in ihr in unbändiger Stärke mächtig, daher muß ihr Fall der tiefſte ſein, der Fall Luzifers, des göttlich Begabten, in den Abgrund hölliſcher Verirrung.

Aber um ſo tiefſinniger iſt auch ihre Erlöſung. Sie iſt die Eva des alten Teſtaments, die im elementaren Übermut das Myſterium des Leidens und der Entſagung nicht verſteht, ſondern verſpottet und, als ſie ihren Fall erkannt hat, den Erlöſer zwar „von Welt zu Welt“ ſucht, ihn aber nicht finden kann, weil ſie noch nicht einſieht, daß Erlöſung nicht aus demſelben Quell kommen kann, aus dem das ſündige Verlangen fließt. Erſt wenn ſie entſagen gelernt hat und, zur Demut geführt, die Magdalena des neuen Bundes geworden iſt, darf ſie hoffend zum erlöſten Menſchen aufſehen und von ihm das Siegel der Begnadigung empfangen.

Der vollkommene Gegenſatz zu der durch Mitleidloſigkeit Verdammten iſt der durch Mitleid Wiſſende. Als ein „völlig reiner Tor“, ein den furchtbaren Dualismus des ſittlichen Lebens nicht ahnender Knabe, tritt, wie ſchon geſagt, Parſifal in das Gebiet des Grals ein, indem er eine ſtrafwürdige Tat begeht, deren er ſich ſogar rühmt. Durch die Vorſtellungen des weiſen Gurnemanz erwacht zum erſten Male das ſittliche Bewußtſein in dem jungen Toren. Er lernt einſehen, daß auch das Leben des Tieres nicht der Gegenſtand menſchlicher Willkür ſein darf, ſondern daß das Tier ein wie wir zum Leiden begabtes Geſchöpf iſt, dem wir, als dem Hilfloſen und Schwächeren, mit Liebe und Mitleid begegnen müſſen; eine Lehre, die unſere Urahnen, die Inder, beſſer begriffen als wir. — Der Feier im Gralstempel, zu der Gurnemanz ihn geleitet, wohnt Parſifal ſtaunend und betroffen bei. Aber ſein kindiſcher Sinn iſt noch nicht erſchloſſen für das Geheimnis des Daſeins, für das tragiſche Verhängnis deſſen, der vom Baume der Erkenntnis genoſſen hat und hinaus muß aus dem Paradies der unbewußten Unſchuld, um erſt auf langen Irrwegen zurückzukehren in das höhere Eden, in dem Weisheit und tätige Liebe die Flecken des Lebens von uns waſchen und unſere Wunden heilen. Deshalb fragt er nicht nach der Urſache des unſeligen Leidens, das er bei Amfortas erblickt, und wird aus dem Heiligtum hinausgeſtoßen als einer, der unfähig iſt, zu erlöſen. Erſt in Klingsors Zauberſchloß ſoll ihm die volle

Erkenntnis aufgehen. Erſt in der Berührung mit der Sünde wird er zum völlig Wiſſenden. Erſt Kundrys, der Verführerin, Kuß macht ihn „welthellſichtig“. Er erkennt das Leiden des Amfortas und begreift es, daß auch in der eigenen Bruſt der Feind lauert, der nur geweckt zu werden braucht, um jenen tiefen Abgrund ſich auftun zu ſehen, in dem des Menſchen Hölle iſt. In der höchſten Ekſtaſe des Mitleids, in der brennenden Sehnſucht, die Wunde des Amfortas zu heilen, findet er die Kraft, die Verſucherin von ſich zu ſtoßen und ſeine Aufgabe der Erlöſung vollſtändig zu verſtehen.

Durch ſeinen Widerſtand, durch den Anblick ſeiner Begeiſterung und Reinheit geht die Sinnenluſt in Kundry in leidenſchaftliche Bewunderung und Liebe über. Es iſt der Anfang ihrer Erlöſungsfähigkeit, denn wer lieben kann, dem wird viel vergeben werden.

Sie will nun ſein Mitleid auch für ſich gewinnen, indem ſie ſich als auch der Erlöſung bedürftig ſchildert und den Vorgang erzählt, der ſie als eine Fluchbeladne durch das Daſein quält. Dieſe Erzählung iſt der tragiſche Höhepunkt des Dramas, eine Viſion von ſo tiefer Innerlichkeit, wie nur die Muſik ſie hervorbringen kann. Aber als Parſifal auch ihr Erlöſung verſpricht, wenn ſie ihm den Weg zu Amfortas zeigt, da offenbart es ſich, daß ſie noch nicht fähig iſt zu entſagen, um aus Mitleid mit dem Leiden anderer das höchſte Leiden auf ſich ſelbſt zu nehmen. Sie will nicht, daß dem unſeligen König Heilung werde, weil ſie den Erlöſer für ſich begehrt, weil der Egoismus der Leidenſchaft ſie noch beherrſcht. Das Dämoniſche in ihr entbrennt noch einmal zu wilder Glut. Sie ruft die Hölle zu Hilfe, um Parſifal den Weg zum Gral nicht finden zu laſſen. Er aber, in dem ſich das Bewußtſein ſeiner Miſſion zur höchſten Ekſtaſe des Überwinders geſteigert hat, iſt nunmehr gefeit gegen alle Verſuchung. Mit der Freudigkeit des Helden ergreift er die heilige Waffe, die für ihn keine Gefahr mehr hat, und eilt ſeinen Beruf zu erfüllen, indem er der verzweifelnden Kundry den Troſt läßt, daß ſie ihn

wiederfinden wird, wenn ſie ihn auf dem Wege des Heils ſucht.

Und ſie findet ihn wieder, als die Selbſtſucht in ihr beſiegt, der Quell der Sünde verſiegt iſt, als der Hochmut, der des Leidens lachte, im eignen Leiden zur Demut geworden iſt, die nichts mehr will als dienen, d. h. ſich betätigen in hilfreicher Liebe. Der Fluch iſt von ihr genommen, ſie iſt erlöſungsfähig geworden und als der Erlöſer ihr naht, weint ſie Tränen der Erlöſungsſehnſucht zu ſeinen Füßen. Sie, die nur lachen konnte in mitleidsloſem Hohn, hat ſich die Quelle im Herzen erſchloſſen, aus welcher der Tau fließt, der die höhere Unſchuld erblühen macht; ſie kann weinen und nun „lacht die Aue", denn dem von der Unruhe des ſündigen Verlangens Erlöſten lächelt die Welt in wiedergewonnenem Frieden. Aufgenommen in das höhere Eden, in die Gemeinſchaft der Tugendhaften, Reinen, findet ſie in freudiger Entſagung den Abſchluß der Verneinung des Willens zum Leben, den Tod.

Parſifal aber, der ſich ſeiner erhabenen Aufgabe bewußt iſt und ſich am Ziele weiß, um ſie zu erfüllen, ſieht die Welt nun als Spiegel ſeiner eigenen Tugend; das Auge des Reinen ſieht alles in dem Lichte, das in ſeiner eigenen Seele ſtrahlt, denn die Verklärung der Dinge geht von innen nach außen. Wunderbare Harmonien begleiten ihn zu dem Reich der erlöſten Menſchheit, zum Heiligtum des Gralstempels. Dort ſchreiten die Ritter traurig herbei, die Leiche Titurels tragend, und entgegnen mit ſchlichten Worten der Frage der von der anderen Seite Herbeiziehenden, wen ſie da bringen: „Es birgt den Helden der Trauerſchrein, Titurel führen wir her." Dies iſt entſchieden einer der großartigſten Momente des Dramas, an tragiſcher einfacher Erhabenheit nur den Chören des Äſchylos vergleichbar und dabei echt volkstümlich. So fragt das Volk nach dem, was es eigentlich ſchon weiß, und ſo erzählt es in einfacher Kürze eine große, erſchütternde Tatſache. Nun entſcheidet ſich auch das Schickſal des Amfortas. Er wird aufgefordert, noch einmal ſeines Amtes zu walten und den

Gral zu enthüllen, den er ſchon lange verſchloſſen hielt, um endlich zu ſterben und ſeiner Qual ein Ziel zu ſetzen. Bei dieſer Aufforderung erfaßt den edlen Sünder Verzweiflung; durch des Grales Anblick ſoll er noch einmal in das Leben zurück, das er ſchon völlig verneint hatte, er, der als „einzige Gnade" den Tod erſehnte! Nein, das kann er nicht. Er bietet dem rächenden Stahl der Genoſſen die Bruſt, in der Hoffnung, daß der Gral mit dem Verſchwinden des ſündigen Hüters ihnen wieder leuchten werde. Da naht auch ihm, dem zu völligſter Verneinung jedes irdiſchen Begehrens Gelangten, der Retter; die Wunde ſchließt ſich und der zur Tugend wiedergeborene Held tritt freudig dem Erhabeneren, Reinen, ſein hoheitsvolles Amt ab. Der neue König erhebt den Gral und verkündet durch deſſen Leuchten, daß das Reich der Tugend und der brüderlichen Liebe hergeſtellt iſt auf Erden.

Indem nun dieſe poeſieerfüllten Geſtalten an mir vorüberſchwebten, erſtaunte ich aufs neue über die Fülle philoſophiſchen Tiefſinns, die in Parſifal enthalten iſt. In dem Rahmen der chriſtlichen Legende enthüllt ſich das ganze ethiſche Rätſel des Lebens. Die feinſten pſychologiſchen Vorgänge vergegenwärtigen ſich uns in den verſchiedenen Perſönlichkeiten und das ganze Werk iſt von der ſtilvollen Einfachheit und Klarheit, die den höchſten Gipfel des künſtleriſchen Schaffens kennzeichnet. Auf dieſem Gipfel bändigt der Genius, gleich dem Geiſte Gottes, der über dem Waſſer ſchwebt, mit der bewußten Kraft höchſter Erkenntnis die Elemente und vereinigt ſie zu wunderſamer Harmonie, ſo daß nun unendlich einfach erſcheint, was unendlich ſchwer und von faſt unglaublich kunſtvoller Kombination iſt.

Wenn ich aber die philoſophiſche Bedeutung des ganzen Werkes in einem Worte zuſammenfaſſen ſoll, ſo iſt es dieſe: Es iſt die Erklärung der ſittlichen Bedeutung der Welt. Es wäre töricht, es als eine Rückkehr zum hiſtoriſchen Chriſtentum anſehen zu wollen. Gewiß war nichts Wagners Gedanken ferner. Aber eben ſo entſchieden iſt es

ein Proteſt gegen die moderne, materialiſtiſche Weltanſchauung. Wo immer wir herſtammen, was immer unſere natürliche Mitgift geweſen iſt, wir, die zum Geiſt Befähigten, mit den Kräften begabt, Schöpfer einer neuen, veredelten Welt in uns und außer uns zu werden, wir ſollen und müſſen unſere Aufgabe erfüllen. Sie braucht uns nicht von einem außerweltlichen Geſetzgeber gegeben zu ſein, ſie liegt innerhalb der Grenzen unſerer eigenen Natur. Nur wenn wir uns zu ſittlichen Weſen machen, ſind wir Menſchen; ſonſt klebt der Fluch der Tierheit uns durchs Leben hindurch an und wir ſchmachten, wie Kundry, vergebens nach Erlöſung. Wir müßten an der blöden Inhaltsloſigkeit des Lebens untergehen, wenn wir ihm keinen ethiſchen Inhalt zu geben verſtänden.

Wenn wir aber nicht anders können, als die Laſt des alltäglichen Lebens zu tragen, ſeinen Anforderungen zu genügen und uns den unabweislichen Schmerzen der Exiſtenz zu beugen, — wohin ſollen wir uns wenden, um die Kraft zu der ethiſchen Durchführung des Lebens zu finden, um das ideale Daſein, nach dem in unabläſſiger Sehnſucht das Herz verlangt, wenigſtens im Bilde zu ſchauen? Wo können ſich uns die pſychologiſchen Rätſel, die gewaltigen Konflikte und tragiſchen Geſchicke, die aus den unergründlichen Tiefen der Leidenſchaften in der menſchlichen Bruſt heraufſteigen, in einer verklärten Weiſe darſtellen, ſo daß wir uns verſöhnt darüber hinausgehoben fühlen? —

Einzig im vollendeten Kunſtwerk in großen Typen, in denen ſich die ethiſchen Fragen, um die ſich die Geſchichte der Menſchheit bewegt, perſonifizieren; gleichſam in einem neuen Mythos, durch den wir in die wunderbare Werkſtatt des Schickſals hineinſehen, wo ſich, nach ewigen, ehernen Geſetzen der Kauſalität, der Sieg der Idealität oder der Untergang der den dunklen Gewalten Verfallenen bereitet.

Dieſe von dem Seherblick des Genius geſchaffene Welt des Kunſtwerks, durch die Muſik verklärt und zu innerſter Deutlichkeit erhoben, iſt es, welche die Geſellſchaft wieder auf die

oberſte Stufe ihres Kulturlebens ſtellen müßte, wie es die Griechen getan. Das ganze moderne Leben hat die Richtung, ſich nach außen zu verflüchtigen, der Dampf reißt die Menſchen auseinander und gibt allen Verhältniſſen etwas Unſtätes und Beunruhigtes; die Haſt des Betriebs, die Jagd nach Gewinn, der fehlende Glaube an etwas Höheres drohen die menſchliche Geſellſchaft weitab zu führen von dem Zuſtande einer wahren edlen Kultur. Um ſo mehr ſollten, wenigſtens einmal im Jahr, die Menſchen ſich ſammeln, ihr eigenes Bild in einem idealen Spiegel mit tiefem Sinnen betrachten und ſich daran ſtärken, das Leben zu einer ethiſchen Bedeutung zu erheben. Dann würde das Theater, aus ſeiner tiefen Erniedrigung erſtanden, wieder zu dem höchſten Kulturmittel werden. Wir hätten dann eine Stätte, wo wir — anſtatt uns wie jetzt an frivolen, ja oft an gemeinen Vorſtellungen zu ergötzen und zu entſittlichen — uns in idealen Anſchauungen von der Alltäglichkeit des Lebens ausruhen und den Kultus der Religion der Zukunft in andächtiger Feier begehen könnten: Den Kultus des Ideals, indem wir ſolche Feier mit den Worten ſchlöſſen, wie die Inder ihre Dramen ſchließen: „Und ewig ſtreben nach Vollkommenheit.“ —

Das waren die Ideen Wagners für die Bedeutung des Theaters und dazu hat er in Bayreuth das edelſte Vorbild gegeben. Ähnliche Bühnen für ſolche Weihefeſtſpiele ſollten ſich an vielen Orten erheben und das Geld, das jetzt für elendes Stückwerk hingegeben wird, ſollte verwendet werden, wahre Künſtler zu befähigen, einmal im Jahr Würdiges, Erhabenes, Vollendetes zu leiſten und dies allen, auch den Geringſten im Volke, zugänglich zu machen. Wenn die mit den Geſchicken der Völker Betrauten hieran denken wollten anſtatt an blutigen Streit und unfruchtbare politiſche Kombinationen, ſo würden ſie mächtig dazu beitragen, Schöpfer einer wahren Kulturwelt zu werden, was denn doch der eigentliche Zweck des Daſeins ſein muß.

Würde dies einmal erreicht, dann würde es in den Wipfeln der Bäume über dem ſtillen Grabe zu Bayreuth rauſchen wie

Frühlingswehen am Auferſtehungsmorgen und wir würden die Worte hören: „Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Sein Geiſt, ſein gewaltiges Wollen, ſein Ideal wären dann lebendig geworden in ſeinem Volk. Die vergängliche Hülle des Genius ruhte bei dem Vergänglichen, er ſelbſt aber ſtrahlte, ein ewiges, teures Beſitztum der Menſchheit, ſegnend fort in deren Geſchicken.

*

Ein neues Teſtament

(Bruchſtücke)

Niemand iſt frei, der ſich nicht ſelbſt beherrſchen kann. Wer frei ſein will, muß gehorchen lernen: als Kind der Stimme der Vernunft, die zu ihm ſpricht durch Eltern, Lehrer, Freunde; als erwachſener Menſch der Stimme des Rechten und Schönen in unſrer eignen Bruſt.

Die ganze ſittliche Aufgabe des Menſchen läßt ſich auf drei Punkte zurückführen; 1. den Geiſt, den Gedanken, unaufhörlich entwickeln und erweitern; 2. uns willig und freudig dem Wohle anderer widmen; 3. die ungeſtümen Triebe, die ruheloſen Wünſche, das Jagen nach Befriedigung von außen beherrſchen lernen. Oder in anderen Worten: Intelligenz, Liebe, Maß.

Werde ein Lebenskünſtler! das höchſte Kunſtwerk iſt das Leben ſelbſt. Michelangelo ſagte: „scoprire“, wenn er von der Bearbeitung des Marmors ſprach, als wollte er damit ausdrücken, daß er nur eine im Marmor vorhandene Idee enthülle. So ſoll auch der Menſch an ſich arbeiten, als müſſe er eine Idee, ein Ideal, das in ihm verborgen ſei, enthüllen.

Suche nie auf Koſten anderer zu gefallen oder zu glänzen. Unterdrück lieber eine geiſtreiche Bemerkung, einen treffenden Witz, wenn du weißt, jemand damit zu kränken, beſonders einen Schwächeren, der keine Waffen gegen dich hat.

Liebenswürdig ſein iſt dasſelbe für das innere Weſen des Menſchen, was Anmut für die äußere Erſcheinung iſt. Es kann ſehr bedeutende Menſchen geben, die nicht liebenswürdig, und ſehr ſchöne, die nicht anmutig ſind. Beiden fehlt dann, was der Blume fehlt, die keinen Duft hat.

Plus on avance dans la vie, plus on n'attache de prix qu'à la réalisation des idées qui ont été les „étoiles d'Orient“ de notre vie. Qu'elles se réalisent dans des êtres vivants ou dans des oeuvres intellectuelles, peu importe; pourvu qu'elles se réalisent, que nous sentions le souffle de l'immortalité par laquelle nous vivrons dans la grande chaine de l'existence. Oui, affirmer son individualité dans le phénomène de l'existence universelle, c'est là le grand secret de la vie. C'est ce à quoi tendent tous nos efforts; c'est l'inquiétude vague et incomprise qui nous tourmente; c'est même cela qui est au fond de l'amour et de tous les sacrifices que nous faisons pour les autres. C'est là le saint égoïsme, aussi éloigné de l'égoïsme vulgaire que le ciel l'est de la terre. C'est pour cela que le seul péché mortel qui existe, c'est celui contre l'individualité. De cela dérive le droit de briser toute autorité qui veut imposer des chaines à l'individualité. La liberté, ce cri inné et incessant de l'humanité, n' est autre chose que: de l'espace pour le développement de l'individualité des peuples comme des individus.

La nature, dans son aveugle activité, ne se soucie que de la continuation de l'espèce tant que durent les conditions qui rendent son existence possible. Notre tâche est, en opposition à la nature, de créer l'individu. A elle de produire le troupeau, la race; à nous de former la personnalité, l'être indépendant, libre, qui a son but en soi-même et qui ne se donne à la communauté que par un acte conscient, par l'amour, le patriotisme, le dévouement pour une idée, ou la pitié!

Ich fühle es täglich mehr, daß wir einer vergehenden Epoche angehören; unſer Idealismus paßt nicht mehr in dieſe

Generation. Sie iſt poſitiv, ultra-realiſtiſch; daher auch der tiefe innere Dualismus in der Erziehung. Dieſe Generation wird auch ihre Aufgabe zu löſen haben, und aus unſerem Idealismus und ihrem Realismus wird vielleicht in der dritten Generation eine neue glückliche Kombination entſtehen. Nun, wir haben unſeren Traum gehabt, und wenn ſich uns die Welt verklärte in Bildungen, die zum Teil unſerer eigenen dichtenden Weltanſchauung angehörten, ſo wollen wir die, die nach uns kommen, nicht beneiden um die farbloſe Erkenntnis, die ihnen die experimentale Wiſſenſchaft gibt.

Wie albern doch die ſogenannte Freundlichkeit der meiſten Menſchen iſt! Wenn ſie ein junges Mädchen ſehen, das ihnen gefällt, gleich denken ſie, man muß das liebe Weſen doch unterhalten, ihr ein Vergnügen, eine Zerſtreuung bereiten, und dann regnet es Einladungen, Ausfahrten uſw. Unwillkürlich nimmt das bunte Außen wieder Beſitz von der jungen Seele, von den Gedanken; vorüber iſt die allein heilſame Konzentration; ſtatt der geweihten Stille, in der der Geiſt endlich zur Betrachtung ſeiner ſelbſt kommen ſollte, ſummt das Geräuſch undiſziplinierter Konverſation herein, flattern bunte Gedankenſchmetterlinge ſinnlos durcheinander, und vorüber iſt jene Tempelſtimmung, die, eine Zeitlang wenigſtens, in jungen Seelen die vorherrſchende ſein ſollte. Weisheit allein in der Stille reift, und die Seele, die in ſich ſelbſt Genüge finden lernte, iſt glücklicher als die, der ihr Selbſt im Genuſſe der Erdenfreuden entflieht.

Nicht umſonſt haben ſich die großen Menſchen immer in der Wüſte vorbereitet für die Taten der Erlöſung. Törichter Wahn, daß die Jugend hinaus muß in das Gewirr der Welt, um zu reifen! Erſt wenn die fruchttragende Saat unvertilgbare Wurzeln gefaßt hat, ſoll man der Welt gegenübertreten, ſich an und mit ihr meſſen. Junge Seelen gehören in die poetiſche, keuſche Stille einer großen Natur und in die Umgebung

weniger, reiner Geiſter zum Verkehr. Da hört man die Stimme Gottes in der eigenen Bruſt und lernt ſie verſtehen und ihr gehorchen. Wem das Ohr zu früh betäubt wird vom Geräuſch der Welt, der vernimmt die leiſen Töne nicht mehr.

An Olga zum 21. November 1869 bei unſerem Abſchied von Florenz:

Du haſt ſie auch ſchon früh empfunden,
Des harten Lebens Angſt und Qual,
Die Not, an die uns feſt gebunden
Hat das Geſchick ohn' unſre Wahl.

Dir zeigt' ich in den trüben Tagen
Nur einen lichterfüllten Strahl:
Zum Leben, Dulden, Streben, Wagen
Stärkt uns allein das Ideal.

Laß dir's durch dunkle Nächte ſcheinen
Wie auf der Jugend Roſenpfad,
Sieh es mit Augen, die noch weinen,
Sieh's, wenn die Freude lächelnd naht.

Das Ideal der höchſten Schöne,
Der Tugend ernſtes Götterbild,
Trag du's im Herzen, ob es höhne
Der Schwarm der Menſchen roh und wild.

Les grands sacrifices doivent être faits en entier, sans réserves; sinon on leur ôte la moitié du prix et on se prive soi-même de la force morale qui émane des vertueuses résolutions énergiquement accomplies.

Mondnacht am Meere.

Mir ſchien es, als ſähe ich, wie ſich das Waſſer dem Mond entgegenhob, wie die Anziehungskraft mächtig zwiſchen beiden wirkte und ich dachte: Iſt das nicht die erſte urſprüngliche Form der Liebe in der Materie? Wer weiß, welcher Ge-

nuß für Mond und Erde in dieſem Anziehen und Entgegenkommen liegt! Iſt doch auch Liebe im menſchlichen Sinn Bewegung der Materie zueinander hin, Attraktion. Die plaſtiſchen Alten empfanden es auch ſo und verherrlichten es in der Mythe vom ſchlafenden Endymion und Luna, die ſich zu ihm neigt und ihn küßt.

Die Menſchen der Ziviliſation leben viel zu fern von der Natur und nicht vertraut genug mit ihren großen Eindrücken, deshalb gibt es ſo wenig heroiſche Naturen. Das Offne, Freie, dem Zufall Zugängliche, die Möglichkeit der Gefahr macht die Seele ſtark, frei, gerüſtet, während in den Städten, den Häuſern alles ſicher berechnet ſcheint, wenig Chance für den Zufall bleibt und für die Gefahren, gegen die wir ankämpfen müſſen, und uns mehr nur das moraliſch Schlechte entgegentritt, das die ſchlechten Waffen der Seele herausfordert, wie Mißtrauen, Verſtellung, Lüge uſw.

Malheur à l'humanité si elle cesse de cultiver le beau pour ne s'occuper que de l'utile. Je déteste la fainéantise esthétique, mais autant la fainéantise démocratique, qui est une mauvaise exagération du côté opposé de la première. L'homme entier, harmonieux, qui comprend et aime la beauté, la poésie, l'art pourra remplir sa mission humanitaire d'une façon plus large, plus complète que le spécialiste utilitaire, dont le coeur n'a jamais vibré aux sons d'une harmonie sublime, n'a jamais senti l'inspiration qui animait le pinceau de Léonard ou de Raffael, n'a jamais réchauffé son âme d'un rayon de quelque chose de meilleur que cette triste réalité, ce qui est peut-être la vraie réalité.

Da es Spiegelungen der Exiſtenz gibt, in die der Wille zum Leben nicht mehr ſtörend eintritt und in denen das objektiv Schöne beinah völlig ideal uns anweht, dürfen wir uns

dann nicht mit Recht getröſten, daß, wenn der trübe Kampf mit dem wilden Tiger ausgekämpft iſt, wenn wir erlöſt ſind, uns einſt das Glück des leidenloſen, objektiven Anſchauens und Begreifens werden wird? Vielleicht liegt der ganze Irrtum in dem Mißverſtehen zwiſchen Subjektivität, das heißt: Egoismus, und Individualität. Je höher, je reiner die Individualität iſt, je mehr iſt ſie fähig, ſich dem Objektiven hinzugeben. Je ſubjektiver, das heißt: je gebundener im Willen, deſto trüber iſt die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu erlöſen, und mithin die Fähigkeit zum idealen Glück. Ein Werk des Genies erzählt dieſen Vorgang noch nach Jahrhunderten. Wer fühlte es nicht vor der Himmelfahrt der Maria von Tizian, daß hier die Seligkeit der Erlöſung wirklich dargeſtellt iſt? Es iſt keine Leinwand mehr, es ſind keine Farben. Es iſt eine große, reine Individualität, die überwunden hat und, freiheitatmend, aufſteigt in das univerſelle Daſein, in das Glück der idealen Exiſtenz. Ihr nach ſehnt ſich im ſtürmiſchen Drang, was noch unten weilt im elementaren, wilden Kampf.

Das Weiße an den Marmorſtatuen iſt das die Sinne Beruhigende; Farbe würde dem Leben zu nahe ſein; wir ſind nicht mehr an das Nackte gewöhnt; das Weiße hat etwas Vergeiſtigtes, nur platoniſches Entzücken Erregendes.

Es wird mir immer unzweifelhafter, daß das Gebären, leibliches und geiſtiges, im intimſten Zuſammenhang ſteht, daß eine ähnliche Befriedigung der Natur damit zuſammenhängt, daß ähnliche Schmerzen (Geburtswehen) vorausgehen, daß eine ähnliche Befreiung nach dem Akt der Geburt ſtattfindet und daß ein ähnliches Glück danach die Seele füllt.

Die alte italieniſche Muſik zeigt eine Zeit, wo Liebe und Religion noch eins waren oder einen verwandten Charakter trugen; alle Liebesgeſänge gleichen Gebeten.

---

24. Dezember 1873.

„Nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.“ (Goethe.) Dies Wort des großen unſterblichen Dichters ſchrieb ich einſt dem ſechzehnjährigen Mädchen als Motto in das Buch, das ich ihr an der Schwelle des jungfräulichen Lebens widmete; heute ſchreib ich es wieder der jungen Mutter, damit ſie es ihrem Kinde einſt mitgebe in das Leben und es im Spiel und Glück der Kindheit ſchon erziehe für den Ernſt, der allein dem Leben ſeinen ewigen Inhalt gibt.

Überall wo in ſchönen Seelen die idealen Überzeugungen innere Herzenswahrheit ſind, da berühren ſich die anſcheinend entgegengeſetzten Pole; denn im Grunde iſt alle Wahrheit eins, und die tiefſte Religioſität, die höchſte Kunſt, jedes glühende Gefühl, das zu heiligen Opfern oder erhabenen Taten treibt, haben eine gemeinſame Quelle und das Verſtändnis für einander.

Wenn nur erſt die Einſicht, daß dieſes Leben nichts als Erſcheinung iſt, verbreitet ſein wird, wieviel falſcher Wahn, wie viele törichte Sucht und Begierde würden dann aufhören. Durch das Schöne und Ehrwürdige das religiöſe Gefühl wecken, das in ſeinem tiefſten Grund nichts anderes iſt als die Ahnung des Idealen, des Vollendeten, das iſt die Aufgabe der Erziehung; aber keine Kirche, keine Hierarchie, keine bindenden Dogmen mehr.

Il protestantismo non è un sviluppo, ma piuttosto una reazione contro l'abuso e le immondezze della chiesa cattolica Era. Uno slancio sublime verso la libertà, ma non conscio; Lutero non voleva separarsi della chiesa, ma purificarla. Dal momento che si fermò e divenne chiesa anche lui (il protestantismo), e domma e gerarchia, mancava il suo scopo, si petrificò e divenne tirannia mon-

dana come il cattolicismo, solamente con meno potere di quello. (Da una lettera alla Marchesa Tanari, a proposito del libro di Mariano „sul Medio Evo“.)

---

22. Februar.

Heute erfuhr ich durch einen Brief Nerinas den Tod der Tanari. Der Tag iſt grau, ſtürmiſch, exzentriſch; es iſt, als wenn die Natur mittrauerte, daß wieder etwas unvergleichlich Hohes unterging. Wie bei ſo einer Nachricht der Schmerz ſich langſam einfiltriert ins Herz, Tropfen auf Tropfen, durch alle Poren dringend! — O Geheimnis der Auflöſung der Individuation! Es iſt, als ob ein großer Klang durch das Univerſum ginge, ein erhabener Akkord, wenn etwas ſo Vollendetes ſich auflöſt. Wie tief empfunden iſt es in der Bibel, daß beim Tode von Chriſtus die Natur mitempfindet, die Sonne ſich verhüllt, die Elemente ſeufzen. Das Ewige, das Ur-Eine hat ſich ſelbſt erlöſt und die Natur erzittert von dem gewaltigen Vorgang, denn ſie iſt ja auch eins damit.

Nietzſche ſagte, man ſähe doch immer mehr ein, daß alles im Leben Sirenengeſang ſei und man hinterher immer den Fiſchſchwanz fände. Ich ſagte, es ſei das Vorrecht des Alters, den Fiſchſchwanz nicht mehr zu fürchten, eben weil es ihn kenne und nur das hinnehme, was an den Dingen wirklich gut, erfreulich, liebenswürdig ſei. Daher entſpringt wohl die Heiterkeit des Alters, die oft ſo viel größer iſt als die der Jugend. Das Alter läßt ſich nicht mehr täuſchen, es hat nicht mehr die Illuſion, Vollkommenes empfangen zu können; aber das Gute tritt ihm, wenn auch in beſchränkterem Maße, in freundlicher Einfachheit entgegen und gibt ungetrübte Freude, eben weil ſie ohne Illuſionen iſt.

*

Ja, es gibt nur eine Religion, die des Ideals, und die iſt es, die allen, noch ſo irrtümlichen und verkehrten Formen zugrunde liegt. Weshalb hat die Menſchheit ſtets nur liebend die erinnert, die für ein Ideal lebten, weshalb ſie unter die Götter erhoben, ſie mit dem verklärenden Schmuck des Mythos umgeben, ja ſie ihrem höchſten Gott ſelbſt gleichgemacht? Weil ein tiefes inneres Ahnen ihr ſagte, daß die allein ein würdiges Leben gelebt hätten, daß die allein den Kranz der Unſterblichkeit verdienten. Die Wiſſenſchaft mag den Weg des Experiments gehen, ſie m u ß es, anders wäre ſie keine Wiſſenſchaft, und ihren unendlichen Nutzen für den Gang des Weltlebens, für die Erforſchung der Bedingungen, unter denen ſich das menſchliche Daſein vollzieht, wollen wir dankend verehren. Nur wollen wir ihr nicht geſtatten, die unbewußte Materie als den Ausgangspunkt aller Rätſel des Lebens zu proklamieren.

*

Eine Reiſe nach Oſtende
(1849)

Einleitung

Ich bedaure den Menſchen, der noch nie das ſchöne Gefühl des Alleinſtehens und Auf-ſich-ſelbſt-Ruhens gegenüber der Ferne, dem Neuen, Unbekannten und der dadurch erregten Sehnſucht gehabt hat; jenes Gefühl oder lieber das Bewußtſein des ewig Unveränderlichen mitten in der Luſt des Wechſels, der Erwartung, des Forteilens zu neuen wiſſens- und kennenswerten Dingen. Darunter kann natürlich kein trauriges Verlaſſenſein gemeint ſein; kein Herz, das ſich blutend losreißt, um ein ungewiſſes Schickſal zu übernehmen; man muß fröhlich ſcheiden können, in Hoffnung auf Wiederſehen, die letzte, rechte Heimat in der eignen Bruſt davontragend, und nun ſich wiegen auf den Flügeln der Bewegung; hinrauſchen mit dem Strom der Zeit; unbekümmert jedem neuen Lebensvollen mutig entgegen. Der wahre Menſch; die Ruhe im Werden, Weſen des Geiſtes, der Gottheit.

So zog ich fort; ich wußte, ich hatte alles, was ich je beſeſſen; Glück, Schmerz und Liebe mit ihren Reſultaten lagen in der eignen Bruſt und was die Ferne auch bergen mochte, der reifende Menſch konnte nur daran wachſen und ſich vollenden. Äußerlich fühlte man ſich ſo frei, nun einmal wieder die alten Konvenienzverhältniſſe abgeworfen zu haben und nur der Menſch dem friſchen Leben gegenüber zu ſein, dem er ſich in den Arm legt und der ſich von ihm tragen läßt.

Ich weiß nicht, ob viele meiner Mitſchweſtern meinen Geſchmack teilen, allein bei der jetzigen Sicherheit des Reiſens, auch für einzelne Frauen, liegt, bei dem Bewußtſein ſtrenge bindender, innerer Würde, in dieſer Unabhängigkeit ein ſeltener Genuß. Und keine Art des Reiſens iſt dieſem Genuß ſo förderlich als die Eiſenbahnen, die kaum der geflügelten Sehnſucht einen Wunſch nach Eile übrig laſſen.

Traurige Betrachtungen hemmten indes auch bei mir den Strom des friſchen Lebens.

Als ich zuletzt den Weg mit der Eisenbahn zwischen Köln und dem Norden zurücklegte, da war es Frühling 1848. Wer den Frühling mit Bewußtsein erlebt hat, der weiß, was das sagen will. Das Vorparlament in Frankfurt war zu Ende und aus der fast seligen Begeisterung jener Tage strömte nun das junge Leben aus in alle deutschen Gaue. Von unserem Zuge flatterten schwarz-rot-goldene Fahnen; es war eine lange Reihe von Wagen, eingenommen von Freischaren junger entflammter Männer, die nach Schleswig-Holstein zogen, und von Polen, die der Heimat zuströmten. Auf jeder Station begrüßte die versammelte Menge sie mit einem Hoch. Ich mischte mich unter sie und hörte, wie sie Hoffnungen und Wünsche austauschten. Ein begeisterter Jüngling rief einem alten Polen zu: „eh bien, quand nous aurons fini là-bas, nous viendrons chez vous!“ Und nun? — Das Volk war verschwunden, in der 3. und 4. Klasse waren nur arme Arbeiter, Handwerksburschen, die ihren Geschäften nachzogen; in den übrigen Klassen elegante Menschen der „bevorzugten Klasse“, die mit gewohnter Gleichgültigkeit auf jene herabsahen, und Philister, denen „die Ruhe um jeden Preis“ auf dem Gesichte stand. Keine Fahnen flatterten, keine Jünglinge schwärmten von Kampf und Sieg; lautlos, nur von dem Lärm der Maschine begleitet, schoß der Zug dahin; aber im Herzen brannte die Schmach der Niederlage bei Fredericia, die tausendfache andere Schmach des Vaterlandes: die geknickten Hoffnungen, die getäuschten Erwartungen und die vielleicht auf lange hinausgeschobene Entwicklung des politischen und sozialen Lebens; ach, und das Schicksal so vieler einzelner, die nun in Kerkern oder in der Verbannung es büßten, ihre Überzeugung zur Tat gemacht zu haben. Als wenn es eigentlich politische Verbrecher gäbe! Kann es ein Verbrechen sein, wenn ein unterdrücktes ewiges Rechtsbewußtsein im Volke erwacht und sich gegen ein Recht oder Gesetz auflehnt, das für dieses nur noch das Recht oder Gesetz der Gewalt ist? Verbrecher kann ich nur sein, wenn ich innerhalb der von mir anerkannten Gesetze im Zustande eines

wohlgeordneten ruhigen Staatslebens gegen dieſe handle; ſobald aber eine hiſtoriſche Bewegung ganze Maſſen ergreift und zwei einander bekämpfende Prinzipien in die Schranken treten, ſo ſteht man auf einem andern Boden der Beurteilung, und wehe dem Sieger, der mit Gewalt ein Prinzip vernichten will!

Freilich, wenn man die Macht hat, kann man ſagen: „Entferne dich aus dem Kreiſe meines Rechtes, welches du ſtörſt, und gehe dahin, wo du nach deinem Rechte leben kannſt;“ aber weiter dürfte man nicht gehn; keine Gewalt der Erde kann das Recht geben, eine andere Strafe über den zu verhängen, der nach ſeiner Überzeugung in der Zeit eines Prinzipienkampfes Partei nahm, wenn auch mit den Waffen in der Hand!

Aber freilich — das dachte ich; andere aber hatten anders gedacht, und darum war mein Herz jetzt in Trauer um ſo manchen teuren Freund! —

In Düſſeldorf, am Bahnhofe, ergriff mich das Gefühl jenes Abſtands von dem vorigen Jahr und der Widerwille gegen das reſtaurierte Glacé-Handſchuhtum der alten Welt ſo ſehr, daß ich das Fenſter des Wagens, in dem ich allein ſaß, heraufzog und mich in die Ecke drückte. — Wie es denn aber zu gehen pflegt, daß zuweilen eine gute mitleidvolle Göttin dem Leidenden gibt, was ſie dem Glücklichen verſagt, ſo ſtieg auch mir ſeit langem zum erſtenmal wieder ein Lied herauf; ich zog die Schreibmappe heraus und als wir in Deutz, bei dem in blutroten Wolken glühenden Sonnenuntergang, anlangten, war das letzte Wort geſchrieben.

In Deutz fand ich meine Reiſegeſellſchaft und indem ich dem Rhein einen traurigen Blick zuwarf, daß er nun wieder ſo in Knechtsgeſtalt einherzog, da er doch 1848 ſo ſtolz und frei ausſah, ſchloß ich dieſen erſten Reiſetag. Eine Geſchichte, die ich von einem Eiſenbahnkondukteur erfuhr, den ich zufällig näher kennen lernte, ſei mir erlaubt hier einzuſchalten, da ſie ſich den Betrachtungen des Tages anſchließt. Ich hatte mich nämlich darüber geäußert, wie wunderbar das Leben

dieſer Menſchen, ſobald ſie irgendwie denkende und tiefer empfindende Geſchöpfe wären, ſein müſſe, da doch ſo manche Geſtalt an ihnen vorüberrauſche, die den Wunſch errege, ſie näher zu kennen. Darauf erhielt ich folgende Mitteilung:

I.

Geſchichte, die der Eiſenbahnkondukteur erzählt hat.

Es war im Frühling 1848, da fuhr ein junger Eiſenbahnkondukteur mit der noch nicht lange vollendeten Köln-Mindener Eiſenbahn von Minden bis Hamm.

Der junge Mann hatte ein rechtes männliches Herz, einen geſunden klaren Verſtand und ein lebhaftes Gefühl. Er, ein Kind des Volkes, aufgewachſen mit demſelben, kannte deſſen Bedürfniſſe und Leiden; ſein lebhaftes Gefühl hatte oft im heftigen innern Kampf gelegen, wenn ſein klarer Verſtand ihm die Mißverhältniſſe und Ungerechtigkeiten der Geſellſchaft zeigte.

Er war ſelbſt arm und mußte nach dem frühen Tode des Vaters für die alte Mutter und die kleinen Geſchwiſter ſorgen, daher konnte er nicht daran denken, ſeinen Fähigkeiten eine höhere Ausbildung zu verſchaffen; er mußte ſchnell nach Brot ſuchen und da er auch kräftig und geſund war, ſo gelang es ihm, bei der Eiſenbahn angeſtellt zu werden. Doch wenn ihm die wiſſenſchaftliche Bildung abging, ſo lehrte ihn das Leben deſto mehr, und die mancherlei Geſtalten, die das Panoramaleben der Eiſenbahn an ihm vorüberführte, ließen ſeinen ſcharfen Blick vieles erkennen, was ſeinen Schmerz über die Ungerechtigkeit der ſozialen Verhältniſſe vermehrte und ihn oft tief ſeufzen machte, wenn er von der vornehmen Verwöhnung der erſten Klaſſe hinabglitt, an den Wagen vorüber, zu den offenen Wagen der vierten, wo der fleißige Handwerker und Landmann mit dem zerarbeiteten Geſicht und der ärmlichen Kleidung dem ſcharfen Winde preisgegeben ſtand.

„Iſt es ſo recht, ſoll es ſo ſein," ſagte er oft zu ſich ſelbſt;

„ſollen die einen nur arbeiten, ohne je zu genießen, und die anderen nur genießen, ohne zu arbeiten? Fühl' ich es doch tief in meiner eignen Bruſt, wie ſich die Sehnſucht nach Glück da regt; ſoll dieſes Bedürfnis für einen Teil der Menſchen nie befriedigt werden können? Ich will ja nicht die Arbeit weggeräumt haben; tüchtig arbeiten ſoll der Menſch, das iſt ſeine Geſundheit und ein Teil ſeines Glückes. Auch will ich die Art der Arbeit nicht ſchmähen, denn eine jede muß getan werden und es iſt am Ende nicht ſo ſehr verſchieden, welche ich tue, wenn ich nur dabei das Gefühl habe, daß meine Arbeit dem Vaterlande, der großen menſchlichen Geſellſchaft auch nützt; wenn ich mich nur als nützliches und ehrenwertes Mitglied derſelben, nach dem Maße meines Verdienſtes, angeſehn weiß, nicht aber bloß als ein ſtummes Werkzeug, deſſen Kraft man verwendet und ſich im übrigen nicht darum bekümmert. Wenn ich nur auch neben der materiellen Kraftanwendung Zeit behalte, meines Geiſtes Drang nach Erkenntnis zu befriedigen, und wenn meiner Anſtrengung wenigſtens nur ſoviel Lohn wird, daß ich imſtande bin, meinem Herzen, wenn es fühlt und liebt, eine genügſame, aber ſorgenfreie Ruheſtatt zu gründen. Und wenn ich, dem es beſſer geht als tauſend und tauſend andern, ein Recht habe, ſo zu fordern, wieviel mehr dann die Unzähligen, die kaum bis zum Bewußtſein ihres Menſchendaſeins kommen vor der leiblichen, der tieriſchen Not. Und dieſe Forderung kann nicht vermeſſen ſein, wenn anders Gerechtigkeit und nicht Willkür den Plan der Welt entwarf und wenn das Leben der Menſchen ein anderes Ziel hat, als bloß ein Lottoſpiel zu ſein, wobei es nur auf das Glück ankommt; wer den beſten Wurf hat, der nimmt Wohlleben, Reichtum, Genuß dahin, der andere muß darben, arbeiten um die notdürftige Friſtung eines elenden menſchenunwürdigen Daſeins, das natürlich jede Freude der Arbeit aufhebt, und erreicht nie ein gewünſchtes Ziel. Und welch ein ſchlechter Troſt, was uns unſere Pfarrer ſagen: daß jenſeits dieſes Lebens ein neues unſrer warte, wo wir Vergeltung finden. Kann der, den ſie Gott nennen und

den ſie als einen Geiſt, als das Urbild aller Vollkommenheit bezeichnen, Menſchen, die er zu ſeinem Ebenbild würdigte, wie kleine Kinder mit der Verheißung einſtigen Lohnes tröſten; dafür, daß ihnen hier keine Gelegenheit ward, die Wahrheit zu erkennen und das Ebenbild des Göttlichen in ſich auszubilden? Ich kann ſo kindiſch unwürdig nicht denken. Ich muß vielmehr denken, daß es die Verkehrtheit und Unreife menſchlicher Einrichtungen iſt, die dem größeren Teil der Erdenbewohner es noch unmöglich macht, das eigentliche Weſen ihrer Natur in ſich freizumachen, und es iſt daher wohl z u e r ſt notwendig, daß dieſe Einrichtungen reifen und beſſer werden, damit es den Menſchen möglich ſei zu werden, was ſie werden wollen. Und wofür haben denn auch die größten und beſten Menſchen gelebt, gekämpft und gelitten, wenn nicht dafür?“

So ſprach der junge Mann oft mit ſich ſelbſt und je klarer ſeine Anſichten wurden, je heißer wurde auch ſeine Liebe zu dem verlaſſenen Volk und deſto größer ſeine Sehnſucht nach einer Verbeſſerung ſeines Loſes.

Man kann ſich denken, mit welchem Entzücken die warme Seele dieſes Jünglings die Regungen des öffentlichen Lebens im Frühling 1848 begrüßte. Er hoffte, das Ziel ſeiner Träume und Gedanken werde nun im ſchönen Glanz der freien Entwicklung kommen ohne blutige Opfer, die er ſcheute, denn ſein Herz war mild und weich.

Es war in den letzten Tagen des März, da fuhr er ſeine gewöhnliche tägliche Fahrt von Minden nach Hamm. Die Bahnzüge waren gedrängt voll und es mußten immer Wagen angehängt werden, um dem Zudrang zu genügen; denn von Nord und Süd, von Oſt und Weſt eilten die deutſchen Männer nach Frankfurt am Main, wo das Vorparlament, kraft des Rechtes der Revolution, zuſammenkam, um über die Zukunft von Deutſchland zu entſcheiden, und es war wirklich Frühling, nicht bloß in den ſchwellenden Knoſpen, in den laueren Lüften, in dem ungewöhnlich heiteren Glanz der Sonne, nein, auch in den Menſchenherzen brach die Knoſpe

der Freiheit auf und tauſend lang verſchloſſene Keime der Vaterlandsliebe, Begeiſterung und Hoffnung wollten aufwachſen an das Licht der Sonne.

Unter den Wagen der dritten Klaſſe befindet ſich einer, gewöhnlich der letzte, der wie die andern drei oben offene Abteilungen enthält, in deren letzter die Kondukteure ihren Aufenthalt, ihre Mäntel, Bücher, Eß- und Trinkvorräte und anderes haben. Die beiden übrigen Abteilungen werden meiſt von den Paſſanten benutzt, die nur eine oder zwei Stationen weit mitfahren. Als unſer junger Kondukteur nun an dem Tage die für ihn und ſeine Gefährten beſtimmte Abteilung betrat, ſah er, daß in der nächſten eine einzelne Dame Platz genommen hatte. Sein Herz war erfüllt von Deutſchland, Frankfurt, Parlament und aller Hoffnung, die im zauberiſchen Frühlingsglanz für ſein Volk ihm eine beſſere Zukunft malte, und ſo achtete er der Fremden nicht, bis eine friſche jugendliche Stimme ſich mit der Bitte an ihn wandte: bei dem großen Gedränge von Menſchen ihr etwas behilflich ſein und Schutz verleihen zu wollen. Er blickte nach der Sprechenden hin und ſah in ein jugendliches Antlitz von ſo großer Anmut, daß er keine andere Antwort auf die Bitte fand als eine unwillkürliche ſtumme Verbeugung, wie man ſie vor etwas Heiligem, Andacht Erweckendem macht.

Er verließ den Wagen und ſtellte ſich von außen vor denſelben an das Fenſter, wo die ſchöne Fremde ſaß, feſt entſchloſſen, der übernommenen Verpflichtung zu genügen, doch in einer ſeltſamen inneren Erregung, die ihn ſo gefangen nahm, daß er nicht zum zweitenmal in das ſtrahlende Angeſicht zu ſehen wagte, bis ihn eine gleichgültige Frage nach dem Namen der nächſten Station ſich umzuwenden und die Fragerin anzublicken veranlaßte. Zum zweitenmal traf ihn mit wunderbarer Gewalt die Anmut dieſer Erſcheinung, der feurige und doch ſo milde Blick des Auges, die Würde und Reinheit des Weſens, die unverkennbar aus jedem Zuge ſtrahlte. Vor dieſer Würde gewann ſein eignes reines Herz die Zuverſicht wieder und er fragte mit beſcheidener Freund-

lichkeit, wohin ſie ſo allein zu reiſen gedenke in dieſer bewegten Zeit?

Sie erwiderte, daß ſie nach Frankfurt reiſe zu lieben Verwandten, die ſie eingeladen, die ſchönen Tage des Vorparlaments doch mitzuerleben. „Ich reiſe auch ohne Furcht, denn in ſolchen Tagen, wo ein höheres Gefühl alle Herzen füllt, wer wird da wohl daran denken, eine Frau zu beleidigen; das iſt ja eben das Herrliche ſolcher Momente, daß ſie das Leben auf höhere Intereſſen konzentrieren und die ſchlechte Kleinheit des Alltäglichen daraus entfernen. Auch reiſe ich aus Grundſatz mit der dritten Klaſſe; einesteils fühle ich mich in der Nähe des Volkes, dem ich einzig angehören will, weil mein Herz ihm gehört, wohler und ſicherer als in der oft ſehr zweifelhaften Nähe der Leute aus der erſten Klaſſe; dann aber auch empört es mich, daß man auf dieſes demokratiſche Inſtitut der Eiſenbahnen die ſtrenge Rangordnung der alten Welt übertragen hat; daß auch hier, wo in raſchem Fluge der Geiſt von Ort zu Ort fliegt und ein Eigentum aller wird, wo die Individuen der verſchiedenſten Völker ſich miſchen und ſo den Weg anbahnen zum Aufhören der Nationalitäten und zum Einswerden der Menſchen zur Menſchheit, daß auch hier wieder der Beſitzende ein ſo ungeheures Vorrecht habe und alle Bequemlichkeit genieße, während der Arme, der Dürftige ſie ſo gänzlich entbehrt. Würde der Luxus der erſten Klaſſe verteilt zur größeren Bequemlichkeit aller, ſo brauchte wohl auch die Ausgabe für die Ärmeren nicht erhöht zu werden, weil eben jener Luxus wegfiele. Nun weiß ich freilich wohl, daß das Beiſpiel des einzelnen beinah wie verloren iſt in der großen Maſſe, aber ich kann es mir ſelbſt nicht vergeben, wenn ich in ſolchen Proben wenigſtens nicht beſtehe und mir nicht ſelbſt beweiſe, daß ich ohne Murren manches aufgeben könnte, wenn nur die Unbegünſtigten dabei gewönnen.“

Wie gut verſtand der junge Eiſenbahnkondukteur die Sprecherin. Alles was er hundertmal empfunden und gedacht hatte, klang in ihm an, und über ſeine ſchüchterne Lippe wagte ſich ein Wort nach dem andern, bis er, ſelbſtvergeſſen,

den Strom der warmen Begeiſterung, die ſein Herz füllte, ausgoß mit jener ungekünſtelten Beredſamkeit des wahren, reinen Gefühls und des geſunden natürlichen Verſtandes, die oft ſchlagender wirkt als alle künſtliche Form.

Mit tiefem Intereſſe hörte die Reiſende den ſchlichten Sohn des Volkes. Ihr warmes Herz, ihr hochgebildeter Geiſt, wußten ſolche Naturen zu würdigen und ihre Liebe zu dem Volke begrüßte es mit Entzücken, wenn ihr ſolche Stimmen aus demſelben entgegentönten. Blitzſchnell flog die Zeit dahin und ehe man es ſich verſah, hielt der Zug in Hamm, wo des jungen Mannes Fahrt zu Ende war und von wo er zurück mußte.

„Ich wollte, Sie könnten mit nach Frankfurt," ſagte die junge Reiſende. „Wie würden Sie mit einſtimmen in den Jubel, den die Morgenröte der Freiheit in allen Herzen weckt, und dort lernen in dem Verein der Edelſten und Beſten des Volkes und ſich beteiligen an dem großen Werke. Seien Sie überzeugt, wenn Schönes dort geſchaffen wird und die Rechte des Volkes vertreten und gefordert werden von allem, was Intelligenz und Begeiſterung hat im deutſchen Lande, dann werde ich Ihrer gedenken."

Mit dieſem Worte reichte ſie dem jungen Mann ihre Hand und dahin ſchnob die Maſchine, rauſchte der Zug.

Der junge Eiſenbahnkondukteur aber ſtand wie betäubt auf dem Hammer Bahnhof; um ihn war es ſo dunkel, als wäre plötzlich das Sonnenlicht untergegangen hinter dunklen Wolken. Er rief in ſich nach jenem einzigen Geſichtspunkt, den er bisher in ſeinem Leben gehabt: der Idee der Befreiung und Beglückung ſeines Volkes; aber er fühlte nur einen ſtechenden Schmerz an der Stelle, wo es ſonſt warm geklopft hatte bei dieſem Gedanken. Er ſah in die Höhe und ihm ſchien es, als ſähe er zwiſchen der Sonne und der Erde, jene dieſer entziehend, in dunklen Wolken ſeltſame Geſtalten mit Krone und Zepter und andere mit gezückten Schwertern, mit Henkerbeilen, Stricken und geladenen Gewehren. Sie bewegten ſich alle mit häßlichen Gebärden, mit Zorn und Wut im Ausdruck und mit Hohn. Unten aber auf der Erde lagen zerſchlagene,

getretene, gefeſſelte bleiche Geſtalten, hingeſunkene Kämpfer, mit der Hand noch das Schwert umklammernd, treue, feſte, hoffende Herzen, gebrochen, und als er näher hinſah, erkannte er die Söhne des Volkes, die im Kampfe für ihr Recht Gefallenen. Zwiſchen beiden aber ſchwebte eine lichte Geſtalt, deren Antlitz er eben erſt geſehen. Er wollte ſie wenigſtens faſſen und halten, aber ſie zog fern und ferner, bis alles in Wolken und Strahlen verſchwand.

Aus dieſem traumähnlichen Zuſtand weckte den Jüngling eine kräftige Hand, welche die ſeine faßte und ihn fortzog. Es war ein älterer Kollege von ihm, der den Jüngling liebte und, obwohl weniger fähig und einſichtsvoll als er, doch ſeine trefflichen Anlagen bewundernd, an ihm hing. Er kannte aber den Hang des Jünglings zum Verſinken in ſeine Gedankenreiche und hatte ihn ſchon oft vor einer Pflichtverſäumnis gerettet. Auch diesmal zog er den Verſunkenen fort auf den abgehenden Zug, mit dem der junge Mann, nun zum klaren Bewußtſein erwacht, ſtumm und ſchmerzlich ſich entfernte.

Der Mai war da und am achtzehnten war die konſtituierende Nationalverſammlung eröffnet. Einige Wochen darauf erblickte eines Tages auf dem Hammer Bahnhof der Eiſenbahnkondukteur die unvergeſſene Märzerſcheinung wieder.

Er folgte ihr raſch und bald ſtand er an dem Fenſter des Wagens dritter Klaſſe, an dem ſie ſaß. Er begrüßte ſie und ſie erkannte ihn wieder mit freundlichem Lächeln.

Sie war noch ſchöner wie damals, ein ſanfter Ernſt lag verklärend über ihr und erhöhte die Würde ihres Weſens. Sie erzählte ihm von Frankfurt, von den bedeutenden Menſchen dort, mit denen allen ſie bekannt geworden, und beſonders von einem ſprach ſie mit Begeiſterung und ſanftem Erröten, von einem, in deſſen Bruſt das heilige Feuer reiner Vaterlandsliebe jedes unechte Gefühl verbrenne, vor deſſen ſtrenger republikaniſcher Tugend auch Neid und Haß ſchweigen müßten, deſſen hinreißende Beredſamkeit gewaltig alle Herzen mit ſich fortzöge und zu Taten entflamme. Sie war voll Hoffnung und meinte, wo ſo viel edle Kräfte zuſammen-

wirkten, da müßte des Vaterlandes und des Volkes Heil erwachſen.

Der Jüngling geſtand ihr ſeine Befürchtungen: daß es zu langſam gehe, daß die Männer, wie edel, wie ausgezeichnet auch, wie rechtwollend, doch den günſtigen Augenblick verſäumten und nicht gleich da hineingriffen, wo die Maſſe ſie verſtände und zu ihnen träte: in die materiellen Bedürfniſſe zuerſt und materiell die Einheit ſchaffend durch gleiches Münz-, Zoll- und Steuerweſen.

„Glauben Sie nur," ſagte er, „das verſteht die Maſſe, das erzeugt in ihr das Gefühl der Einheit und erzieht ſie zu den höheren Begriffen. Die Theorien von der Einheit fruchten wenig für ſie und die höheren Forderungen des Geiſtes, als Preß- und Redefreiheit, Aſſoziationsrecht uſw., d a s ſind jetzt erſt noch Privilegien, die nur für den Gebildeten, der ihren unermeßlichen Einfluß zu ſchätzen weiß, hervorragenden Wert haben; das Volk begreift ſie noch nicht und kümmert ſich wenig darum."

Sie tröſtete ihn, daß das alles kommen werde und gar nicht ausbleiben könne, und beide freuten ſich nun der Ausſicht in die Zukunft, bis das diesmalige Ziel der gemeinſamen Fahrt da war, Minden, wo des jungen Kondukteurs Bahn ſich rückwärts wandte. „Zum Abſchied muß ich Ihnen noch etwas erzählen," ſagte die Reiſende; „ich habe in Ihnen eine ſo treffliche Geſinnung gefunden und dieſe Geſinnung verbindet jetzt ſo ſchnell das Fremdeſte zu Freunden, daß ich denke, ich bin Ihnen dies Vertrauen ſchuldig und Sie werden teil daran nehmen. So wiſſen Sie denn, daß ich die Braut jenes Herrlichen bin, von dem ich Ihnen erzählte; wir haben uns in Frankfurt verlobt und wollen zuſammen leben für die heiligen und großen Zwecke der Menſchheit und in der Liebe zu ihr unſere eigene Liebe verklären. Und nun leben Sie wohl und ſeien auch Sie tätig für unſer aller Zweck, denn wir ſind alle Arbeiter und keiner darf müßig ſein."

Zum zweitenmal entführte die unerbittliche Dampfkraft dem jungen Manne das ſchöne Weſen, das auf ſein reines,

nur von einem großen Gefühl bisher erfüllt geweſenes Herz einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hatte. Jetzt ſtand er mit bewußter Traurigkeit und ſchaute der dahinziehenden Dampfſäule nach. „Diesmal darf ich die Ungerechtigkeit der Verhältniſſe nicht anklagen," ſagte er zu ſich ſelbſt; „denn der Sohn des Volkes hätte bei dieſem Herzen Liebe gefunden, wenn er ihr früher begegnet wäre als jener. Darum aber gerade muß auch dieſe Geſinnung immer verbreiteter, immer mehr wachgerufen werden in den Herzen, damit wir nicht ewig die Entbehrenden bleiben; damit, wenn wir Gefühl und Sinn für die heilige Schönheit einer höheren Natur haben, wir frei zu ihr aufſtreben und uns ihrer würdig machen dürfen und auf den Erfolg hoffen können. Alles, alles, auch die eigenen Schmerzen müſſen ja dazu dienen, uns nur mehr zu befeſtigen in unſerer Arbeit, damit unſer Schaden den geliebten andern, denen, die nach uns kommen, zum Nutzen werde."

Das Jahr Achtundvierzig war dahin mit ſeinen Hoffnungen und Schmerzen, der verhängnisvolle Frühling Neunundvierzig auch; die Revolution in Baden und der Pfalz war vorüber; Pulver und Blei taten dort ihr Richteramt. Die Führer der Demokratie waren zerſtreut, wenn ſie nicht ſo unglücklich geweſen waren, in die Hände ihrer Feinde zu fallen; eigentlich ihrer Brüder und Mitbürger.

Unſer junger Freund zog inſtinktmäßig ſeine Geſchäftsbahn auf und ab; aber in ſeinem Herzen brütete ein dumpfer heißer Schmerz. Niemand mehr wie er konnte die Veränderung der Zuſtände bemerken. Da zogen keine froh begeiſterten Scharen mehr in Siegeshoffnung hin und her, da flatterten keine Fahnen, tönten keine Lieder mehr, da war nicht mehr der Geiſt des Volkes vorherrſchend in allem. Die Klaſſen waren wieder geſchieden wie früher. In vornehmem Behagen wiegten ſich die Reichen in den Kiſſen der erſten Klaſſe und freuten ſich, daß die vorübergehende unſinnige Erregung ſo bald beendet ſei und mancher aus Baden zurückgekehrte Leutnant erzählte von ſeinen Heldentaten und von den Greueln der

Demokratie. Schüchtern und ſtumm ſtand das Volk wieder in ſeiner vierten Klaſſe im ſcharfen Windzug und kein freies Wort, kein begeiſterter Zuruf ertönte mehr von irgendeiner Lippe.

Eines Tages ſah unſer junger Freund, der in bitteren Schmerzen ſich in ſich ſelbſt verſchloſſen hatte und nur ſtumm ſeiner Amtspflicht genügte, eine ſchwarz gekleidete Dame, von einem langen Trauerſchleier verhüllt, dem Bahnzug, der von Köln kam, entſteigen und, da ſie hörte, daß der Zug eine Stunde in Minden halte, einen einſamen Pfad einſchlagen, der ſie von der Menge der Reiſenden entfernte, um ſich etwas zu ergehen.

Des Jünglings Herz ſchlug laut, denn die Geſtalt und die Stimme hatten ein unvergeſſenes Bild in ihm wachgerufen; er folgte der einſamen Fußgängerin, unwiderſtehlich angezogen, und da ſie, nun im Freien und allein ſich glaubend, den Schleier zurückzog und zugleich den Kopf ein wenig wandte, erkannte er ſogleich, daß ſeine Ahnung ihn nicht betrogen hatte.

Er eilte auf ſie zu, ſie zu begrüßen und erſchrak faſt, als ihn der tiefe Schmerzensblick der einſt ſo heiter glänzenden Augen traf. Eine furchtbare Veränderung war hier vorgegangen. Eine jugendliche Blüte war geknickt vom rauhen Sturm der Zeit; wo einſt die wahre Freiheit in reinſter Schrift ihre unſterblich ſchönen Zeichen eingeſchrieben, wo eine ganze Zukunft von Hoffnung und Sieg zu leſen war, da ſtand jetzt in ernſten Zügen ein furchtbares tragiſches Schickſal verzeichnet, ein Schickſal, das für den einzelnen wie für die Nationen das Weltgericht iſt, indem es die Naturen erprobt und ſcheidet; wer dem Geiſte angehört und ſeine Macht in ſich wachſen fühlt, hinaus über die Grenzen der Zeit, der wird zur Rechten eingehen in Kraft; wer aber zu ſchwach war und nicht den Geiſt höher hielt als alles andere, nun, der iſt gerichtet und wird vernichtet.

Erſchüttert ſtand der Jüngling vor der bleichen eingeſunkenen Geſtalt. Sie ſah ihn lange fremd an und dann flog über ihr Antlitz, indem ſie ihn erkannte, ein leiſes Lächeln, das

gleich dem ſchmerzlichſten Ernſt Platz machte. Sie wollte an ihm vorüber, wie um jeder menſchlichen Nähe zu entfliehen, aber der ſtumme tiefe Anteil in des Jünglings Zügen, der eigene tiefe zerſtörende Schmerz, der dort zu leſen war, hielt ſie feſt; es war einer jener Augenblicke des Erkennens, der plötzlich die feſte Rinde des Herzens ſchmilzt und aus der Welt des Unverſtandes und der Liebloſigkeit, welches die vom Geiſt abgewendete Welt iſt, zwiſchen zwei echten Menſchen das echte menſchliche Verhältnis herſtellt; ſolcher Augenblicke gibt es wenige, aber ſie ſind voll göttlichen Inhalts und wiegen Jahre eines bloß vegetierenden Lebens auf.

„Ich wundre mich nicht, daß Sie mich erkannt haben," ſagte ſie, indem ſie ihm die Hand reichte, „denn Sie haben auch gelitten, das ſeh' ich in Ihrem Geſicht, und die unglücklichen erkennen ſich ebenſo ſchnell wie die glücklichen Geſinnungsgenoſſen. Seit wir uns nicht ſahen, ſind ſchwere Verhängniſſe über uns dahingezogen und ich darf nicht klagen bei ſo unermeßlich großen gemeinſamen Schmerzen, daß mich das Schwerſte, das Schrecklichſte traf, was mich treffen konnte."

Ihre Stimme brach bei dieſen Worten und ſchwere Tränen fielen aus ihren Augen.

„Wenn es nicht noch einen größeren Schmerz gäbe als den eignen," erwiderte der junge Mann, „dann würde ich nicht wagen, Sie zu fragen, was geſchehen iſt. Jetzt aber ſagen Sie es mir, auch ich werde damit ganz unglücklich, denn bei allem Schmerz, den ich um das Leiden der Welt trage, war der Aufblick zu Ihrem Glück mein Troſt. Ich habe Sie nie vergeſſen."

Das Mädchen ſah ihn an, er ſah ſo edel, ſo männlich und ſo tief traurig und teilnehmend aus, daß ſie erwiderte: „Mein Geſchick iſt ein Teil des großen Völkerleidens, mein Verluſt iſt auch ein Verluſt, ein unnennbarer, für unſer Volk. Dort, in Baden, da kämpfte auch er, von dem ich Ihnen einſt in Stolz und Glück des Herzens erzählte, mit in den Reihen des Volkes; er wurde gefangen und nun haben ſie ihn, den Hohen,

Herrlichen, der in Jugendkraft, in ſtolzer Manneswürde, vor ſeinen Richtern unerſchrocken die Treue gegen ſein Prinzip bekannte, ſie haben ihn —"

Sie konnte es nicht vollenden. „Erſchoſſen?" fragte der Jüngling ganz leiſe.

Sie nickte bejahend und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Beide waren eine Weile ſtumm. Dann richtete ſie ſich auf, immer höher, und mit immer feſterer Stimme, indem ſie ſprach, erzählte ſie ihrem Zuhörer, wie ſie auf die Nachricht von der Gefangennehmung ihres Freundes ſich durch keine Vorſtellungen habe bewegen laſſen, zurückzubleiben und zu ihm gereiſt ſei. „Was war mir in dieſem Augenblick, was die Sitte nennen, die ſogar das höchſte Gefühl in die Schranke ihrer Vorſchrift zwängen? Die höchſte, einzige Sitte in dieſem Moment war: ihn noch einmal zu ſehen, zu ſeiner Rettung alles zu verſuchen, und wenn es nicht ginge, in den letzten Augenblick ihm den göttlichen Troſt der Liebe einzuflechten. Die Rettungsverſuche ſcheiterten, ich habe die Menſchen von furchtbaren Seiten dabei kennen gelernt — nur ihn noch einmal zu ſehen, ward mir vergönnt. Es war eine Stunde, wie ſie feſſelloſe Geiſter im Glanz der vollendeten, freien, höchſten Liebe feiern; in dieſem Glanz iſt er dahingegangen, kraftvoll, unerſchrocken wie ein Held, wirklich den Tod überwindend. Für den Geiſt, der ein Teil des ewigen Gedankens, dem er ſich wieder gab, brauchte er keinen Troſt, und ſogar für ſein vergoſſenes Blut hatte er die tröſtende Gewißheit, daß es mithelfen wird, die Erde fruchtbar zu machen für den Samen der Freiheit, da ſie denn einmal aus Blut aufgehen muß. So habe ich ihm wenigſtens den Schmerz abgenommen, der iſt nun mein allein; und ſo wie ich ihm verſprach zu leben, ſo werd' ich auch aus dieſem Schmerz eine Frucht ziehen, die ſeiner würdig ſei."

„Und wofür wollen Sie leben?" fragte der Jüngling.

„Wofür?" ſagte ſie, indem eine plötzliche Röte über ihre bleichen Wangen flog. „Für die Rache, die Rache in ſeinem Sinn! Was iſt die Rache des Unſterblichen am Sterblichen,

des Ewigen am Vergehenden? Eben es ſelbſt, ſein Daſein. Der Geiſt rächt ſich an dem Geiſtloſen dadurch, daß er lebt, daß er in ewiger Jugend, in nie veraltender Schöne ſich fort und fort erzeugt in der Erſcheinung, während das, was ihn leugnete und von ihm ſich wandte, altert, ſtirbt und vergeht. Meines Freundes hohes innerſtes Leben in mir fortſetzen und ausbilden zur Vollendung, es ergießen in viele andere junge, warme Herzen, das ſei mein Werk, um deſſentwillen ich noch leben will. So räch' ich ihn an denen, die ihn vernichten zu können meinten, ſo iſt er unſterblich, den ſie töten wollten, ſo wirkt er fort für das heilige Werk der Freiheit, dem ſein Leben geweiht war und keine Macht der Welt kann ihn daran hindern.

O! über die armſelige Kurzſichtigkeit derer, die die Geſchichte nicht kennen. Als wenn das Blut der Märtyrer je umſonſt gefloſſen wäre! Als wenn es nicht immer vielmehr den Boden nur fruchtbarer gemacht hätte für die Saat. Und das iſt das Göttliche des Weltgerichts, daß das Geiſtloſe ſich ſelbſt vernichtet, während es zu töten meint und daß kein anderes Gericht an ihm vollzogen wird als durch ſich ſelbſt."

Sie hatte ſich hoch aufgerichtet; ihr Antlitz war in dem Augenblick von höherer Schönheit umfloſſen als je. Sie glich der Göttin der Geſchichte, die, in der Hand die unerbittlich ſtrenge Wage, die Geſchlechter der Menſchen richtet nach ihrem eigenen Wert. Die Zeit war um, ſie mußte fort. Sie zog einen Handſchuh ab, an der Hand glänzten zwei Ringe, der eine war ein Verlobungsring, den andern nahm ſie ab, reichte ihn dem Jüngling und ſagte: „Er iſt von ihm. Sie ſind der erſte echte Menſch, der mir auf meinem ſchweren Heimweg begegnete, tragen Sie ihn und nie errege ſein Anblick Ihnen den Vorwurf, ein treuloſer Sohn des Volkes und der Freiheit geweſen zu ſein!"

Fort rauſchte der Zug. Nun bringt ſie keiner wieder; der junge Mann aber wird nie bei dem Pfande zu erröten brauchen.

Dieſe Geſchichte erzählte mir der Eiſenbahnkondukteur.

II.

Von Köln bis Brüſſel.

Als wir frühmorgens von Köln abfuhren und uns in einem Wagen der zweiten Klaſſe behaglich eingerichtet hatten, erſcholl auf einmal von außen des Kondukteurs unerwünſchter Ruf: „Hier iſt noch Platz," und herein ſchob ſich ein Frauenarm mit einem kleinen engliſchen Hund darauf. Ehe noch, demſelben folgend, etwas anderes ſichtbar wurde, erhob jemand aus meiner Reiſegeſellſchaft Einſpruch gegen den Hund, den man im Perſonenwagen zu dulden nicht verpflichtet ſei. Eine ſanfte Stimme aber erwiderte in faſt bittendem Tone: daß der kleine Hund ſo gut gezogen und ſo ſtill ſei, daß er gewiß nicht ſtören werde, und zugleich folgte dem Arm eine ältliche Frauengeſtalt mit bleichem kummervollen Antlitz, das aber noch die Spuren großer Schönheit und den Ausdruck tiefer Milde und Güte trug.

Die Proteſtierende verſtummte und die Frau mit ihrem Hund ſetzte ſich zu ihr und mir.

Es dauerte nicht lange, da waren wir im Geſpräch mit der Frau, in Freundſchaft mit dem kleinen Hund, meine Freundin voll Reue über ihren Proteſt, wir beide ganz hingegeben dem Intereſſe für das Schickſal eines menſchlichen Weſens, ſo daß darüber die Naturſchönheiten, welche die Eiſenbahnfahrt von Köln bis Brüſſel ſchmücken, namentlich auf der Strecke von Aachen bis Lüttich, unſere Blicke nur flüchtig anzogen, wodurch es uns denn wieder aufs neue klar ward, daß die Krone der Schöpfung doch immer der Menſch bleibt und daß nichts das Herz ſo warm ſchlagen macht als ein menſchliches Schickſal, noch dazu, wenn es Bezug hat auf die Schickſale einer Nation.

Unſere neue Bekannte machte ſchon durch ihre äußere Erſcheinung einen ergreifenden Eindruck. Die ältliche Frau war ſo ärmlich gekleidet, daß es eben eines ſo warmen Sommerreiſetags bedurfte, um einem nicht das Gefühl zu geben, als müßte man ſie gegen Kälte ſchützen. Ein großer alter

Reiſebeutel, ein Regenſchirm und ihr Hund ſchienen ihre einzige Habe zu ſein. Dabei trug ihr Geſicht und Weſen Spuren beſſerer Gewöhnung; ihre Jugend war vielleicht an ſorgenfreien, glücklichen Tagen reich geweſen, nun aber lag über ihrem Alter, über ihren bleichen feinen Zügen, in dem ſchmerzvollen Lächeln ihres Mundes das Schickſal der Verbannten, der traurige Hauch des Exils. Sie war eine Polin.

Lange Jahre trennten ſie ſchon von dem Vaterland. In England hatte ſie mit ihrem Mann und dem einzigen Sohn eine Freiſtatt gefunden. Der Sohn war in einem Kolleg erzogen worden, hatte eine ungewöhnlich frühe Reife gehabt und war mit achtzehn Jahren ſo ausgezeichnet und fähig geweſen, daß er eine Lehrerſtelle annehmen konnte, die ihm und den Eltern Lebensunterhalt gewährte.

Aber das Kind der Verbannten hatte durch übergroße Anſtrengung für die Lebensmöglichkeit auf fremder Erde den Keim des Todes in ſich gelegt und im zwanzigſten Lebensjahre ließ er die Eltern im Exil kinderlos zurück. Eine Träne zitterte in den blauen, milden Augen, als ſie dies erzählte und dann, ſich zu ihrem Hündchen wendend, fügte ſie hinzu: daß dieſes kleine Tier nun ihr einziger Freund und ihr Pflegekind geworden, daß ſie ihn Amico genannt hätten und daß er ſehr treu und ſanft ſei. Er geriete nur in Wut, wenn ſich ihr jemand unfreundlich nähere oder gar ſie anrühren wolle; dann fahre er auf die Menſchen los und beiße und ſei gar nicht zu beruhigen. — Nach dem Tode ihres Sohnes waren ſie nach Paris gezogen, ihr Mann und ſie; ſei der erſtere dann ausgegangen, ſo habe er öfters eine Kleinigkeit, ein Stück Kuchen oder dergleichen für ſie gekauft, es Amico um den Hals gehängt und ihn zu ihr zurückgeſchickt, der dann auch immer richtig damit angekommen ſei.

Wie ſehr intereſſierten wir uns nun für Amico und ſuchten uns ſeine Freundſchaft zu erwerben und freuten uns an dem Aufblick ſeiner treuen Augen, wenn er die alte liebe Frau anſah.

Auf unſere Frage, wie es denn komme, daß ſie nun allein

reiſe und daß ſie in Deutſchland geweſen ſei, vertraute ſie uns an: daß ihr Mann in der Pfalz mitgekämpft und ſie währenddeſſen in Frankfurt gelebt habe; nun habe er, nach Beendigung des Aufſtandes, ſich wieder nach Paris geflüchtet und ihr geſchrieben, ſie möge kommen. Sie erzählte uns dies erſt, als ein Ehepaar, das früher mit in dem Wagen geſeſſen hatte, geſchieden war, denn ſie ſagte, ſie ſei tags zuvor ſchon mit ihnen gereiſt und habe wohl gemerkt, daß der Mann ein arger Reaktionär ſei. „Wir Polen aber haben zu traurige Erfahrungen gemacht, um nicht vorſichtig geworden zu ſein."

Daß ſie u n s kühn vertrauen konnte, ſah ſie wohl, und ſie erzählte uns von ihren Landsleuten, die jetzt in Ungarn kämpften, von Dembinſki, Bem u. a.; dann von Ludwig Mieroslawſki, den ſie von allen Anſchuldigungen freiſprach, die man verächtlicherweiſe jetzt, da ihn das Glück verlaſſen, auf ſeinen Charakter zu häufen ſuchte. Sie kannte ihn von Jugend auf und hatte ihn ſtets als einen Ehrenmann gekannt. Endlich erzählte ſie von ihrem Mann, wie er, doch ſchon ein alter Mann, nie zurückbliebe, wo es gelte, für die Freiheit zu kämpfen. „Ja," ſagte ſie, „überhaupt die Polen ſind die Vorkämpfer der Freiheit allerorten und opfern ſich ihrem Dienſte auf, für welches Volk es auch ſei. Wären die Deutſchen nur halb ſo entſchloſſen, ſo todesmutig, ſo ſtände es anders um Deutſchland und um Polen."

An der belgiſchen Grenze, wo wir unſere Billetts vorzeigen mußten, ergab es ſich, daß nur das Perſonenbillett der alten Frau bis Brüſſel gültig war, aber nicht das des Hundes und daß ſie für dieſen ein neues löſen mußte.

Ein tiefes Erſchrecken malte ſich auf ihren Zügen und ſie bat: ob es nicht möglich ſei, den kleinen Hund, da wir alle damit einverſtanden ſeien, ſo, ohne weitere Bezahlung, bei ihr zu laſſen. Es wurde aber nicht geſtattet; der Kondukteur erklärte ziemlich beſtimmt, daß das nicht anginge, daß ſie bis Brüſſel fünfundeinhalb Franken bezahlen und von Brüſſel bis Paris ein neues Billett für ihn löſen müſſe. Sie zog einen alten kleinen Geldbeutel hervor, der nur ſehr

geringen Vorrat zu enthalten ſchien, vielleicht nur eben ihr Reiſegeld bis Paris, und zahlte die verlangte Summe. Aber unbeſchreiblich ergreifend war der Ausdruck der Sorge in dem bleichen Geſicht und der Schmerz, mit dem ſie den kleinen Liebling anſah, der, nichts ahnend von der Bedrängnis, deren Veranlaſſung er war, unter dem dürftigen Mäntelchen, das ſie umgab, mit Schutz ſuchte.

„Fünf Franken!“ wiederholte ſie immer von neuem, wenn irgendein anderer Gegenſtand des Geſpräches ihre Sorge unterbrochen hatte. „Fünf und einen halben Franken bis Brüſſel und von da bis Paris vielleicht ebenſoviel, oh oui, je le dis toujours, un chien est trop cher pour l'émigration; non, pour les émigrés il ne faut point de chien.“ — Und dann ſchüttelte ſie den Kopf und zog ihr kleines Beutelchen hervor und überrechnete ihre geringe Barſchaft und ſteckte es ſeufzend wieder ein und Tränen hingen an ihren Wimpern. „Und glauben Sie wohl, lieber Herr,“ ſagte ſie zu meinem alten Reiſegefährten, „daß, wenn ich nun nicht bezahlen kann, man mir den Hund nehmen und ihn draußen auf der Straße laſſen wird?“ Und als mein Begleiter es bejahte, drückte ſie Amico voll Schmerz an ſich und vermochte kein Wort mehr zu ſagen.

Wir ſahen uns alle mit einem Blick der Verſtändigung an, derſelbe Gedanke flog uns allen zu und ich konnte es kaum ertragen, ihr nicht gleich die Gewißheit der Hilfe zu geben und ſie noch länger leiden zu ſehen. O! in den einfachen Worten: „un chien est trop cher pour l'émigration,“ welch eine Fülle von Schmerz, welch eine Reihe von Gedanken an die Schickſale eines ganzen Volkes! Ach, und nicht mehr an dies Volk allein. Wandern ſie jetzt nicht auch hinaus, die Söhne deutſcher Erde? Flüchtige, Verbannte, weil ſie nicht bloß reden wollten von deutſcher Einheit und Freiheit, ſondern ſie verwirklichen wollten um jeden Preis! Freilich ſind nicht alle würdige Söhne der Freiheit geweſen und der Egoismus hat ſo gut ſeine Vertreter unter ihnen gehabt wie unter der Gegenpartei — aber iſt das eine weiſe Heil-

methode, die dem kranken Körper einen Teil ſchlechter Säfte entzieht, aber zugleich auch die edelſten, beſten Säfte mit entfliehen läßt, ſtatt daß ſie ſuchen ſollte, die ſchlechten in gute Säfte zu verwandeln und ſo dem ganzen Körper die Kraft zu erhalten? Um ſo mehr, da es doch die Schuld des leitenden Willens iſt, wenn ſchlechte Säfte im Körper ſich erzeugen, denn das iſt ein Beweis, daß der leitende Wille nicht nach den Geſetzen der Vernunft regiert und dem Körper Dinge zumutet, die der Geſundheit ſchaden und böſe Wirkungen hervorbringen. Ach, was ließe ſich darüber alles ſagen. Aber das Sagen iſt unnütz, denn jeder, der es wiſſen *will*, der weiß es, und nach den Erlebniſſen der zwei letzten Jahre iſt keine Täuſchung mehr möglich. Der Abſolutismus hat ſeine Natur klar gezeigt und nur die Fanatiker ſehen ſie nicht, die andern *wollen* nicht ſehen und wiſſen auch wohl warum. Aber der Abſolutismus ſieht nur ſeinen kurzen egoiſtiſchen Zweck; er weiß nicht, daß er eine treibende Kraft in der Weltgeſchichte iſt, die dazu dient, das große Werk der Befreiung und Vergeiſtigung des Menſchengeſchlechts zu fördern, indem ſie die ſchlummernden Kräfte des Gegenſatzes weckt und zur Tat anſpornt; daß er zum großen Kulturzweck des Ganzen nur ein Mittel iſt, das in tauſend Splittern auseinanderfliegt, ſobald die abſtoßende Kraft frei wird, die in ihm gebunden lag, durch die Erſchütterung, die die reif gewordene Idee der Freiheit in den Völkern veranlaßt.

In Mecheln hielten wir und erquickten uns mit Speiſe und Trank in der Reſtauration des Bahnhofes. Dieſe Reſtaurationen ſind in Belgien ſehr gut und bieten dem Reiſenden wirkliche Erholung. Als wir darauf wieder in unſern Wagen ſtiegen, ſah ich, wie unſere alte Freundin totenbleich geworden war und, unter dem Vorgeben, daß ſie plötzlich unwohl ſei, auch ausſtieg, um ſich an der Luft zu erholen. Ich ſah ihr nach, bemerkte aber, daß ſie immer bleicher wurde und ſich halb ohnmächtig an einen Pfeiler lehnte. Mir fuhr es wie ein Blitz durch den Sinn, daß ſie vor Hunger und Entkräftung elend ſei. „Raſch ein Glas

Wein," bat ich meinen Begleiter und richtig, ſo war es. Die lang entbehrte Stärkung rief die Farbe wieder auf ihre Wangen, ſie erholte ſich und ſtieg wieder zu uns ein.

Ach, dieſen Schmerzensanblick der alten Frau, die nicht einmal ihren Hunger ſtillen konnte auf dem neuen Wege der Verbannung in der Verbannung, der ſie dem Gatten, dem Schuldigen, der für die Freiheit gekämpft, wieder zuführen ſollte — dieſen Schmerzensanblick werde ich nie vergeſſen.

Wenn denen, die ihres Volkes Kinder zum Exil zwingen, nur e i n ſolch bleiches Antlitz einer Verbannten vorſchwebt in ihrer Sterbeſtunde, in der endlich der betäubende Weihrauch der Schmeichelei und Lüge um ſie her zerrinnt und ſie mit ſich als Menſch allein bleiben, wie traurig muß dann dieſe letzte Stunde ſein, in der ſie nun ſelbſt, eingehend in die Unſterblichkeit der Geſchichte, verbannt werden in das Exil der für ewig Verurteilten, denen Völkerglück anvertraut war und die es zerſtörten anſtatt es zu ſchaffen; anſtatt die ihnen gegebene Erde umzuwandeln in einen Wohnplatz freier, ſelbſtbewußter, ſich einander ebenbürtiger Geſchöpfe; die nur Luſt hatten am niedrigen Götzendienſt, den man mit i h n e n trieb, anſtatt die Götterluſt des Schöpfers ſich zu bereiten: ſeine eigene herrliche vollendete Natur in einem Ebenbilde zu ſpiegeln, das gut ſei wie er.

Als wir in Brüſſel ausſtiegen, um dort zu bleiben, hatte die Stunde des Abſchieds geſchlagen, denn unſere Freundin ging gleich weiter, um am nächſten Morgen in Paris bei ihrem Mann zu ſein. Wir nahmen einen innigen Abſchied von ihr und baten ſie dann, uns zu erlauben, für das Weiterkommen von Amico, den wir ſo ſehr lieb gewonnen hätten, bis Paris zu ſorgen.

Ohne Zögern, mit dem edlen Selbſtgefühl unverſchuldeter Armut, aber mit ſtrömenden Tränen, die teils wohl dem bitteren Gefühl des Unterſtützung-nehmen-Müſſens, zum größeren Teil aber gewiß der dankbarſten Rührung und dem ſchönſten menſchlichen Empfinden entfloſſen, nahm die liebe Frau unſere Gabe an. Sie behielt keine Zeit zum Danken,

denn der Zug ging fort, nur ein ſeelenvoller Blick und ein: „oh! je ne vous oublierai jamais“ erreichten uns noch, ſo wie wir ihr Grüße nachriefen für ihren Mann, den wir nicht kannten und der uns doch ſo nah war wie ein Freund; denn die gleiche Geſinnung verbindet ſchnell das Fremde zum Nächſten.

Und auch wir ſtanden tränenden Auges auf dem Bahnhof und hatten gar keinen Eindruck davon, daß wir in Brüſſel, in der Hauptſtadt Belgiens, bei neuen, unbekannten Dingen waren. Wir dachten nur an ein Menſchenantlitz voll Milde und Würde, an ein Herz, das in der Verbannung, unter dem Druck der Verhältniſſe und der Ungerechtigkeit der Welt, nicht bitter und hart geworden, ſondern voll milder Schonung für ſeine Feinde, voll ausſchließlicher Liebe für die Freiheit und ihr göttliches Recht auf Erden und voll Glauben an ihren Sieg geblieben war, ob es gleich ſelbſt unter der Unterdrückung derſelben litt.

Kurz, der Charakter dieſes Tages und ſein ſchönſtes Schickſal war nicht Belgien, die ſchöne Eiſenbahnfahrt, Brüſſel — ſondern die Verbannte und ihr Hund.

III.

Brüſſel.

Noch aber war ein ſchönes Stück Nachmittag und Abend übrig, und nachdem wir uns im Gaſthof etwas erholt hatten, gingen wir, einen Überblick über die Stadt zu gewinnen. Ich kannte Brüſſel ſchon von früher und wollte mir nun den Eindruck des Ganzen erneuern.

Und Brüſſel iſt eine Stadt, die einen wirklichen Eindruck macht. Sie enthält zwei Teile mit einem durchaus verſchiedenen, charaktervollen Ausſehen; der eine: die Vergangenheit in ſchönſtem unvermiſchten Geſchmack zurückrufend, der andere: edel und reinlich modern. Beide Teile haben aber nicht allein dieſen äußern Charakter, ſondern ſie haben auch eine Geſchichte, große denkwürdige Erinnerungen. Und da-

durch bekommt eine Stadt doch erſt ein lebendiges Intereſſe. Eine ſchöne Gegend mag uns rühren durch den ſtillen Zauber der Formen, Linien, Farben; aber wo Menſchen wohnen, muß Entwicklung ſein, wir müſſen wiſſen: hier ward geſtrebt, gekämpft, geſiegt; dieſe Mauern haben ein hiſtoriſches Antlitz und vor dieſen ſtummen Zeugen ſiegte einſt ſchon ein Prinzip; natürlich unſer Prinzip, das Prinzip der Zukunft; denn in keinem Streit der Erde hat dieſes nicht doch zuletzt geſiegt, wenn es zuerſt auch anſcheinend unterlag.

Wir beſuchten zuerſt die Gudulakirche. Die Faſſade iſt und bleibt gewiß eines der ſchönſten Denkmale gotiſcher Baukunſt. Man iſt eifrig damit beſchäftigt, ſchadhafte Teile zu reſtaurieren, ſchlägt aber dabei den gewöhnlichen Weg ein, das ehrwürdige dunkle Grau der Vergangenheit mit neuer Farbe zu bemalen und ſo dem Gebäude einen großen Teil ſeines impoſanten Äußern zu nehmen, denn dieſes Grau der Jahre gehört nun einmal dazu, wie der Bau ſelbſt in das Mittelalter gehört und in unſerer Zeit nicht mehr gedacht und ausgeführt werden könnte.

Auch das Innere der Kirche hat durch den neuen hellen Anſtrich verloren, wiewohl die ſchönen Verhältniſſe des Gewölbes noch immer hervortreten. Nur wird die Einheit des Eindrucks geſtört durch die unzähligen Fahnen und Bilder und Heiligen aus Holz und Lappen, die ringsumher ausgeſtellt ſind.

Die Kirche enthält aber einige ſchöne Denkmäler, ſo u. a. das des Grafen von Merode, der in der Revolution von 1830 ſich an die Spitze der Bürger geſtellt hatte und für die politiſche Freiheit ſeines Volkes kämpfte. Auf geſchmackvoll verziertem Piedeſtal ruht die kräftige Männergeſtalt Merodes, den Oberkörper halb aufgerichtet; in ſeinen edlen ariſtokratiſchen Zügen liegt das Bewußtſein, daß die Ariſtokraten nur dann wahrhaft Ariſtokraten ſind, d. h. die Beſten (ariſtos heißt der Beſte), wenn ſie mit Einſicht, Kraft und Mut den andern vorangehn, ſich an die Spitze ihres Volkes ſtellen und ſein Recht verteidigen. Dieſes Bewußtſein überwindet den Tod in den Zügen des gefallenen Helden und macht ſie leuch-

ten von Schönheit und Manneswürde. — Schon früher hatte mir dies Denkmal einen tiefen Eindruck gemacht; derſelbe erneuerte ſich jetzt mit vielen neuen Betrachtungen, die das traurige Reſultat lieferten, wie wenig ſolches Bewußtſein in der jüngſten Vergangenheit in Deutſchland heimiſch geweſen.

Der nahende Abend nötigte uns, die Kirche zu verlaſſen, um noch beim Tageslicht einiges zu ſehen. Zuerſt den Rathausplatz, der gleich der Gudulakirche, ein ſchönes Stück Mittelalter darbietet; ein ſo ſchönes und vollkommenes, wie wohl wenige Städte aufzuweiſen haben. Das Rathaus mit vollendet ſchöner, prächtiger gotiſcher Architektur, mit ſeinem ſchlanken, reich geſchmückten Turm, St. Michel, auf deſſen Spitze die Statue des Engels ſteht, von dem er den Namen trägt. Gegenüber das Haus der Grafen Egmont und Hoorne, mit ebenfalls geſchmückter Faſſade und bibliſchen Sprüchen in großen goldenen Buchſtaben verſehen. Ringsumher Häuſer in beſtem Geſchmack des Mittelalters, zum Teil mit großer Sorgfalt erhalten und zwiſchen dieſem allen die Phantaſie, ſchnell bereit, die Gräber der Vergangenheit zu öffnen und dieſe ſchweigenden Mauern mit Geſtalten zu füllen, die ihrer Zeit angehören und mit denen zuſammen ſie erſt lebendig werden. Auf dieſem Platz, in dieſen reich geſchmückten Häuſern wohnte einſt der reiche mächtige Adel Flanderns: die kräftigen, ritterlichen Männer, die ſchönen Frauen, die des Malers Pinſel der Nachwelt erhalten hat.

Ihnen und ihrer edlen Unabhängigkeit trat die ſpaniſche Gewalt gegenüber, mit ihren Söldlingen, mit ihrem fanatiſchen Glaubenseifer. Hier glaubte ein Alba ein freiheitsſtrebendes edles Volk durch die Mordbeile ſeiner Henker einſchüchtern und zu Sklaven machen zu können. Von den Fenſtern dieſes Rathauſes ſchaute er wohl mit eiſerner, ungerührter Stirn zu, als die edlen Häupter Egmonts und Hoornes auf dem Schafott fielen, und wähnte nun: er habe in den Führern der Idee der Freiheit den Lebenskeim abgeſchnitten. Armſelige Täuſchung! In Egmonts brechendes Auge leuchtete ſicher ein

Strahl der Zukunft, der ihn und alle, die ihm folgen, im Siegesglanze zeigte, die Albas aber, die Diener der Knechtſchaft, als die Beſiegten.

Und ſiehe da! als wir von dem Rathausplatz zu der Place des Martyrs gingen, da ſtand ja ſchon der Beweis, vom Abendrot umfloſſen, von Albas Täuſchung und die Erfüllung von Egmonts letztem Prophetenblick in die Zukunft.

Auf einem von wenigen großen, einfach ſchönen Gebäuden umgebenen Platz erhebt ſich das würdige Denkmal der im Befreiungskampfe 1830 gefallenen Söhne des Volkes. Hier ruhen ſie in der Mitte ihrer Mitbürger, für die ſie den Genuß politiſcher Freiheit und Entwicklung mit dem Leben erkauften, in ſchönen, kühlen, wohlgemauerten Grüften, zu denen Stufen hinab- und ein ringsumherlaufender Säulengang hineinführen. Auf dem rings von den Grüften eingeſchloſſenen freien Platz ſteht das Piedeſtal, das, in ſchöner Verjüngung bis zur Spitze, die Figur der Geſchichte trägt, welche die Namen der gefallenen Helden in ihre unſterblichen Blätter ſchreibt. Das Piedeſtal iſt an den vier Seiten mit Hautreliefs geſchmückt, deren vorderſtes die Siegesgöttin darſtellt, wie ſie den Siegern den Preis, den unverwelklichen Kranz, erteilt. Das zweite ſtellt den Grafen Merode dar, wie er, auf der Schwelle des Rathauſes ſtehend, die heranſtürmenden Bürger beruhigt und ſich an ihre Spitze ſtellt. Das dritte zeigt die Einweihung der Gräber der Vaterlandskämpfer durch die Geiſtlichkeit Brüſſels; wunderſchöne, tief bedeutſame Gruppen im Vordergrund; die Geiſtlichkeit, die damalige proviſoriſche Regierung, unter andern der Bruder des gefallenen Grafen Merode, im Hintergrund. Das vierte endlich zeigt eine Kampfſzene, wo das Militär, der beſoldete blinde Gehorſam, der Stärke der Freiheitsbegeiſterung von Bürgern, die für ihr Heiligſtes kämpfen, weicht.

Vorne, unter der Statue, ſteht als einzige Inſchrift mit großen goldnen Buchſtaben: patria. Über den Grüften, zu beiden Seiten des Karrees, das die Statue trägt, befinden ſich wohlgepflegte kleine Gärten mit ſchönen Blumen.

Über der ganzen Stätte ruht ein unbeſchreiblicher Frieden. Die weiße Farbe der Häuſer und des Monuments bloß mit dem friſchen Grün dazwiſchen, die einfach ruhigen Linien des Ganzen geben einen unübertrefflichen Charakter von Ruhe und Harmonie. Und als wir den Platz betraten, ſchwebten am Himmel ſchon leuchtend rote Wolken des Sonnenunterganges und warfen ihren Widerſchein auf dieſe geweihte Stätte, ſo daß etwas Verklärtes über dem Ganzen lag und die Stimmung erhöhte, die dieſes Denkmal in uns hervorrufen mußte.

Wir, die wir mit zerriſſenem Herzen das geliebte Deutſchland verlaſſen hatten, das den Preis ſeiner Kämpfe, ſeines Ringens nicht davongetragen, wie mußte es uns ergreifen, als dieſes einfache Patria uns entgegenleuchtete. Dieſer große würdige Dank des Vaterlandes an ſeine gefallenen Söhne, dieſes ehrende Zeugnis, daß ſie nicht umſonſt gefallen, daß auf der Erde, die ſie mit ihrem Blut getränkt, nun die ſolide Baſis einer folgerechten Entwicklung zur Freiheit gelegt ſei, wie mußte es uns mit ſchmerzlichem Erinnern erfüllen an jenen Friedrichshain, wo die verſtohlene Liebe nur leiſe hinzieht und die einſamen Gräber mit Blumen ſchmückt; an die vielen andern Stätten, wo unſeres Volkes Blut gefloſſen, über denen kein Denkmal der Anerkennung ſteht und es bezeugt, daß der Preis, für den es floß, errungen ſei.

Vielleicht war es der feuchte Glanz, der unſer Auge, von all dieſen Empfindungen erregt, füllte, der uns das Ganze in einem noch ſchöneren Licht zeigte; aber das Denkmal iſt auch wirklich ſchön; ſehr edel gedacht und würdig ausgeführt von demſelben Künſtler, der das Grabmal Merodes machte. Er muß ein wahrer Künſtler ſein, da er in ſeinen Werken immer jene Seele der Kunſt zu faſſen weiß, jenen elektriſchen Götterfunken, der das Herz des Beſchauers gleich ergreift und dem kritiſierenden Urteil vorgreift.

Jedenfalls verdanken wir dem Aufenthalt bei ſeinem Werke eine unvergeßliche Stunde.

Wir verließen die Place des Martyrs mit tiefbewegtem

Herzen und durchſtreiften im erregten Geſpräch noch die ſchöne Neuſtadt mit ihren weißen, großen Häuſern, ihren Boulevards, ihrem Park mit den ſchattigen Gängen. Dem Park gegenüber, auf einem freien Platz, genoſſen wir den Anblick auf die tieferliegende Altſtadt, die, in bläulichen Abendduft gehüllt, zauberiſch gegen den in majeſtätiſchen Abendwolken prangenden Himmel, in den ſich der Turm St. Michel ſchlank emporhob, abſtach. Wir verſenkten uns in den herrlichen Anblick.

Brüſſel iſt es wert, Hauptſtadt eines zur ſelbſtändigen Entwicklung heranreifenden Landes zu ſein. Wohl mag den belgiſchen Inſtitutionen noch vieles abgehen. Aber ſie laſſen doch Entwicklung zu. Erſt kürzlich wurde das Wahlgeſetz erweitert, weil man fühlte, daß die politiſche Reife weit genug gediehen ſei, um den Kreis der Wähler auszudehnen. Neuere, beſſere Schulgeſetze wurden gegeben. Man ſchreitet doch alſo vorwärts, man macht wirklich einen Übergang zu größerer Freiheit durch. Der Belgier fühlt ſich als ein Mitglied des Staates und das ſtolze Selbſtgefühl wohnt auf allen Geſichtern. Die ſoziale Entwicklung liegt freilich noch zurück. Aber auch da ſind minder ſchroffe Gegenſätze; der flandriſche Adel hat ja von jeher ſeinen Beruf mehr als anderswo erkannt, an der Spitze ſeines Volkes zu ſtehen, von dem er nur ein Teil iſt. Die materielle Entwicklung iſt vorherrſchend und den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten zollt man, in ihren Vertretern wenigſtens, die hohe Achtung nicht, die ihnen in der Geſellſchaft gebührte; aber ein Volk, das vorwärts ſchreitet in Entwicklung ſeiner Inſtitutionen in materieller Wohlfahrt, welches das ſtolze Gefühl hat, daß es ſich dieſe errungenen Güter ſelbſt verdankt und, im Fall der Verſuch gemacht würde, ſie ihm zu entreißen, ſich mit ſtarker Hand verteidigen wird, dieſes Volk wird auch wohl noch die ſoziale Entwicklung erleben und Kunſt und Wiſſenſchaft als die Blüte des Lebens, auf ſeine Weiſe und ſeinen eigentümlichen Anlagen gemäß, immer mehr entfalten.

Ein Abend voll angeregter Geſpräche in einem behaglichen

Zimmer des ſchönen Hotel de l'Europe, eine Nacht voll ſtärkenden Schlafs nach den vielfachen Eindrücken dieſes Tages und am andern Morgen ein Abſchied voll Anhänglichkeit und Dank für die ſchönen Erinnerungen, die uns Brüſſel mitgab — und wir zogen, geführt von der Kraft des Dampfes, unſere Bahn weiter.

IV.

Antwerpen.

Wir durchſtreiften das helle, freundliche Antwerpen, das ſo recht behaglich im Gefühl des eigenen Wohlſeins ruht. Die breiten Straßen mit den reinen weißen Häuſern, vom ſanften Morgenlicht beſtrahlt, entſprachen dem Bilde des Behagens und Reichtums, das man ſich von dem flamländiſchen Leben aus alten Zeiten her macht.

Der Hafen und die grüne Schelde mit dem bewegten Schiffsleben eröffneten den Blick auf die Quellen, aus denen dieſer Reichtum fließt.

Die Börſe mit einem großen, viereckigen, innern Hof, von einer offenen Säulenhalle aus dem 16. Jahrhundert rings umgeben, füllte ſich unwillkürlich in der Phantaſie mit den Geſtalten reicher Antwerpener Kaufherren in der maleriſchen niederländiſchen Tracht aus Rubens' Zeit, die mit ernſter Würde hier die großartigen Geſchäfte des Welthandels abmachten, während jetzt ein freilich nicht minder eifrig dem goldenen Gewinn nachjagendes, nur äußerlich ſehr von der Poeſie verlaſſenes Geſchlecht von Nachkommen ihren Platz einnimmt. Endlich zeugten die ſchönen Kirchen und die wertvollen Kunſtſammlungen von dem würdigen Gebrauch, der hier vom Reichtum gemacht worden.

Wir betraten die Kathedrale, die, wenn man ſo viele vollendete Schöpfungen der gotiſchen Baukunſt geſehen hat wie ich, keinen überraſchenden, aber immer einen ſehr wohltätigen, großen und reinen Eindruck macht, indem ſie eines der im edelſten gotiſchen Stil vollendeten und weniger von

ſtörendem Beiwerk überladenen Gebäude iſt, als dies z. B. bei der Gudulakirche in Brüſſel der Fall iſt.

Die Kirche war auf eigene Weiſe belebt. Es wurde nämlich die Erinnerung an die Thronbeſteigung des Königs mit kirchlicher Feier begangen, zu der ſich alle Behörden, beſonders aber die militäriſchen, in großem Pompe einfanden. Das ganze Schiff der Kirche war bis zum Chor mit Soldaten angefüllt, die in doppelten Reihen auf beiden Seiten Spalier bildeten. Dicht hinter ihnen und in den Seitenſchiffen wogte die Menge, teils auf und ab wandelnd wie zu einem Schauſpiel, teils ſich auf den Betſtühlen niederwerfend und flüchtig mit den Lippen Gebete murmelnd, während die Augen umherſchweiften, die Neugier zu befriedigen.

Wir wandelten gleich den anderen auf und ab, uns des großartig ſchönen Gebäudes freuend.

Die beiden Gemälde von Rubens, zwei ſeiner berühmteſten, waren leider nicht zu ſehen; ſie wurden, und zwar von Meiſterhänden wie die des Kaiſers u. a., reſtauriert.

Da öffneten ſich die Türen des Mittelſchiffes und herein trat der Militärgouverneur von Antwerpen, gefolgt von allen Militär- und Zivilnotabilitäten. Sie wurden mit militäriſchen Ehren empfangen und die Kirche ertönte vom Geklirr und Geräuſch der Waffen, vom Hinzudrängen und Rauſchen der ſchauluſtigen Menge und zugleich von den in vollen jubelnden Melodien einfallenden Orgelklängen.

Meine Gefährten waren empört von der Weltlichkeit dieſes Schauſpiels, von dem gänzlichen Mangel an Andacht und Stille, an geiſtbewegendem Inhalt in dieſer religiös ſein ſollenden Zeremonie. Und allerdings hatte das Ganze weit eher etwas vom Markt des Lebens als von der abgeſchiedenen Stille, in der ſich die Myſterien eines Kultus feiern ſollten, der die Kirche über das Leben ſtellt.

Ich aber hatte meine eigenen Gedanken dabei und ich fühlte, daß der Katholizismus manche Punkte enthält, an welche die Neue Kirche, die Kirche der Zukunft, anknüpfen wird. Sie auch wird das weltliche Element aufnehmen in das geiſtliche,

denn ſie wird die volle Einheit des Lebens ſein. Äußere Formenſchönheit, äußere hohe und frappante Eindrücke wird ſie nicht von ſich weiſen, denn die Sinne ſind der Eingang zum Geiſt und die Begeiſterung für ewige Gedanken wird oft entzündet an dem Funken, den ein einziger Moment des äußerlich Schönen und Erhabenen in das empfängliche Gemüt wirft. Es wird uns nicht verwundern, wenn ſtatt der einfach ſtrengen Choralmelodien in Zukunft Beethovenſche Sinfonien an erhabenen Stätten rauſchen oder andere volle Lebensmelodien, denn darin wird der Kultus der Zukunft beſtehen: daß das Heilige keine abgeſonderte Stätte habe und das übrige Leben profan ſei, ſondern daß das ganze Leben heilig werde; d. h. daß es überall im Dienſt des Geiſtes und der Schönheit ſtehe und daß alles das ſchöne Wort Feuerbachs wahrmache, mit dem er ſeine Unterſuchung über das Weſen des Chriſtentums ſchließt: „Darum heilig ſei uns das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Waſſer. Amen!“

Wir beſuchten die Bildergalerie. Viele ſchätzenswerte Studien über die niederländiſche Schule ließen ſich hier machen, aber unſere Zeit war zu kurz, um ſie einer kritiſchen Unterſuchung zu weihen; ich ſuchte nur im Vorüberſchreiten ein Bild, das mich feſſeln konnte und mir einen andern als bloß kunſtgeſchichtlichen Eindruck hinterließe.

Ein ſolches fand ſich denn auch in einem Bilde von van Dyck, eine Grablegung Chriſti darſtellend. Dieſes Bild iſt durchaus im Sinne der neuen Zeit gemalt und wohl hat der geniale Künſtler, der es ſchuf, tiefer in die Wahrheit der Dinge und der Situation hineingegriffen als ſeine Zeit, wie ja denn freilich der rechte Genius immer ſchon das Weſen faßt, wenn noch die blinde Menge lange, lange nichts als die Form ſchaut.

Die Darſtellung iſt ſehr einfach menſchlich; keine myſtiſche Beimiſchung, welche die reine Empfindung der Situation trübte. In der Felſengrotte, durch deren geöffneten Eingang man hinaus ins Freie, Weite ſieht, liegt der Leichnam des Gekreuzigten; der Oberkörper wird emporgehalten und ruht

in den Armen der Maria, deren ſchmerzensreiches Antlitz gen Himmel gewandt iſt; zur Seite, ſo daß man ihr Geſicht im Dreiviertel ſieht, kniet eine zweite, jüngere weibliche Figur und drückt die kalte Hand, auf die ihre Tränen herabfallen, an ihre Lippen.

Dies iſt das ganze Bild; aber es ruht in ihm eine Fülle von Gedanken, die um ſo ſchlagender wirken, je einfacher und ungeſuchter die Wirkung iſt, da ſie wirklich nur aus der Wahrheit der Situation hervorgeht. Dieſer Leichnam, von der Bläſſe des Todes übergoſſen, erregt doch nicht einen Moment des Widerwillens wie ſo oft die abſichtlich ausgeſtellte erlittene Qual; auf ihm ruht ſanfter Frieden; eine ſchöne, edle Hülle, die den edleren ſchöneren Geiſt in ſich trug. Eine vollendete Aufgabe liegt auf der bleichen Stirn, ſpricht von den ſtummen Lippen. „Es iſt vollbracht!“ Mit dieſem Bewußtſein hat das Ewige, der Geiſt, über den im Todeskampfe leidenden Menſchen geſiegt. Der Körper, die dem Staub entrungene, dem ewigen Werdeprozeß des Lebens verfallene Form, bleibt zurück. Das Unſterbliche hat ſich, dem Tod entrückt, dem ewigen Leben zurückgegeben. Ja, er wird auferſtehen, der ewige Gedanke; ihn hält die dumpfe Grabeshöhle nicht. Was ſucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Schon erſcheint er den betrübten Seinen in unſterblicher Klarheit; ſchon ſchreitet er durch die Jahrhunderte der Geſchichte und bricht hervor aus dem Blute der Märtyrer und der Kämpfer. In den Stürmen der Revolution fühlen die Wiſſenden ſein Wehen und in der friedlichen Entfaltung der Kunſt und Wiſſenſchaft erkennen ſie ſein Blühen und in jedem Herzen, das ſich der Zukunft der Menſchheit öffnet, feiert er ſein Wiederkommen. Wohl der erſte und der letzte, der ewige Gedanke des Lebens, der Menſch ward und der ſich ſelbſt wiedererkannte in Chriſtus, in vielen vor ihm, in vielen nach ihm, bis er einſt herrſchen wird am Ende der Zeit, in allen.

Aber nicht allein der Triumph des Unzerſtörbaren, deſſen, was die Welt wirklich noch nicht kennt, durchdringt die Seele

beim Beſchauen dieſes Bildes. Es behält hier auch der ganze volle menſchliche Schmerz ſein Recht. Das geliebte Leben iſt entflohen; umſonſt ruft die weinende Liebe: erwache. Die Augen, aus denen Begeiſterung, Liebe und Erbarmen geredet, ſind auf ewig geſchloſſen; die Lippen, von denen das Feuer der Überzeugung, die neuen Worte der Offenbarung, der Troſt und der Balſam der unendlichen Liebe floſſen, ſind ſtumm und reden niemals wieder. Und dieſes alles in der Blüte, in der Kraft des Wirkens zerſtört mit einem Schlag, durch den Haß des Böſen, des Kleinen, das, um ſeine momentane Exiſtenz zu retten, den Verkündiger der Zukunft töten muß, als wenn der Gedanke an die einzelne Erſcheinung gebunden wäre.

Scheinbar hat es freilich geſiegt, das Böſe und das Kleine; denn die Macht der Perſönlichkeit iſt vernichtet; einſam liegt der Leichnam des Menſchen, der es gewagt hat, der ewigen Wahrheit den Schleier abzuziehen, damit die Lüge und der Schein verſchwänden aus der Welt und der Geiſt wieder ſichtbar würde. Einſam? — doch nicht ganz. Die Liebe hält ihn in ihren Armen und weint über ſeinen kalten Händen; die Liebe, die zuerſt mit dem Inſtinkt des Herzens den idealen Menſchen in der Form erkannte, noch ehe ihn der urteilende Verſtand begriff. Und dieſer Inſtinkt des Herzens, der an das Ideale in der Menſchennatur glaubt und ſich der ungeteilten Begeiſterung dafür hingibt, iſt das Vorrecht der Frauen. Darum finden auch gewöhnlich die neuen Weltepochen des Geiſtes und deren Apoſtel und Märtyrer den erſten feſten Glauben, die reinſte Konſequenz der Liebe und Treue bei Frauen. So iſt es auch hier. Den, der den Tod der Verbrecher geſtorben, umgeben in der Einſamkeit des Todes, während Schrecken und Trauer ſeine Anhänger gefeſſelt halten, die liebenden Frauen, deren Herz ihnen auch die letzte traurig-ſüße Pflicht an der geliebten Hülle zu vollziehen gebietet.

Es iſt die Mutter, deren Liebesauge in dem Sohne ſchon in zarter Jugend die Regungen des Geiſtes erkannte, die ihn wohl oft mit ſchwerer Sorge den gefährlichen Weg eines Ver-

kündigers der Wahrheit gehen ſah, die ihn aber gewiß nie daran zu hindern ſuchte, denn ſie war ja ſelbſt von früh auf dem Geiſte untertan. So ſtand ſie wohl unter ſeinem Kreuze mit dem Schwert des bitterſten Schmerzes im Herzen, aber nicht verzweifelnd, denn ſie wußte, wofür er ſtarb und auch hier, wo ſie den herrlichen Sohn tot in ihren Armen hält und ihr Mutterherz blutet und ihr bleiches Antlitz ſchmerzzerriſſen iſt, leuchtet dennoch aus dem nach oben gewandten Auge der Strahl einer Zuverſicht, die ſtärker iſt als der Schmerz. Sie iſt nicht mehr die Jüdin, die zu Jehovah, dem Rachegott, fleht für dies unſchuldig vergoſſne Blut, ſie iſt die Mutter deſſen, der ausrief: „Vergib den Blinden, den Ohnmächtigen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie tun.“ Sie wiſſen nicht, daß ſie nur das Fleiſch töten, daß ſie aber den Geiſt nicht können töten, weil das Unſterbliche, die Idee, auferſteht aus den Gräbern und immer wiederkommt und in der Menſchheit ſich erneuert bis an der Welt Ende.

Außer der Mutter, die durch den Sohn die Ahnungen ihrer eignen Seele als Wahrheit erkannte, harrt aber auch die Freundin in wandelloſer Treue bei ihm aus. Als ſie dem Manne begegnete, von deſſen Lippen ihr Worte des Lebens, Worte uralter ewiger Wahrheit und Liebesfülle entgegentönten, hat ihr Geiſt in dem Lichte dieſer Worte ſich erſchloſſen und mit der Wahrheit ſelbſt liebt ſie den Verkündiger derſelben mit jener echten Liebe, die in dem geliebten Gegenſtand den Träger göttlicher Ideen umfaßt, die aber erbleichen würde, wenn ſich das Feuer des Geiſtes je in ihm verdunkelte. Weil ſich dieſes aber bis zum Tod bewährte, ſo iſt auch die Liebe die gleiche geblieben. In der Stellung dieſer Figur hier neben dem Leichnam offenbart ſich eine ſolche hohe weibliche Natur. Ihr ganzes Weſen iſt hingegebene Liebe, Schmerz und Trauer, tief und unergründlich wie das Meer, aber nicht maßlos und unſchön, ſondern heilig und ſtill wie alles Wahre, keuſch und rein wie alles echt Weibliche. In dem Abſchiedskuſſe auf die kalte Hand liegt zugleich der ewige Abſchied von allem perſönlichen Glück und Hoffen, aber man

ſieht es dieſer Geſtalt an: ſie wird ſich erheben; das Leben des Herzens, das ihr als Glück unterging, ſie wird es bewähren als Kraft, und wofür jener ſtarb, dafür wird ſie leben, zum Zeugnis, daß auch in ihr, wie in jenen beiden, die Idee mächtig geworden iſt über den Tod.

Laß dir die Auslegung gefallen, alter Meiſter. Du haſt wahrlich die Gedanken in mir angeregt und wie alle wahre Kunſt einen ewig gültigen menſchlichen Inhalt in ſich tragen ſoll, ſo haſt auch du dich in deinem Bild in die neue Welt hinübergetragen. Sei willkommen und freue dich deiner Unſterblichkeit.

V.

Neue Bekanntſchaften.

Mit dem Nachmittagszuge verließen wir Antwerpen, das wohl zu längerem Beſuche einladet und noch manche Schätze, namentlich in Privatſammlungen, für den Kunſtfreund enthält.

Der Bahnzug war ſehr lang und gedrängt voll. Beſonders in Mecheln, wo man den von Brüſſel kommenden Zug erwartete, der ſich anſchließt, ſtrömte eine ſolche Menge von Reiſenden hinzu, daß die vorhandene Anzahl von Wagen bei weitem nicht genügte und andere eingeſchoben werden mußten. Während des dadurch entſtehenden Aufenthalts wurde die dichtgedrängte Menge, die mit Stoßen und Schieben ſich den Wagen zu nähern ſuchte, von einem Platzregen überraſcht, der die Annehmlichkeit der Situation vermehrte. Wer ſeine Arme aus dem engen Raum, in dem ein jeder von den andern eingeſchloſſen war, herausziehen konnte, der verſuchte es, über ſich das ſchützende Dach eines Regenſchirmes auszuſpannen. Aber wie ſollten die gehobenen Arme und das ausgeſpannte Dach wieder herunterkommen, als nun die Wagen eingeſchoben waren und gleich Tigern auf ihre Beute die Menge ſich auf die Eingänge derſelben ſtürzte, um Plätze zu erobern? — Auch fand ich nur noch einen geweſenen Regenſchirm in meinen

Händen wieder, als ich mich glücklich, ich wußte ſelbſt nicht, wie es zugegangen, mit meinen vier Gefährten, alſo zu fünf Perſonen, auf vier Plätzen wiederfand. Wo aber fanden wir uns wieder? auf der einen Hälfte eines Wagens erſter Klaſſe, in den wir bon gré mal gré eingeſchoben worden waren, auf vier Plätzen zuſammengepreßt, mit naſſen Kleidern, mit ſtrömenden Regenſchirmruinen und mit der Perſpektive einer unangenehmen Explikation mit dem Kondukteur, wenn die Entdeckung unſeres unfreiwilligen Betrugs ans Licht käme.

Dieſe ließ denn auch nicht lange auf ſich warten. Der Kondukteur erſchien, um die Billetts zu fordern und trotz unſerer Verſicherung, daß wir durchaus unfreiwillig hier hineingekommen, mußten wir die eine Station, die wir nun einmal erſter Klaſſe etabliert waren, nachbezahlen und bei der nächſten Station ermangelte er nicht, uns ziemlich unfreundlich an das Ausſteigen zu erinnern, obgleich wir ſchon damit beſchäftigt waren. Mir ſtieg das Blut in das Geſicht; ſo gelaſſen und gleichmütig ich die kleinen Unbequemlichkeiten, ja auch die größeren Beſchwerden des Reiſens ertrage, ſo unerträglich war mir der Gedanke, nur der Möglichkeit eines Betrugs für fähig gehalten zu werden. Es wäre dabei natürlich ganz auf die Art des Kondukteurs angekommen; die war aber im höchſten Grade verletzend und ſo konnte ich nicht umhin, mit verachtendem Stolz ihm zu entgegnen, daß es der Aufforderung nicht bedurft hätte und daß wir keinen Platz einnehmen wollten, auf den wir nicht Anſprüche hätten. Freilich, hätte ich bedacht, wie oft dieſen Beamten ſolche Fälle vorkommen mögen und wie ſchwer es für ſie iſt, bei ſolcher Frequenz ihrer Amtspflicht zu genügen, ſo würde ich wohl meinen Zorn, daß er mir die Ehrlichkeit nicht auf dem Geſichte anſah, gemäßigt haben. Ich wäre dann auf meinen ſozialiſtiſchen Standpunkt zurückgekommen, hätte einfach räſoniert: daß Verhältniſſe und Erziehung die Menſchen beſſern müſſen, damit durch das vermehrte Gute das Böſe von ſelbſt ſich mindere, und hätte mich darüber gefreut, wie ſchön es iſt, ein Prinzip zu haben, das ſich ſeine Wahrheit ſelbſt beweiſt, indem

es nicht nur im ganzen, ſondern auch im einzelnen milde macht, da es den Zuſammenhang der Dinge begreift und den einzelnen Fall immer im Zuſammenhang ſieht, wodurch er ja gar oft eine ganz veränderte Färbung erhält und weshalb wir die Wirkung mild und ſchonend tragen, während wir die Urſache ſchonungslos verurteilen müſſen.

Genug, wir ſaßen nun zweiter Klaſſe, aber man muß geſtehen, erbärmlich ſchlecht. Die Wagen zweiter Klaſſe ſind in Belgien noch nicht ſo gut wie auf den deutſchen Bahnen die dritter Klaſſe. Der mittlere Eingang führt zu einem nach beiden Seiten offenen Raum, den ſchmale Bänke ohne Rücklehne durchlaufen, über die man, um zu den letzten zu gelangen, hinüberſteigen muß. Da die Plätze nicht getrennt ſind, ſo wird man oft ſo zuſammengedrängt, daß man ſich nicht regen kann, dabei der Rücken ohne Stütze und oft noch ein von oben durchfallender Regen — das ſind kleine Leiden des menſchlichen Lebens, aber die Zeit, die — in ſolchen Fällen zum Glück — verrinnt, läßt auch dieſes überſtehen und wenn man nur die Kunſt verſteht, auch den üblen Dingen eine gute Seite abzugewinnen, ſo findet ſich die letztere gewiß noch irgendwo heraus. So war es denn auch hier. Das Gedränge auf dieſem Zug war nämlich entſtanden, weil von nah und fern aus Belgien alles herbeiſtrömte, um in Gent die ſechstätigen Feierlichkeiten eines Volksfeſtes mitzumachen, das jährlich abwechſelnd in einer der großen Städte Belgiens, unter dem Schutz des Staates und von ihm befördert, ſtattfindet, zu denen auch der König hinkam und an die ſich dann das flämiſche Sängerfeſt unmittelbar anſchloß, ſo daß eine lange Reihe froher Tage in Ausſicht ſtand. Es ſtiegen dazu in unſern Wagen recht viele Geſtalten ein, die mein Intereſſe erweckten und mich bald die Unbequemlichkeit des Platzes vergeſſen ließen: kräftige Frauengeſtalten aus dem Volke, Bürgerfrauen mit Körben voll Viktualien bewaffnet, mit dem eigentümlichen flamländiſchen Typus der Geſichtsform und Farbe, mit dem Nationalkoſtüm der Frauen, dem zierlichen weißen Häubchen und dem ſchwarzen Mantel mit

Kapuze, die, über den Kopf geworfen, um das ausdrucksvolle Geſicht mit der weißen Haube einen ſehr maleriſchen Rahmen bildet. Mit einer ſolchen, meiner Nachbarin, war ich bald im Geſpräch; ſie erzählte mir von dem bevorſtehenden Feſte und daß der König hinkomme.

„Est-ce qu'on aime le roi?“ fragte ich.

„O! si!“ war ihre Antwort. „C'est un brave homme; il cherche à rendre le peuple heureux et il ne fait rien contre la volonté du peuple; c'est pourquoi lui aussi il est aimé; il peut se mêler seul entre la foule et il n'a jamais rien à craindre; un roi qui est gardé par l'amour de son peuple, est bien gardé.“

Nun ſaß ich ſchon gern auf meinem ſchlechten Platz, da ich ſolche Dinge zu hören bekam und mit frohem Anteil wünſchte ich in Gent meiner rüſtigen Nachbarin mit den klugen Augen und den klugen Worten Lebewohl und ein frohes Feſt.

In Gent kamen wir wieder in etwas beſſere Wagen, wo doch wenigſtens die mittleren doppelſeitigen Sitze in der Mitte eine Rücklehne hatten, an der man dos-à-dos ſaß. In der Hälfte des Wagens, die wir einnahmen, ſaßen außer uns noch drei Perſonen, neben mir eine jüngere Dame, ihr gegenüber ein ältlicher Herr mit einer älteren Dame. Anfänglich beachtete ich ſie nicht weiter, bis ſich zwiſchen ihnen ein Geſpräch entſpann über die große Brüſſeler Spitzenfabrik, das meine Aufmerkſamkeit erregte und mich veranlaßte, daran teilzunehmen.

Sie ſprachen nämlich darüber, wie grauſam man auch da mit den Fabrikarbeitern verfahre und als ich mich erkundigte, erzählten ſie, wie dieſe armen Menſchen in ganz verdunkelten Räumen ſitzen müſſen, wo der Lichtſtrahl nur durch eine einzige kleine Oeffnung auf ihre Arbeit fällt, um das Licht für dieſe, die ſo unendlich fein iſt, zu konzentrieren, wobei aber natürlich die Augen zugrunde gehen müſſen.

Nein, die Induſtrie darf nicht mehr auf Koſten der menſchlichen Organiſation ihre Blüten treiben; eher darf kein Menſchenfreund ruhen, als bis dieſe Probleme gelöſt ſind;

die Eitelkeit ſoll ſich nicht mehr ſchmücken mit der bitteren Frucht des Elends; an den geſchmackvollen Produkten der Kunſtfertigkeit ſoll nicht die Träne des Kummers mehr hängen; lieber die Schönheit hinwerfen als die Gerechtigkeit ſo ſchmählich verleugnen. Aber gottlob! Das iſt nicht nötig! Im Gegenteil, die rechte Schönheit wird erſt auf d e r Erde wohnen, wo Menſchen ihr frei und ohne Not ihre Kräfte weihen.

Doch zurück zu meinen Eiſenbahngefährten. Im Verlauf des Geſprächs hatte die jüngere Dame die Verhältniſſe der Fabrikarbeiter in Ungarn erwähnt und da einer von uns begierig die Möglichkeit aufgriff, daß ſie etwas von Ungarn wiſſe, und danach fragte, ſo ſagte ſie: „Intereſſieren Sie ſich denn für Ungarn?“

Und als wir darauf auf das lebhafteſte unſeren Anteil kundgaben, ſchlug ſie die Hände zuſammen vor Freude und lachte ihren Begleitern zu, indem ſie ſagte: „O, wie ſchön für mich, wenn ich ſo von Ungarn reden höre.“

Ich ſah ſie nun eigentlich erſt aufmerkſam an. Sie war unſcheinbar gekleidet, fern von jeder Eleganz, aber ihr Geſicht überraſchte bei näherer Prüfung durch ſeine große Lieblichkeit, durch das anmutige Lächeln des Mundes, durch den Ausdruck der wunderſchönen, feurigen und klugen Augen. Es war eins von jenen Geſichtern, die unwiderſtehlich anziehen und erobern, weil ſie ſchon mehr ſind als bloß ſchöne Züge, weil ſie ſchon ein Teil der Seele geworden ſind.

„Ich bin nämlich aus Ungarn,“ fügte ſie dann erläuternd zu uns gewendet hinzu, „und es freut mich ſo unbeſchreiblich, wenn ich Sympathien für Ungarn finde.“

Wir verſicherten ihr, daß wir Ungarns Heldenkampf mit dem heißeſten Intereſſe verfolgten, daß Ungarn ja jetzt die letzte Zuflucht der Freiheit ſei und ſein Schickſal für das Deutſchlands von unberechenbarer Wichtigkeit und baten ſie, uns von Ungarn zu erzählen, da man doch eigentlich ſo wenig Zuverläſſiges im Auslande davon höre. „Da kennen Sie ja auch wohl Koſſuth und alle dieſe Männer? fragte ich.

„O ja, ich kenne ihn und die andern ſehr gut“, erwiderte ſie,

indem ſie immer mit geheimnisvollem Lächeln nach ihren Begleitern hinüberblickte und bedeutungsvolle Winke mit ihnen tauſchte. Sie war noch etwas zurückhaltend, doch da ihr aus unſern Worten wohl das Vertrauen aufwachſen mochte, ſo ſagte ſie endlich leiſe zu mir: „Ich bin in Ungarn an einen der erſten Männer dort verheiratet, aber ich reiſe unter fremdem Namen und da ich allein bin und nur durch Zufall den Schutz meiner gütigen Begleiter genieße, ſo habe ich Urſache, vorſichtig zu ſein, um ſo mehr, da uns gegenüber am andern Ende des Wagens ein Herr aus Wien ſitzt, der mich daſelbſt vor meiner Verheiratung gekannt hat und mich ſcharf beobachtet; man kann nicht wiſſen, was er, als Öſterreicher, ſich gegen mich erlauben würde, wenn er meinen wahren Namen erführe.“

Natürlich forſchte ich nun nicht weiter, rückte aber näher mit der lieblichen Frau zuſammen und im flüſternden Geſpräch lernte ich eine Perſönlichkeit der ſeltenſten Art und unendlich viel Details über Ungarn kennen.

Da ich hörte, daß ſie eine Wienerin ſei, ſo fanden ſich gleich mehrfache Beziehungen durch gemeinſchaftliche Bekannte, was uns natürlich ſchneller vertraut machte. Sie erzählte mir, wie ſie, vom Schickſal in äußere günſtigſte Umſtände verſetzt, in reichſter Geiſtesbildung herangewachſen ſei und wie ſie in Wien im Kreis der ausgezeichnetſten Menſchen gelebt.

Da ſei eines Abends auch ihr jetziger Mann, eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten Ungarns, in ihr elterliches Haus, den Sammelplatz aller geiſtigen Begabtheit, eingeführt worden und habe, noch ehe ſie ihn geſprochen, zugehört, wie ſie ein bedeutendes geſchichtliches Werk mit einem geiſtreichen Mann beſprochen habe. Darauf habe er ſich ihr genähert und ihr ſeine Bewunderung ausgedrückt, daß eine ſo junge Dame ſolche Bücher leſe, dann lange mit ihr geſprochen und nach jenem Abend Wien verlaſſen, um ſeine in Ungarn lebende hochverehrte Mutter, die eine ausgezeichnete Frau geweſen ſei, zu fragen: ob ſie wohl eine deutſche Schwiegertochter aufnehmen würde. Mit ihrer bejahenden Antwort ſei er nach

Wien zurückgekehrt, habe ſie noch einige Male geſprochen und dann um ſie geworben. Sie habe gleich eingewilligt, da auch bei ihr die Entſcheidung raſch geweſen ſei, weil ſie noch nie ſo einen bedeutenden Mann gekannt habe wie ihn.

Bei der zunehmenden Dunkelheit, die uns den beobachtenden Blicken des Wieners entzog, und bei der Unmöglichkeit, auf der einen Seite des Wagens etwas von der andern zu verſtehen, wenn das Geſpräch leiſe geführt wurde, nannte ſie mir denn auch den Namen ihres Gatten; er iſt einer der edelſten in der ungariſchen Geſchichte: Franz Pulſzky; ſie hieß Thereſe Pulſzky. Wenn je ihr dieſe Blätter zu Geſicht kommen ſollten, möge ſie mir verzeihen, daß ich dieſe Namen ſo genannt. Es iſt keine Indiskretion, ſondern eine öffentliche Huldigung, dem liebenswürdigen und edlen Paare dargebracht, deſſen einen Teil ich leider nicht perſönlich zu kennen die Freude habe. Es iſt eine Huldigung für jene hochherzige und unglückliche Nation, welcher der genannte edle Mann durch Geburt und ſeine Gattin durch Neigung angehört, deren Mitglieder nun alle der Geſchichte angehören und darin wenigſtens für ihren unermeßlichen Schmerz einen Erſatz finden mögen, daß ſie ſchon bei Lebzeiten es ſehen, wie ſie in die Unſterblichkeit der Geſchichte eingehen und von ihr ruhmwürdige Anerkennung empfangen, während ihre Sieger verurteilt werden.

Die ausgezeichnete Frau ſprach ſich dann darüber aus: wie unwürdig die Beſchuldigungen ſeien, die man auf ihren Gatten gehäuft, als habe er zu der Erhebung vom 6. Oktober in Wien durch unwürdige Mittel, Beſtechung uſw. beigetragen. Am Morgen des 6. Oktober habe Pulſzky gerade Wien, wohin er an den Reichstag vom ungariſchen Miniſterium geſchickt war, verlaſſen, ohne eine Ahnung der kommenden Kataſtrophe. Er habe dann, um ſeiner Lebensſicherheit willen, Ungarn verlaſſen müſſen, ſei halb krank, zu Fuß, unter fremdem Namen auf der Flucht geweſen und ſie habe drei Monate lang nicht gewußt, ob er glücklich durch Öſterreich entkommen konnte.

VI.

In Oſtende: Die Frau des Leuchtturmwächters.

Wir ließen uns auf den kriſtall-grünen Wellen des Hafens hinüberfahren auf die ins Meer hineingebaute Brücke, an deren äußerſter Spitze ſich der Leuchtturm befindet.

Dort, hatte man uns geſagt, wohne eine ſehr hübſche, intereſſante Familie, die des Wächters des Leuchtturms, in einem kleinen Bretterhaus, das zuweilen im Winter bei heftigem Sturm ganz von den Wellen bedeckt wird.

Der Mann, eine kräftige Fiſchergeſtalt mit ausdrucksvollem, ſonnengebräuntem Geſicht, trat uns mit freundlichem Gruß entgegen und führte uns zum Leuchtturm hinauf. Wir ſchauten von der Höhe über die wogende Flut und eilten dann, die Bekanntſchaft des inneren Häuschens zu machen.

Die Frau des Wächters kam uns innen entgegen und frappiert blieben wir ſtehen vor der kräftigen, robuſten Geſtalt im einfachſten Volkskoſtüm, die uns mit einer Anmut empfing, wie wir ſie in unſerer Heimat nur ſelten bei den durch Geiſt und Gemüt ausgezeichneten Menſchen finden. Die rote wollene Jacke, der enge Rock, durch ein doppeltes Schürzenband unter dem Knie noch einmal zuſammengehalten, die reine weiße Mütze über dem gebräunten Antlitz, das in den dunklen Augen und dem feinen Mund einen ſeltenen Ausdruck von Geiſt und Grazie offenbarte, bildeten ein ganz eigentümliches Ganzes.

Es dauerte keine paar Minuten, ſo waren wir mit ihr im tiefſten Geſpräch und alle Anklänge der ſozialen Fragen berührte ſie im beſten Franzöſiſch in fließender Ausdrucksweiſe, von einem durchaus eigentümlichen Standpunkt aus, aber überall mit ſo klarem Verſtand, mit ſolcher Fülle von Empfindung und Energie, daß wir ganz überraſcht und ergriffen ihr kaum ein Wort darauf zu ſagen wußten.

„Alſo George Sands ouvriers ſind keine Geſtalten der

Phantaſie allein, ſie leben, ſie ſind da in der Wirklichkeit," war das erſte, was ich hervorbrachte.

Als ſie darauf mit wahrer Anmut uns den Kaffee bereitete, ſetzte ſie ſich zu uns und erzählte ihre Lebensgeſchichte.

Selten habe ich einen glücklicheren Vortrag in einer natürlichen und doch ſo reichen Sprache gehört, bei der das anmutige Mienenſpiel noch das Fehlende ergänzte.

Sie erzählte, wie ihre Eltern wohlunterrichtete und wohlhabende Leute geweſen wären, in der Großen Franzöſiſchen Revolution aber viel verloren hätten, jedoch ihrem einzigen Bruder und ihr eine gute Erziehung zu geben bemüht geweſen ſeien. Sie aber hätte nichts als das Spiel und das Meer geliebt; ſtill zu ſitzen und zu lernen, wäre eine reine Unmöglichkeit für ſie geweſen, hingegen am Strand des Meeres ſpielen oder hinausfahren im ſchaukelnden Nachen, dabei hätte ſie ſich ſelig gefühlt. Die Mutter hätte viel und ſchmerzlich getrauert, daß ihre einzige Tochter ein ſo wildes Mädchen ſei, aber der Vater hätte ſie getröſtet und ihr geſagt: „Laß ſie gehen und werden, was ſie werden muß nach ihrer Natur."

Da hätte ſie ſich denn zur Fiſcherin gemacht und l'amour du travail robuste ſei ſo ſtark in ihr geweſen, daß ſie ſich ganz allein ihren Lebensunterhalt geſchafft bis zum dreißigſten Jahr, wo ſie ſich erſt verheiratet hätte.

Schon verheiratet, hatte ſie noch einmal den Verſuch gemacht, zu lernen, einen Lehrer genommen für 5 Franken monatlich, was ihr wohl eine große Summe geweſen ſein mag, und der Trieb zu lernen ſei ſo heiß, ſo unwiderſtehlich in ihr geworden, daß ſie mit einer Anſtrengung gearbeitet, jusqu'à ce que la chemise lui collait sur le dos; und doch ſei es nicht gelungen und ſie könne weder leſen noch ſchreiben. Als wir ihr verſicherten, daß ihre Natur dieſer Ergänzung nicht bedürfe, ſagte ſie: o ja, ſie würde wohl eine Erquickung darin finden nach der Arbeit: de poser des principes et de les fortifier par l'étude.

Darauf erzählte ſie von ihrem jetzigen Leben, wie ſie ihre Kinder erzogen habe dans le respect; ils sont pauvres, braves et courageux jusqu'à présent, ils ne m'ont fait que du plaisir, mais naturellement personne ne peut répondre de l'avenir. Ferner wie ſie im Winter den weiten, beſchwerlichen Weg über die Brücke zur Stadt mache, durch Schnee und Sturm, über den tobenden Wellen, oft chargée comme un mulet.

„Ja," ſagte ſie, „es fängt an, mich zu ermüden, ich werde älter und da möchte man auch ausruhen können von dem immerwährenden Treiben und Schaffen und über die Dinge nachdenken."

Wie rührend war mir in dieſer großen, einfachen Natur dieſe Sehnſucht; das ganze Geheimnis des Sozialismus und ſeiner Berechtigung lag in dieſem einen Ausſpruch. Darauf kam dann noch die Lebensgeſchichte ihrer Mutter, die mit einer adligen Familie emigriert geweſen, nachher mit derſelben zurückgekehrt ſei und als das Dekret von Robespierre erſchienen, das alle Emigranten, die nicht ein Zeugnis von zwölf Perſonen für ſich aufweiſen konnten, zum Tode verurteilte, da ſei auch ihre Mutter verurteilt geweſen wie alle jene Frauen, wenn ſie nicht einen défenseur de la patrie heiraten würden. Schon habe Robespierre im Vorübergehen ihr Haus mit einem Blick gemeſſen, ſeine Schreibtafel herausgezogen und es notiert und dann ſei kein Schritt mehr übrig geweſen als der zur Guillotine, da hätte ihr Vater, der im Hauſe aus- und eingegangen wäre, der Mutter ſeine Hand angeboten, ſie hätte eingewilligt und da er ein défenseur de la patrie war, wurde ſie gerettet.

Alle dieſe Erzählungen gingen mit einem dramatiſchen Feuer, mit einem Leuchten der Augen und ausdrucksvollem Bewegen der Lippen an uns vorüber, das unnachahmlich war und uns zu ſtummen, gerührten Lauſchern machte.

Endlich kam die Rede darauf, daß man den König Leopold in Oſtende erwarte. „Savez-vous ce que je veux faire," ſagte ſie; „je veux lui adresser une pétition pour qu'il

me donne 6 francs par jour avec ma famille et qu'il mette mon mari dans le repos. Je vivrais alors comme une reine avec mon mari et mes enfants; je ne voudrais pas davantage, car je ne voudrais pas cesser de travailler, mais je pourrais me reposer aussi. Croyez-vous qu'il le fasse?"

„Allez plutôt vous-même le lui dire," ſagte ich; „alors il ne vous refusera pas, au moins si j'étais le roi Léopold, je vous l'accorderais à l'instant."

Über ihren Anzug ſprach ſie uns auch noch und daß ſie wohl ſein könne wie die andern Frauen in der Stadt — und dabei ſah ſie ſo adlig aus wie eine hochgeborene Natur nur ausſehen kann — aber: „j'ai ma mode à moi," ſagte ſie, „et si on m'enterre, on m'enterrera dans ma mode."

Sie will ſich bis ins Grab hinein getreu bleiben, dieſe Tochter der Natur und des Meeres, die doch zugleich ſo mit vollem Recht eine Tochter des Geiſtes heißen kann, weil ſie im völligen Bewußtſein ihrer ſelbſt, ihrer Grenzen und ihrer Befähigung, ſich ſelbſt ein Schickſal ihrer Natur gemäß geſchaffen hat, Herrin desſelben bleiben wird in allem Wechſel, bei allem Mangel und Verluſt und innerlich nur reicher werden wird, ſei es durch Schmerz oder Glück.

Als wir endlich bewegt Abſchied nahmen und ich ihr ſagte: wir wollen oft wiederkommen und Freunde werden, da ſagte ſie beinah noch das Schönſte: „eh bien! voilà que nous avons eu là une bonne conversation sans pourtant avoir fait du mal à personne; nous pouvons nous séparer avec une bonne conscience; il faudrait toujours se poser ce principe: même là où l'on aperçoit le mal, de chercher plutôt à l'embellir que de vouloir le découvrir."

Telle était la femme du peuple; genährt von den Traditionen der Revolution, durch ihren Sturm aus den Vorteilen der bevorzugten Stände herausgeworfen; einſam, mitten auf den ſtürmenden Wellen, ein arbeits- und mühevolles Leben führend; aber nicht verzagt, ſondern kraftvoll, bewußt, freudig, in der niederen Tracht des Volkes und im vorgerückten Alter

die echte Sitte adliger Naturen und die Anmut der Seelenſchönheit entfaltend. Frauen der Geſellſchaft, der ſogenannten gebildeten Stände, wenn ihr nach Oſtende geht, beſucht das Häuschen am Leuchtturm und lernt: wie Natur und Anmut, wie Kraft und Selbſtändigkeit des Weibes und ein wahrhaft weiblicher Sinn ſo gut zuſammenwohnen können.

VII.

Der Unbekannte.

Seit mehreren Tagen ſchon hatten wir einen Mann bemerkt, der unter den vielen mehr oder minder ſchönen, bedeutenden oder unbedeutenden Geſtalten eigentlich nur einem aufmerkſamen Auge nicht entgehen konnte. Er trug ſich durchaus nicht modiſch elegant, der etwas lange Rock und der ganze Schnitt der Kleidung ließen uns vielmehr von vornherein ſchließen, daß ſein wahres Kleid das eines katholiſchen Prieſters ſein müſſe. Der Kopf aber war bedeutend, ſo bedeutend, daß er frappierte und wie mit magiſcher Gewalt die Blicke anzog, ehe man noch wußte, daß er ſchön ſei. Und wie ſchön war er. Augen, in deren dunklem Feuer Leidenſchaft und fanatiſche Begeiſterung mit tiefer Milde, forſchendem Ernſt, ſtrafender Strenge wechſelten; eine Naſe wie die Napoleons, mit dem überhaupt das Geſicht Ähnlichkeit hatte, nur daß es noch idealiſcher war; ein Mund, den die Energie, der Spott und die anmutigſte Freundlichkeit ſich zum Sitz gewählt hatten; dabei jene ſchöne, durchſichtige Geſichtsfarbe, wie ſie ſonſt nur die Südländer haben. So ſaß dieſer Mann faſt immer einſam, hinausſchauend in die Wellen, wie erfüllt von Geheimniſſen des Werdens in ſich und außer ſich, ein Kämpfer, der ſein eigen Bild in den ſchäumenden Wellen ſuchte.

Wir hatten ihn tagelang geſehen und in der Mitte der unbedeutenden oberflächlichen Modewelt geſucht, ich will es nicht leugnen; denn er paßte zu den großen Eindrücken, die

das Meer uns gab — ein tiefes unergründliches Rätsel wie dieses, und wir suchten ja nur das wirklich Schöne, Große und Würdige; froh, endlich einmal, frei von allen Konvenienzfesseln, nur nach eigener Wahl das Leben gestalten zu können.

Wir hatten uns eines Nachmittags unten auf die grauen Schiefersteine gesetzt, die von dem Damm zum Meer hinunterführen und sahen der Flut zu, die steigend immer näher an uns heranbrauste. Die Wellen waren durchsichtig gelbgrün und tanzten so anmutig heran in langen Reihen, daß es uns war, als hätten sich lachende Meerfrauen in leuchtenden grünen Kleidern an den Händen gefaßt, deren weiße Schleier obenauf im Spiel der Winde sich kräuselten, und sängen und wogten und tauchten unter und stiegen auf, in seliger, selbstgenügsamer Lust. Immer näher brauste die Flut und netzte uns schon den Fuß, und lachend bogen wir uns dem weißen Schaum entgegen und empfingen den Meereskuß ins Gesicht und streckten die Hände aus, die tanzenden Gestalten zu halten.

Plötzlich und ganz von ungefähr wandte ich den Kopf rückwärts und sah zwei Schritt von uns, uns mit lächelndem Antlitz zuschauend, den Fremden stehen, der uns so sehr interessierte. Ich war betroffen, denn sein Äußeres hatte etwas so Geheimnisvolles, daß es für ängstliche Seelen, wie ich mir denken kann, Furcht erregen konnte. Ich aber bin der Meinung, daß wir der Gaben des Glücks nur wert sind, wenn wir den Augenblick, der sie uns reicht, verstehen und ergreifen; und da ich kein größeres Glück kenne, als ein neues Menschenwesen mit seiner Entwicklung und seinem Reichtum in mich aufzunehmen, so dachte ich auch, der schöne Augenblick, zu wissen, ob dies vom Geist geprägte Antlitz wahr spricht, soll nicht vorübergehen.

Die höher steigende Flut sandte uns in dem Augenblick einen sehr fühlbaren Gruß, so daß ich aufsprang und durch diese Bewegung an die Seite des Fremden gelangte, der mit lächelndem Angesicht mir und meiner Gefährtin zuwinkte, die den naßgewordnen kleinen Fuß der Sonne zum Trocknen hinhielt, was ihm ein paar Worte entlockte. Ich weiß nicht, wie

es kam, aber nach wenigen Minuten ſaßen wir nebeneinander auf dem Stein und beim Getöſe der Wellen tauſchten ſich die Anſichten und Bekenntniſſe über die höchſten Lebensſtoffe aus.

Er fragte nach den deutſchen Zuſtänden und als ich ihm ſagte, daß die Ruhe nur ſcheinbar über einer gärenden Tiefe hergeſtellt ſei, und als er nach der National-Verſammlung fragte und ſagte: c'était le malheur qu'il y avait trop de républicains und ich ihm erwiderte: au contraire le malheur était qu'il y en avait trop peu, und als darauf ein Wort das andre gab, da erfuhr er, daß ich die Republik als die einzige Staatsform der Zukunft anſehe; ich aber erfuhr, daß er die Monarchie mit einem Repräſentativſyſtem, durch welches das Volk wirklich ſouverän herrſche, für das beſſere halte. Wie gern gab ich ihm zu, daß ich für Deutſchland nichts Beſſeres wolle als nur dieſes: die ſolide Baſis einer Verfaſſung, deren Ziel und Spitze die vollendete Freiheit werden müſſe; ob der oberſte Name nun Präſident, mit dem wiederholten Lärm der Wahlen verbunden, oder ob er Fürſt ſei, mit dem Rechte einer Schattenerbſchaft, die einen Namen überliefert, ohne einen Menſchen zu machen, das ſei mir faſt gleichgültig, obgleich ich den Menſchen überall zu ſehr achte, um ihn gern zu einem bloßen Namen herabgewürdigt zu ſehen.

Er fragte mich dann bald, wie es mit der Religion in Deutſchland ſtände und horchte hoch auf, als ich ihm verſicherte, ich glaube, daß ſie mit der politiſchen und ſozialen Entwicklung Hand in Hand einer neuen Ära entgegengehen müſſe.

„Wie," ſagte er, „kann denn eine Erneuerung in den Dogmen eintreten, da die Wahrheit doch nur eine ſein kann und was von Anfang an wahr war, wahr bleiben muß bis ans Ende."

„O gewiß iſt die Wahrheit nur eine vom Anfang bis zum Ende," erwiderte ich, „aber ihre Offenbarung iſt es, die nicht nur eine geweſen; die Offenbarung iſt es, die nie aufhört; die an jedem Tage neu wird in der Schöpfung und in dem Geiſt,

der ihre Geſetze und ſein eigenes Geſetz und Ziel erkennt; der in ſich die Wahrheit reproduziert."

„Wie aber kann das einzelne ſchwache Geſchöpf wiſſen, ob das, was es erkennt, die Wahrheit iſt, wenn ihm nicht eine Autorität zur Seite ſteht, an die es ſich anlehnen, die es um Auskunft fragen und in deren Urteil es zweifellos vertrauen kann. Glauben Sie, daß es all den ſchwachen unfähigen Geſchöpfen, die uns die Geſellſchaft zeigt, möglich iſt, die Wahrheit aus ſich zu erkennen?"

„Denen allerdings nicht, aber dem Menſchen, wie er ſein ſollte, und dahin muß das Streben jedes Menſchenfreundes gehen, jedes Lehrers der Jugend, jedes Dieners des Geiſtes, die Menſchen dazu zu erwecken und dahin zu bringen, daß ſie die Wahrheit aus ſich heraus finden. Die Wahrheit an ſich iſt das Abſolute, wie aber kennen das Abſolute nicht, wir kennen nur eine unendliche Entwicklung und ein Fortſchreiten von Stufe zu Stufe; wo dürfen wir ſagen: es iſt genug?"

„Wenn Sie denn den Menſchen ſo freigeben, wie wollen Sie denn, daß er das Gefühl der Sündenvergebung erlange, wie wollen Sie, daß er ſich befreit fühle von ſchwerer Schuld, wenn ihm nicht der, welcher der Beauftragte Gottes iſt, die Verſicherung gibt, daß er befreit ſei? Wiſſen Sie nicht, welche mächtigen Mittel der Erhebung und Reinigung die Beichte und Abſolution ſind?"

„Ich habe die Einrichtung der Beichte oft bewundert, ja mich früher zuweilen danach geſehnt; es ſind aber immer zwei Bedingungen dazu unerläßlich; erſtens: daß das Herz, welches beichtet, aufrichtig ſei und dann: daß der Beichtvater würdig ſei, die Beichte zu empfangen. Und endlich, glauben Sie nicht, daß es ſchöner und menſchlich würdiger iſt, wenn ſtatt jener äußeren Beichte das Herz nach jedem Irren in ſich ſelbſt hinabſteigt, ſich reinigt in der Erneuerung des reinen Willens und fortſchreitet zum Guten? Muß da nicht zuletzt wirklich die M ö g l i c h k e i t der Sünde verſchwinden, wenn der Wille, immer von neuem gereinigt, ſich zuletzt ſo ſtärkt, daß es ihm gar nicht mehr kommt, das B ö ſ e zu wollen und daß

er nur einmal irren kann, aus Kurzſichtigkeit, aber nicht ſündigen. Denn Sünde iſt nur: mit Bewußtſein nicht wollen, was der Geiſt will."

„So erhöben Sie denn einen jeden zum Range des Prieſters, des von Chriſtus Beauftragten: zu vergeben und zu binden und zu löſen auf Erden, was auch im Himmel gültig ſein ſoll?"

„Allerdings, wir ſollen ein prieſterlich Volk ſein, ein jeder ſoll Apoſtel des Geiſtes werden, den er verkündigen muß in ſich und außer ſich mit Wort und Tat."

„Aber wiſſen Sie nicht, daß die Frauen nicht mitreden dürfen in der Gemeinde und Sie wollen auch die Frauen zu Apoſteln machen? Der Frauen Wirkungskreis iſt doch das Haus, die Familie, die jungen Herzen, die Leidenden und Traurigen, aber nicht das öffentliche Leben?"

„O wie gern geb' ich Ihnen darin recht, nur ſollen ſie d a auch wirklich Apoſtel des Geiſtes ſein und das Chriſtentum zu einer Wahrheit machen."

„Und finden Sie denn, daß der Proteſtantismus, ohne Schönheit, ohne Poeſie, in ſeiner nüchternen Kälte, die Verwirklichung des Chriſtentums iſt?"

„O nein! ich bin auch keine Proteſtantin."

„So haben Sie keine Religion?"

„Allerdings, ich habe die Religion der Zukunft und ich ſuche die Kirche der Zukunft, wo die Menſchheit in ſich ſelbſt das Göttliche wiedererkennen wird und wo jeder enge Platz, auf dem zwei Herzen zur Schönheit und zum Geiſte ſich erheben, ein Tempel ſein wird, in dem der wahre Kultus ſich feiert, ſo gut wie jeder weite Raum, auf dem Nationen ihr Herz ſchlagen fühlen in e i n e m begeiſterten Gefühl, in einem Sturmeswehen des Geiſtes, der die Werke der Größe und Schönheit ſchafft als immer ſich erneuernde Zeugniſſe für das, was war und iſt und ſein wird vom Anfang bis zum Ende."

Herantretende Menſchen machten dem Geſpräch ein Ende. Er nahm uns das Verſprechen ab, ein Buch von Boſſuet: „Variations du Protestantisme" zu leſen, dann wollten wir

unſere Diskuſſionen fortſetzen, und er ſchied dann mit einem Gruß voll feiner Sitte und Grazie.

Er hatte es nicht eingeſtanden, daß er Prieſter ſei, als ich ſehr unbefangen die Überzeugung davon gegen ihn geäußert. Wir hielten es aber für ſicher, daß wir einem Jeſuiten begegnet ſeien und ſomit war ein alter Wunſch von mir erfüllt. Mich trieb ſchon lange ein Verlangen, jenes merkwürdige Syſtem einmal vertreten zu ſehen in einer intereſſanten Perſönlichkeit und mit wahrer Freude fühlte ich mich jetzt völlig furchtlos jenem finſtern Geiſt einer vergangenen Epoche gegenüber; denn die Unerſchütterlichkeit und Klarheit meiner Überzeugungen ließ mein Herz keinen Augenblick befürchten, daß es überführt werden könne. Ich wußte es; meine Waffen waren gut zum Kampfe, denn ſie ſind die Waffen der Freiheit und der Zukunft, die das Ewige immer vollendeter entbinden aus den Feſſeln der Zeit, jene aber ſind die der Knechtſchaft, einer großartigen, aber endloſen Knechtſchaft, die dem Geiſt eine Schranke ſetzen muß, damit ſie Macht behalte. Wer aber kann zweifeln, wenn er wählen ſoll zwiſchen der Zukunft und der Vergangenheit; zwiſchen dem Stabilen, das nichts anderes iſt als der Tod — denn Stillſtand iſt Tod — und der Bewegung, die das Geſetz alles Lebendigen iſt, und zwar der Bewegung, die nicht wie die Meereswellen wieder zurückkehren muß von dem Ufer, dem ſie zueilte; ſondern die fortwächſt in die unbegrenzte Unendlichkeit des Lebens.

Doch gab es neben dem hohen Ernſt, den dies Ereignis in uns aufgeregt hatte, auch Stoff zu manchem Scherz und wir überboten einer den andern in Erfindung der mannigfachen Gefahren, die uns durch die Bekanntſchaft mit der unheimlichen Geſellſchaft der Väter Jeſu drohen könnten. — So war wieder ein ſchöner, ernſt und heiter bewegter Tag dahin.

VIII.

Geſpräche und Gedanken.

Wir wandelten aufs neue auf dem ſandigen Ufer, das uns die heranrollende Flut ſchrittweiſe ſtreitig machte. Ein dunkler Schatten lag mit faſt nächtlicher Schwärze über dem Meer und in dieſe Nacht hinein ſandte die in wilden Wolken untergehende Sonne ihre Strahlen, die wie unheimliche Funken auf den von ſchwarzen Furchen durchzogenen Wellen tanzten.

Wir gingen mit unſerem demokratiſchen Freunde und beſprachen es, wie es immer vergeblicher werde für unſer räſonierendes Geſchlecht, in dem Wirken und Walten der Naturkräfte etwas anderes zu ſehen als eben die Naturkraft ſelbſt, und er beneidete die Griechen um die ewig junge Schönheitswelt ihrer Phantaſie, die nicht im träumeriſchen Empfinden ſtecken blieb, ſondern Geſtalten ſchuf, die dieſer Welt und ihren Erſcheinungen einen Namen geben, freilich ohne dieſe zu erklären. „Aber was hilft uns auch dieſes Durchdringen aller Geſetze, wenn wir ihnen weiter nichts verdanken als die troſtloſe Gewißheit vom Erzeugen und Vergehen?“ ſagte er ſeufzend, denn er hatte kürzlich einen ungeheuren Schmerz erlebt; ein geliebtes Weſen war ihm durch den Tod entriſſen und er fragte nun beſtändig die Natur um Auskunft über das dunkle Rätſel dieſer Trennung; und die Wellen und die Stürme und die Strahlen gaben ihm keine Antwort, denn ſie gehorchen ſeit Jahrtauſenden demſelben unerbittlichen Geſetz, aber ſie fühlen auch keinen Schmerz in ihrem endloſen Werden und Vergehen. Das Herz aber, das blutende Herz des Vaters, dem in dem geliebteſten Kinde der Zuſammenhang mit der Zukunft zerriſſen ward, das Band, das ihn an die Unſterblichkeit des Geſchlechts knüpfte? Ich geſtehe es, daß ich zaghaft bin, die Hand an ſolche Wunden zu legen, denn der Troſt, den ich auf jene Bemerkung hatte, daß zwiſchen Erzeugen und Vergehen der Moment der Entwicklung und Blüte liegt, der eben die Bedeutung des ganzen Daſeins enthält,

dieſer Troſt wird ja gerade in dem Falle, wo die Ausſicht auf eine ſolche reiche Blüte zerſtört iſt, zum doppelten Schmerz.

In dieſem Augenblick hatten wir uns einem Manne genähert, der auch den heranſtürzenden Wellen den Fuß entgegenhielt und in die Flut hinausſtarrte. Ich erkannte in ihm den Prieſter wieder. Er begrüßte uns mit der feinen Artigkeit des Weltmannes und fragte nach dem Erfolg unſerer Kur. Die Bemerkung unſererſeits, daß wir das empfohlene Buch umſonſt in den Buchhandlungen in Oſtende geſucht, gab Veranlaſſung, die neuliche Diskuſſion wieder aufzunehmen.

Er bedauerte, daß wir das Buch nicht geleſen, weil wir ſonſt eingeſehen haben würden, wie ſehr man uns im Irrtum erzogen, welche falſchen Begriffe man uns vom Katholizismus beigebracht habe. So ſei es ein großer Irrtum, wenn man uns geſagt, daß dieſer der Jungfrau und den Heiligen einen Kultus widme; er verurteile die, die dieſes täten als Götzendiener und die Bilder von jenen ſeien nur in ſeinen Kirchen, um das Volk an ihre Tugenden und Verdienſte zu erinnern, wie wir ja auch die Erinnerung an Eltern und geliebte Menſchen heilig hielten.

Darin hatte er recht, d. h. in unſeren neuen Geiſt überſetzt. Auch wir wollen einſt die Orte, wo das Volk ſich zur Pflege und zum Kultus des Geiſtes verſammelt, mit den Bildern unſerer Hohen und Herrlichen ſchmücken, damit die Jugend mit ihrem Anblick vertraut werde und das Alter ſich an ihrer Erinnerung erquicke. Aber es müſſen auch würdige Bilder ſein, nicht ekelhafte Puppen, vor denen die dumpfe törichte Bewußtloſigkeit kniet.

Ferner ſagte er, woher denn Luther, Calvin und alle die Reformatoren hätten wiſſen können, was ſie gelehrt, da ſie nur einfache Mönche geweſen und nicht Biſchöfe, dieſe allein aber in direkter Linie, durch die ihnen von den Apoſteln — und dieſen von Chriſtus — übertragene Macht, zu Gott aufſtiegen, von dem doch alle Weisheit ſtamme.

Als ich ihn darauf fragte, ob er denn die Biſchofswürde für mehr geiſtgebend hielte als den Geiſt ſelbſt, der ſich im

Leben, in Wort und Tat ausſpreche, erwiderte er: „Ja, das letztere kann Heuchelei ſein, die Biſchofswürde aber verleiht den unfehlbaren Geiſt.“

Traurig, traurig, daß man ſo etwas im 19. Jahrhundert noch hören muß; es iſt freilich nichts anderes, als wenn man durch das „von Gottes Gnaden“ einen unfähigen Kopf, ein verderbtes Herz für zuläſſig hält, über das Wohl von Tauſenden zu entſcheiden. Es iſt eben jene träge Frömmigkeit des Herzens, um es mit dem beſten Namen zu nennen, die den Buchſtaben ſetzt ſtatt des Geiſtes; der die Form zum angebeteten Götzen wird, während doch allein und ewig der Inhalt entſcheidet.

Er ging nun endlich zu den hauptſächlichſten Fragen über. Er ſagte: „Luther und Calvin hätten eben ihre göttliche Miſſion nicht beweiſen können, da ſie keine Wunder getan.“

Ich verſicherte ihm, daß das einzige Wunder, an das ich glaube, die Tat des Geiſtes ſei und die Wunder des Evangeliums hätten für mich keine Bedeutung.

„Glauben Sie denn an das Evangelium und leugnen doch einen Teil desſelben?“

„Ich glaube daran in ſeinen weſentlichen Lehren als an Wahrheiten, die mein Geiſt mit Freuden als die Grundlagen des ſittlichen Lebens anerkennt.“

„Das iſt nicht logiſch; entweder Sie erkennen es ganz an oder gar nicht.“

„Warum nicht, da es mir keine unfehlbare übernatürliche Offenbarung, ſondern einfach ein Werk des menſchlichen Geiſtes, alſo auch teilweiſe wahr, teilweiſe mit Irrtum und Unweſentlichem vermiſcht iſt.“

„Glauben Sie denn, daß Chriſtus Gott iſt, glauben Sie an das wunderbare Geheimnis der Dreieinigkeit?“

„Nein,“ ſagte ich ernſt und feſt, denn ich wollte nun einmal von dem, was in mir Wahrheit iſt, zeugen. „Ich ſchaue Chriſtus an als eine vom Geiſt erfüllte Erſcheinung und ich glaube an die Einheit des Geiſtes.“

„O! dann gehen Sie ja viel weiter als der Proteſtantismus.“

„Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß ich keine Proteſtantin bin.“

„Dann wäre ja aber Chriſtus nur ein gemeiner Betrüger geweſen, denn hat er nicht ſelber geſagt: Ich und der Vater ſind eins?“

„Und haben Sie denn nie Stunden gehabt, wo Ihnen die Einheit des Lebens ſo fühlbar war, daß Sie ſagen durften: Ich bin eins mit dem Göttlichen!“

Denn daß das Göttliche nichts anderes für uns iſt als die Einheit des Menſchlichen, das durfte ich ihm nicht ſagen, das verſtand er ja gar nicht.

„O wohl, als Gottes Kind fühl' ich mich auch, aber das iſt ganz etwas anderes. Wozu wäre denn nun aber Chriſti Tod? Weshalb wurde er denn gekreuzigt, als weil er ſagte: Ich bin Gottes Sohn?“

„Allerdings, und das iſt gerade der ſchlagendſte Beweis. Er mußte ſich zum Tod entſchließen und durfte ſich ihm nicht entziehen, um den Beweis zu liefern, daß er auch das letzte tun konnte für ſeine Überzeugung. Die Juden aber mußten ihn kreuzigen, da er das geſagt hatte, weil es immer ſo war und noch iſt: daß die Menſchen der alten Zeit den Geiſt, der die alte Form zerbricht, als einen Gotteslåſterer und Zerſtörer des Heiligen verſchreien und ihn kreuzigen, wenn auch nicht auf dem Kreuz von Holz, oft auf einem ſchlimmern noch; denn um ihn anzuerkennen, muß man das Geſetz der Freiheit wiſſen: daß es nichts Stabiles gibt im Leben des Geiſtes, daß die Entwicklung fortwachſen muß ins Ungemeſſene, daß die Vollendung keine Grenzen hat, daß das Unbegrenzte allein ihr Ende iſt.“

„Nun, zwiſchen uns iſt keine Vereinigung möglich; ich beklage Sie, aber da iſt alles aus und gar kein Anknüpfen mehr.“

Und haſtig, als wenn ihn der Geiſt der Entwicklung ergreifen und ſelbſt mit fortziehen möchte in vielleicht längſt abge-

ſchloſſene und gewaltſam vernichtete Zweifel, eilte er mit halb zornigem, halb traurigem Ausdruck davon, Verlorene zurücklaſſend, an deren Rettung er verzweifelte.

Ich war ſehr ergriffen. Noch nie hatte ich die ſtill erwachſenen Überzeugungen ſo öffentlich bekannt, einer Macht gegenüber bekannt, die noch immer die halbe Welt beherrſcht und deren Repräſentant hier vielleicht zum erſtenmal einſah, daß der verachtete Proteſtantismus ſchon eine neue Entwicklung gehabt hat, die einen neuen Kampf für die Zukunft verheißt und den Sieg wieder hinausſchiebt. Ich war zum erſtenmal ein Kämpfer geweſen für die heilige Sache der Freiheit auf religiöſem Gebiet und ich hatte mit ganzer Begeiſterung gekämpft. Aber nicht allein dieſes hatte mich ergriffen. In mir klopfte ein namenloſer Schmerz um die Menſchheit, die die Freiheit noch nicht kennt. Dieſer ſchöne, hochbegabte, kraftvolle Mann, der ſeine Kraft an dies Syſtem der Knechtſchaft und des ungemeſſenen Egoismus hingab, war mir ein ſchmerzvoller Beweis für jene Unzähligen, die noch gefangen liegen gleich ihm, und die ungemeſſene Sehnſucht, zu retten an das Licht des ſich entwickelnden Lebens, was noch ſchläft, überflutete mein Herz und lockte heiße Tränen der Liebe zu den Armen, den wirklich Notleidenden, in mein Auge. Das ſind die Augenblicke, in denen ſich die erbarmende Liebe der Erlöſung des Geſchlechts durch die Berufung zur Freiheit und zum Geiſte weiht. Das ſind die Stunden, in denen die Apoſtel geboren werden und immer von neuem angefeuert: hinzugehen und das Leben einzuſetzen und wär' es auch nur, um eine Seele zu retten.

Auch in dieſem Mann war ein Etwas, was vielleicht noch hätte der Freiheit gewonnen werden können, denn er ſagte im Laufe des Geſprächs: „Ich wollte mich wohl bekehren laſſen, wenn ich da die Wahrheit ſähe, denn ich ſuche nur die Wahrheit. — Amen!" Wenn das nur wirklich iſt, dann müſſen *wir* ſo gerecht ſein, anzuerkennen, daß, wenn nur ein jedes Herz in *ſeiner* Wahrheit lebt, ſchon viel gewonnen iſt.

Für den einzelnen iſt *ſeine* freie Wahrheit die einzig

rechte, nur ſoll er ſie nicht zum Syſtem erheben, das den andern knechtet. Es wird und muß die Zeit kommen, wo eine allgemeine Wahrheit die Herzen und den Willen beherrſcht, d. h. wo immer mehr die allgemeinen Zwecke des Schönen und des Guten, die die Normalzwecke der normalen Menſchennatur oder des Ideals ſind, zum Selbſtzweck jedes Individuums werden und dieſe Zeit wird ſchön ſein; bis dahin wird die einzelne Natur, die ihren Selbſtzweck erkannt hat und ſich gedrungen fühlt, ihm zu folgen durch alle Hinderniſſe der Welt hindurch, ſchwere Konflikte für ſich heraufbeſchwören; denn der unerkannte Egoismus, der ein Syſtem für ſich reden läßt, ſei es das des Glaubens und der Religion oder das der Pflicht und der Sitte — dieſer k a n n es nicht vertragen, daß eine Natur ſich ſelbſt Zweck ſei; er m u ß ſie begrenzen wollen in das Syſtem, dem er ſich ſelbſt unterordnet, ſei es nun aus Überzeugung, dann iſt das Syſtem ihm eigene Wahrheit geworden; oder aus Trägheit, weil es bequemer iſt, fremden Denkens Geſetze blindlings anzunehmen, als frei mit eigener kühner Prüfung d a s Geſetz aufzufinden, das meines individuellen Lebens Richtſchnur ſein ſoll. Aber trotzdem eine ſolche Natur Konflikte heraufbeſchwört, in denen vielleicht ſogar die phyſiſche Kraft unterliegt, ſoll und muß es doch immer wieder von neuem geſchehen und ſollen wir immer wieder die Zaghaften dazu anfeuern, daß ſie kühn den Leidenskelch der Selbſtſchöpfung an die Lippen ſetzen. Ja, wir müſſen ſie in den Kampf hinausſtoßen und in ſeine Schmerzen; denn es gilt, das Göttliche im Menſchen zu entbinden; den Schöpfer frei zu machen in dem Geſchöpf, das er umſchaffen muß zu einem vollendeten Kunſtwerk, nach dem inneren Geſetz der Schönheit hinanſtrebend zu dem einen großen Urbild, das man nennen kann, wie man mag, Gott oder Geiſt oder Ideal; kann es doch nichts anderes ſein als der Begriff der höchſten menſchlichen Natur, und haben auch ſelbſt die, die es Gott nennen und es vom Menſchen unterſcheiden, dafür nur die Bezeichnung der zum höchſten geſteigerten menſchlichen Eigenſchaften.

Von dieſem Punkte aus, alſo zurückſchließend von der Spitze

zum Anfang, läßt ſich dann auch der Streit ſchlichten, den wir neulich morgens oben auf dem Pavillon am Meere hatten: ob es eine normale menſchliche Natur, mithin eine urſprünglich gleiche Befähigung aller Individuen gebe. Ich ſagte: ja, und bewies es den Gegnern eben dadurch: wenn die Vollkommenheit das Ziel aller iſt, ſo nivelliert notwendig das Ziel die Individualitäten, denn der vollkommene Menſch kann nur einer ſein. Um etwas zu erlangen, muß ich aber auch die Fähigkeit dazu in mir tragen. Folglich: wenn die Vollkommenheit eines jeden Ziel iſt, muß ein jeder die Fähigkeit zur Vollkommenheit in ſich tragen. Einer wie der andere. Der einzelne erreicht ſie aber nie, ſondern nur die Gattung, der einzelne iſt durch die Kürze der Zeit und die übrigen beſchränkenden Bedingungen ſeines Lebens gebunden, er entwickelt daher vielleicht nur eine oder mehrere Seiten ſeiner Natur zum Vollkommeneren, wie es ihm gerade die Verhältniſſe geſtatten und daher wird die individuelle Verſchiedenheit ewig bleiben und die unendliche Mannigfaltigkeit in der Einheit. Schöne Weltenblume der Einheit und der Vielheit, in der Natur die unbewußte, in der Geiſterwelt die bewußte, daß du in dieſer nur ſo langſam, ſo unter Stürmen groß wirſt!

IX.

Ein gutgelebter Tag.

Zur Feier eines Geburtstages in unſerem kleinen Kreiſe war ſchon allerlei geſchehen, was die erfinderiſche Liebe im fremden Lande und unter ungewöhnlichen häuslichen Verhältniſſen ſchaffen kann. Blumen blühten in Fülle auf dem Frühſtückstiſch und Scherz und Lachen hatten dem Morgen ſchon eine Färbung von reiner Heiterkeit gegeben. Bei Tiſch an der table d'hôte erſchienen ungewöhnliche Lieblingsgerichte, bereitet aus jenen Schätzen, die das Meer den Kennern des Guten im Reich des poſitiven Geſchmacks liefert, und wir verfehlten nicht, dieſen Zufall unſerem Feſte zur

Ehre zuzuſchreiben, bis eine Dame neben mir auf meine Bemerkung, daß man heute wohl merken könne, daß man am Meere ſei, mir ganz unbefangen ſagte:

„Ja, das kommt, es iſt Freitag heute und da wird uns Katholiken zuliebe ſo viel Fiſch gegeben; wir dürfen aber im Wirtshaus und während einer Kur auch Fleiſch eſſen, und da habe ich mir das Fleiſch gewählt, weil mich die Kur ohnehin ſehr angreift; dann müſſen wir aber dem Fiſch entſagen.“

Meine Gefährtin und ich wechſelten einen kurzen Blick, der die Beſchränkung einer Lehre kritiſierte, die eben gar nichts anderes iſt als das Geſetz, das Moſes auch gegeben hatte; ein Beweis, wie wenig Chriſtus mit ſeiner Erlöſung zum Geiſt noch verſtanden worden iſt. Das Maß, das ſich aus dem Schönheitsgefühl des eigenen Weſens entwickelt, iſt das nicht tauſendmal mehr als das Geſetz, das noch dazu ſo leicht umgangen werden kann? Der Schönheitsſinn im Menſchen iſt ja eben gar nichts anderes als das Gefühl des Ebenmaßes, des harmoniſchen Gleichgewichts im Innern wie im Äußern. Wer dies in ſich ausbildet, der hat einen ſtrengeren Richter in ſich als das Geſetz von außen, denn ſo wehe tut keine Buße, die mit einem Augenblick gedankenloſen Betens abgetan iſt, als die Störung, die dadurch in die reine Schönheitslinie unſerer Entwicklung gebracht wird. Lehrt die Menſchen den Kultus des Schönen und ihr habt ihnen unendlich viel mehr gegeben als mit dem Geſetz.

Zur Nachmittagsfeier war eine Partie zum Leuchtturm verabredet. Unſer alter Freund, der Maler mit der ſchickſalsdurchfurchten Stirn und den tiefen Schmerzensaugen, ging mit, um die Frau drüben zu malen. Fröhlich glitten wir im Kahne über die grünen Wellen des Hafens und erſtiegen die ins Meer hinausführende Brücke, an deren Ende das Leuchtturmhäuschen liegt. Es war die Zeit der Flut und die Brücke lag faſt dicht über dem Waſſer, ſo daß wir feſten Fußes über die ſchäumenden, kriſtallenen Wogen dahinſchritten. Unzählige Fiſchreiher und Seemöwen kreiſten mit den weißen

Schwingen über dem Waſſer, tauchten ſich in die Wellen und miſchten ſich mit dem weißen Schaum oder flatterten wieder empor im raſchen, unruhevollen Spiel; dabei wehte ein lauer Meerwind, wie mit ätheriſchem Stoff den ganzen Körper füllend, lautere Fröhlichkeit in das Herz hinein.

Die liebe Frau im Leuchtturmhäuschen empfing uns wie alte Bekannte. Heute fehlte ihrem einfachen Volkskoſtüm die rote Jacke und nur das weiß und blau geſtreifte Hemd war oberhalb geblieben. Als wir ihr den einen Zweck unſeres Kommens, das Malen nämlich, erklärt hatten, war ſie gleich erbötig, die Jacke, eine reine Mütze und Schürze, große goldne Ohrringe und eine goldne Kette um den Hals anzulegen und mit der bewunderungswürdigen Ganzheit und Intelligenz ihrer Natur ſetzte ſie ſich dann, in durchaus charakteriſtiſcher Stellung, die Hände kraftvoll auf die Kniee geſtützt, den Hals anmutvoll gebogen und mit den geiſtreichen Augen hinausſchauend, wie in die weite Ferne des Meeres und der Zukunft, hin, ſo daß der Maler auch nicht eine leiſe Linie zu ändern brauchte, ſondern eben nur aufzufaſſen hatte, was in unübertrefflicher Wahrheit und Harmonie des ganzen Menſchen vor ihm ſtand.

Ich ſtudierte während der Zeit mit wahrer Andacht das ſchöne Wunder einer ohne die Beihilfe der Kräfte unſerer Ziviliſation ſo zur Harmonie und Intelligenz entwickelten Natur, die bei einem fünfundfünfzigjährigen Leben voll harter Arbeit in ſtetem Kampf mit den Elementen noch eine wirklich faſt jugendliche Schönheit und Anmut, mit Kraft und Stärke gepaart, im Alter ſich erhalten hatte, und es machte mich dies aufs neue ſehr zweifelhaft: ob viele Wege, die unſere Ziviliſation einſchlägt, auch wirklich Geiſt wie Körper fördern. — Während des Malens kamen die übrigen Glieder der Familie von Zeit zu Zeit heran und warfen neugierig forſchende und wohlgefällige Blicke auf das Papier: der ſtille, einfache, doch ſo wacker und tüchtig ausſehende Mann, der feine, intelligent blickende Sohn, die liebliche Tochter. Endlich, als das Bild bis zu einem gewiſſen Grad beendigt

war, wurde die Sitzung aufgehoben und ſie ſervierte uns nun mit ihrem anmutsvollen Weſen den Kaffee und ſetzte ſich wieder auf unſer Verlangen zu uns hin.

Ich fragte ſie, wie ſie denn ihren Mann kennengelernt, da ſie in Dünkirchen gelebt und er ein Oſtender ſei.

„O," erwiderte ſie lächelnd, „das iſt eine kurze Geſchichte, die mit meinem ganzen übrigen Charakter im Zuſammenhang ſteht. Ich verdiente mir mein Brot ſelbſt, wie Sie ſchon wiſſen, durchs Fiſchen, im Sommer und Winter durch raſtloſe Arbeit; denn es gehört viel dazu und die Netze ſind teuer, ich hatte aber nur ſelten Zeit, ſie mir ſelbſt zu ſpinnen, auch war derartige Arbeit meine Sache nicht. Nun hatte ich einſt, im wirklichen Drange eines ſehr arbeitsvollen Tages, den Namenstag meiner Mutter vergeſſen und brachte ihr meinen Glückwunſch einen Tag zu ſpät. Die Mutter, deren feinere, durch die Erziehung anders gewöhnte Organiſation ſchon durch meine Entwicklung ſo ſehr litt, konnte mir dieſen ſcheinbaren Mangel an Ehrfurcht, die ich doch aus dem Herzen nie verloren hatte, nicht vergeben und ſo entſpann ſich ein trauriges, immer wachſendes Mißverhältnis zwiſchen uns, das kein Bemühen meinerſeits wieder gut zu machen vermochte. Ich ſagte oft, wenn ich es nicht mehr aushalten zu können meinte: ich werde einen dummen Streich machen, davonlaufen oder mich verheiraten, obgleich ich früher beſchloſſen hatte, nie zu heiraten.

Da ſtand ich denn eines Tages am Strand, als mein jetziger Mann, der mit einem Oſtender Schiff gekommen war, vorüberging. Er fragte gleich, wer ich ſei, und als man es ihm geſagt, trat er auf mich zu und fragte: ‚êtes-vous encore jeune fille?' und als ich ihm mit ja antwortete, fragte er wieder: ‚voulez-vous me donner votre main et vous marier?' Ich hielt das für einen Scherz und zum Scherz immer geneigt, ſagte ich unbefangen lachend: ja. ‚Eh bien, je reviendrai dans un mois, voir si vous avez tenu votre promesse.'

Nun ſegelte er fort mit dem Schiff, ich dachte nicht mehr daran. Das häusliche Verhältnis aber wurde mir ſo drückend,

daß ich es kaum mehr aushielt, um ſo mehr da mein Herz ſich keines Fehls gegen meine Eltern bewußt war.

Nach zwei Monaten kam das Schiff wieder; mein jetziger Mann kam zu mir und fragte, ob ich noch meines Verſprechens eingedenk ſei, dann wolle er nach Oſtende gehen und ſeine Papiere holen. Ich willigte ein, er kehrte zurück und in zehn Tagen war ich ſeine Frau. Das war unvorſichtig, nicht wahr? Man ſollte ſich erſt prüfen und kennen, ehe man einen ſolchen Schritt tut, doch hat mich auch hier das Glück und meine Natur nicht betrogen. Ich habe den beſten, den zuverläſſigſten, den treueſten Mann gewonnen. Ich weiß wohl, daß es noch ebenſo gute gibt wie er, aber für mich iſt er der beſte und keinen Augenblick unſerer Ehe habe ich meine vorſchnelle Antwort bereut. Und doch habe ich eine ſo lebhafte, raſche Natur, daß ich nicht immer leicht zu ertragen bin, aber" (und hier gebrauchte ſie einen Ausdruck, deſſen eigentümliche Bedeutung nicht wiederzugeben iſt) „j'ai de la loyauté dans mon caractère und das macht alles gut. Wenn ich einen kleinen Fehler begangen habe, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, ihn zu bekennen: ce sont des petits moments entre mari et femme et puis tout est bien de nouveau.

So lebe ich mein Leben voll Zufriedenheit und Glück und beneide keinen. Ich bleibe bei den einfachen Gewohnheiten meiner Jugend und wechſle die Kleidung meines Landes nicht, obwohl man ſie hier nicht trägt und die Oſtender Frauen mich darum verſpotten und wohl gar über die Achſel anſehen. Nun, das mag ich nicht, denn ich weiß, daß ich das nicht verdiene, es kümmert mich aber auch nicht, denn viele ſind zu mir auch ſchon freundlich und lieb geweſen, und obgleich ich nichts gelernt habe aus Büchern und Schulen, ſo habe ich doch mit friſchem Blick in das Leben geſchaut, habe manches Geheimnis verſtehen gelernt und oft ſchon manchem bekümmerten Herzen Rat und Troſt geben und in manches entzweite Verhältnis den Frieden zurückbringen können. Les montagnes ne se rencontrent pas, mais les êtres se ren-

contrent und ſo kam der eine oder der andere zu mir, für deſſen eigentümliche Lage gerade ich in meinen Erfahrungen den Troſt hatte, und wenn einer am Leben verzweifelte, dann ſagte ich ihm oft: das Leben iſt ein großes Lotterieſpiel, le tour de chacun viendra; ayez seulement patience jusqu'à ce que votre tour viendra."

Der Maler ſeufzte leiſe: „le tour de chacun ne viendra pas," und ein Zucken lief über die Schmerzenslinien ſeiner Stirn. Doch, armer alter Mann; doch, hätte ich ihm ſagen mögen; nur muß man eben aufmerkſam ſein auf die Stunde, die auch uns, ſei man, was man wolle, aus dem Füllhorn des Lebens eine Blume zuwirft; aber freilich, oft iſt ſie ſo kurz, dieſe Stunde, daß man ſie erſt im Entſchweben ahnt und dann iſt auch ſo wenigen die Bedeutung ihrer Schickſale klar, ſo wenige wiſſen, daß man immer noch das Gute und das Wahre lieben kann unter allen Schickſalen und daß eben die eigene Entwicklung durch alles Schickſal die rechte Berührung mit dem Zauberſtabe des allein unvergänglichen Glückes iſt. Alſo immer der Mangel an Erkenntnis, an Verſtändnis iſt das eigentliche wahre Unglück.

Mit freudig bewegtem Herzen ſchieden wir wieder von dem Häuschen und ſeinen Bewohnern. Der Eindruck eines vollkommen ſeiner Natur gemäß entwickelten Menſchen, dem ſich dann das äußere Leben trotz aller Mängel doch harmoniſch unterordnen muß, iſt das erquickendſte für den Menſchenfreund, was es nur gibt. Es iſt der Triumph des wahren Herrſcherrechts der Menſchheit über das ſogenannte Schickſal, die wahre Bedeutung des Daſeins, das in der individuellen Entwicklung ein doppeltes Ziel zu erreichen hat: das allgemeine Kulturziel, dem es als Ideal oder als normale menſchliche Natur zuſtrebt, und das individuelle Kulturziel, daß es nach den vorherrſchenden Fähigkeiten ſeiner eignen Natur auf die eine oder andere individuelle Weiſe ſich ausbilde.

Wir fuhren noch im kleinen Nachen weit in den Hafen hinein, der Abendröte zu, in deren ſanftem Schimmer die Ufer mit den Gebäuden friedlich ruhten, während hinter uns

die Nacht blaugrau leiſe ihren Schleier über Erde und Meer und Himmel zog. Mir fiel aus dem Gedicht eines Freundes, worin er eine Waſſerfahrt beſchreibt, eine Strophe ein: „mir wird ſo e w i g zumut“. So war es auch mir. Der Friede der Einheit alles Daſeins, das denn doch die rechte Ewigkeit iſt, machte mein Herz zu einem ſtillen Spiegel, in dem reine Gedanken, wie die Sterne im Waſſerſpiegel, ihr Bild beſchauten. Die Wogen der Vergangenheit, das arme ferne Deutſchland mit ſeiner geknickten Hoffnungsſaat, die flüchtigen, die gefangenen Freunde — alles lag auf einen Augenblick weit ab, wie in jenem Nachtmantel verſchleiert, und doch ſo nah, ſo im tiefen Grund des Herzens, nur verklärt von der Ruhe der letzten höchſten Wahrheit, die am Ende alles Tun und Leiden, alles Freuen und Genießen für das Bewußtſein in einem Ausgangspunkt vereinigt.

Wir ließen die laute Menge, die an den Sammelplätzen des Vergnügens weilte, zur Seite und eilten mit dem Bewußtſein eines gutgelebten Tages nach Hauſe.

X.

T r a u r i g e N a c h r i c h t e n.

„Im Hotel de . . . iſt ein Brief für Sie in dem Glasſchrank,“ rief mir eine Bekannte auf dem Pavillon am Meere zu. Ich wußte es, von wem er ſein mußte und eilte trotz der Mittagshitze dem fernen Gaſthof zu, ihn zu holen.

Mein Herz ſchlug faſt traurig, denn in dieſem Augenblick konnten die Nachrichten der Freunde der Freiheit nur traurige ſein. Ich fand den Brief, er war aus Frankreich von einem der Edelſten derer, die flüchtig irren, ungewiß, ob ſie noch irgendein Aſyl in Europa finden und für welches Verbrechen? weil ſie eine alte Welt in ihrem Sturze nicht mit aufhielten, ſondern ein neues Haus bauen wollten, das jung und kräftig der Zeit und ihren Stürmen gewachſen ſei und in deſſen weiten Hallen das V o l k, das freie Volk, wohne.

In dem Briefe ſtand: „Europa fängt an eng zu werden,

ſeitdem in dem freien Frankreich am Ufer des Atlantiſchen Ozeans freie Männer die Nacht abwarten müſſen, um ſich zu beſuchen.

In Frankreich muß ich täglich die république verwünſchen hören, muß ich anhören, daß man die badiſchen Republikaner ‚des brigands‘ nennt, ‚qui ne voulaient rien que le pillage‘. Die franzöſiſche Polizei dient der deutſchen Reaktion vortrefflich. Die alte Welt begreift in Frankreich ihren Feind noch beſſer als in Deutſchland.“ Natürlich, dort iſt er auch ſchon entwickelter, tritt unverhüllter hervor. Es iſt der Sozialismus; es ſind die Forderungen eines ewigen unleugbaren Rechtes, die in dem einen vernachläſſigten Teil der Geſellſchaft erwacht ſind; die nichts mehr von der erbarmenden Liebe wollen, ſondern die Gerechtigkeit fordern und wo ſie ihnen nicht gewährt wird, den dumpfen Schmerz bis zum Haß und zur Verzweiflung nähren; die dann die Mittel nicht mehr ſcheuen und, alle Dämme überflutend, nicht nur den Schlamm, ſondern auch die edlen Früchte der Ziviliſation ergreifen und mit fortreißen.

Alte Welt, du kennſt deinen Feind, du ſiehſt den dunklen Schatten, der ſich über dein behagliches Leben legt, aber du weißt nicht, daß es der Schatten des Todes für dich ſein wird und ſein muß, wenn du nicht, dich ſelbſt verjüngend, ihm zuvorkommſt und mit der jungen Welt zur Wiedergeburt ans Licht des Tages hervorgehſt. Aber du begreifſt es nie; die wirkliche Revolution, die Stunde der Entſcheidung *muß* kommen. Gärten nicht auch im Schoße der katholiſchen Kirche die Elemente der Wiedergeburt, ehe Luther kam? Wollten nicht einzelne, beſſere die unvermeidliche Kriſis abwenden durch Reformen und vermochten es doch nicht, bis der innerſte Lebensnerv getroffen und entblößt war und die tödliche Krankheit des alten Syſtems am Tage lag?

In der Geſchichte der Menſchheit liegt alſo auch wie in der Natur die *fertige* Blüte nicht im geſprengten Keim; die Arbeit bereitet den Boden vor, der ſie tragen ſoll und der gewaltſame Zuſammenſtoß vergehender und entſtehender

Welten gibt dann die Momente, in denen eine neue Erdenbildung geboren wird; die allmächtige Arbeit der Zeit aber muß ſie wieder vollenden.

Und wir werden arbeiten, wie zerſtreut auch, wie weit getrennt der eine vom andern. Nur um deſto gewiſſer tragen wir den Samen der Freiheit hin über die Erde und er wird aufgehen und Frucht bringen allerorten. Schrieb mir doch mein Freund in demſelben Brief: daß ihm ein durch Geiſt und Gemüt ausgezeichneter Ruſſe, der ſeine materiellen wie geiſtigen Kräfte dem Dienſte der Freiheit ganz widmet, geſagt habe, daß auch in Rußland die Demokratie ſolche Fortſchritte mache, daß ſie in wenigen Jahren zum Ausbruch kommen müſſe. Und die Einmiſchung in die Angelegenheiten Europas wird dem Zaren teuer zu ſtehen kommen.

XI.

Ein Konzert.

Ein Zufall führte ſchon ſehr im Anfang unſeres Badeaufenthalts eine ältere Dame an denſelben Tiſch, an dem wir im Leſezimmer, Zeitungen leſend, verweilten. Sie hatte ein noch ſchönes Geſicht mit regelmäßigen Zügen und etwas Zutrauenerweckendes im Weſen. Ich fand in meiner franzöſiſchen Zeitung ein Wort, das ich nicht verſtand, und da ich ſie mit einer jüngeren Dame und einem ſchönen Knaben, die ſie begleiteten, hatte franzöſiſch ſprechen hören, ſo ſtand ich nicht an, ſie um die Bedeutung dieſes Wortes zu fragen. Sie wußte es auch nicht und meinte, ſie müſſe es doch eigentlich wiſſen, da ſie die Frau eines berühmten Arztes ſei und dieſes Wort dem Zuſammenhang nach ein wiſſenſchaftlicher Ausdruck im Bereich der Naturwiſſenſchaften war. Aus dieſem zufälligen Anfaſſen wurde nun ein Feſthalten von ſeiten der beiden Damen, welche, wie wir erfuhren, Mutter und Tochter waren, ſo daß uns ihr ganzer Lebenslauf ſowie der Zweck ihres Aufenthalts in Oſtende bekannt wurde.

Sie waren Italienerinnen von Geburt. Der Mann der

älteren war Arzt in Florenz gewesen und war an einer Erkältung gestorben, die er sich geholt hatte, als er nachts zu einem Mitglied der Familie Bonaparte, das an einer Indigestion erkrankt war, gerufen wurde. Die gute Frau war infolge dieser bonapartistischen Unvorsichtigkeit als Witwe mit drei unversorgten Kindern zurückgeblieben. Sie hatte mit männlichem Mute ihr Schicksal und das ihrer Kinder zu beherrschen versucht. Die Söhne waren versorgt; der eine kämpfte in dem Augenblick in der Lagunenstadt Venedig gegen die verhaßten Austriaci, der andere war in Florenz. Die Mutter selbst war Schülerin von Rossini gewesen, nannte sich professeur de musique, komponierte Ouvertüren und Romanzen ohne Gehalt und Tiefe und hatte ihre Tochter, ein bescheidenes gutes Geschöpf, zur Konzertsängerin ausgebildet. Die Kleine hatte keine brillante Stimme, aber eine gute Manier, keine Leidenschaft und kein dramatisches Feuer, aber einen ganz angenehmen Vortrag unbedeutender Dinge, die eben weiter nichts als Vortrag wollen. Sie führte ein durchaus willenloses Dasein, das die Mutter dirigierte. Diese hatte den Stolz eines ehrlichen Bemühens um des Lebens karge Gaben und mußte dennoch um Gönnerschaft buhlen, da das Talent bei beiden nicht in seiner selbstbewußten Größe ruhen konnte. Sie fühlten sich verletzt von der Art, wie die vornehme Welt in Ostende über sie hinwegsah; sie waren keine Künstlerinnen ersten Ranges und darum kokettierten die fashionables der Gesellschaft nicht mit ihrem Kunstsinn, wie sie es bei den Löwen der Kunstwelt zu tun pflegen.

Doppelt dankbar mochten sie daher die gutmütige Freundlichkeit empfinden, mit welcher wir sie behandelten, ob es gleich zuweilen eine schwere Aufgabe war, die Berichte der Mutter über das Gelingen oder Nichtgelingen ihres Konzertunternehmens, um das es sich handelte und um dessentwillen sie in Ostende waren, mit anzuhören.

Endlich waren sie so weit, ihr Konzert zu geben und wir mochten wollen oder nicht, wir waren einmal gefangen; die hungrige Künstlerin ließ uns nicht los, und wenngleich die

Aufrichtigkeit der neuen Welt weit genug in mir gediehen geweſen wäre um abzuſchlagen, was ich durchaus nicht verpflichtet war zu tun, ſo iſt doch das Leben und Leben-Müſſen eine ſo bedenkenswerte Sache, daß man ſeinen Mitmenſchen, wenn man dazu imſtande iſt, die Unterſtützung nicht verſagen ſollte. Wir nahmen alſo Billetts und gingen hin.

Der Saal war mäßig beſetzt, denn die Muſikliebe der Oſtender ſcheint nicht ſehr groß, noch ihr Geſchmack ſehr veredelt zu ſein. Auch beſtand die Geſellſchaft, die ſich eingefunden hatte, faſt nur aus Fremden. Die alte Künſtlerin aber meinte, es ſei eine Geſellſchaft, qui flattait l'amour-propre de l'artiste, quand même sa poche n'en gagnait pas beaucoup.

Arme Künſtlerin! noch ärmere Kunſt! wenn du ſolche Vertreter haſt, deren Eigenliebe ſich geſchmeichelt fühlt, wenn Namen, wie ſie in der alten Welt gelten, daſitzen und einem Effektmoment ihr „Bravo" zurufen, unbekümmert, ob auch Seelen und gebildete Sinne da ſind, die für die wahre Schönheit empfänglich ſind.

Der einzige, der vorteilhaft unter dieſen Kindern der Elite der vornehmen Welt heraustrat, d. h. für das Auge gewiſſer Beobachter, die unter der Außenſeite zu leſen verſtehen, war der junge Fürſt Miloſch Obrenowitſch, der Sohn des entſetzten ſerbiſchen Regenten; ein junger ernſter Mann von edler Haltung, geſchieden von dem Schwarm der Schönen und der faden Modeherren, in ſich und in die Muſik verſunken, der ſein richtiges Empfinden durch Beifallsbezeigungen an den wirklich beſten Stellen kundgab.

Die kleine Sängerin, ein eingeſchultes, richtig geſtimmtes Inſtrument, das die Finger der ſie begleitenden Mutter gehen machten, ſang ihre Arien und Lieder, wie die Nachtigall ihr Lied ſingt, ein lieblicher Ton, ein kunſtreiches Bewegen der Stimme, ohne Bewußtſein, ohne jene élans der Kunſt, die beweiſen, daß in der Seele des Künſtlers ſich plötzlich Tiefen auftun und Blitze zucken; Zeugniſſe des Empfangens und Gebens, Schöpfungen der Begeiſterung.

Mit dem letzten Klang, der verhallte, war auch die Empfindung ſtumm und leer wie ein nie berührter Ton.

Die Mutter aber hatte noch die Mitwirkung eines berühmten Künſtlers erlangt, des bekannten Violinſpielers A . . . de K . . . g. Ich hatte ihn ſchon einmal vor vielen Jahren als Knaben gehört und fand nun, daß der Mann gehalten hatte, was das Kind verſprach. Ich freute mich, einmal wieder einen Menſchen zu ſehen, der, in einer Art wenigſtens, das Vollkommene leiſtet, der in dieſem einen Fach alles kann, was er will, allmächtig iſt. Auch nur ein Stück Vollkommenheit iſt ſchön, es gibt gleich die Ahnung vom Ganzen und indem es die Möglichkeit des Erfolges zeigt, befeuert es das Streben.

Der Künſtler ſpielte einige moderne ſchwierige Piecen, in denen er einesteils die große Virtuoſität, der alle Schwierigkeiten ein Spiel ſind, bewies, andernteils aber auch in Geſangsſtellen Raum fand, die Schönheit des Tones und das feine Verſtändnis des Geſangs darzulegen, bis er denn auch, für uns Deutſche beſonders erfreulich, durch das „Ständchen von Franz Schubert" zeigte, wie ſehr er ſein Inſtrument zum empfindenden lebensvollen Geſchöpf machen konnte. Wir waren recht erfreut.

Gleiche Wirkung ſchien das Spiel auf einen neben uns ſitzenden Herrn zu haben, von dem wir zufällig wußten, wer er ſei, der Bruder nämlich einer bekannten geiſtvollen Schriftſtellerin, und ſelbſt, wie man ſagte, ein ſehr geiſtvoller Menſch.

Wir hatten keinen Grund zu glauben, daß er uns irgendwie bemerkt habe, da wir keine gemeinſchaftlichen Bekannten hatten, auch ſonſt noch nicht näher mit ihm zuſammengekommen waren. Er redete uns bei Gelegenheit des Spieles an, fragte dann, ob wir am Morgen die Windhoſe über dem Meere bemerkt, und als wir verneinten, meinte er, das wundere ihn, da wir ja immer am Meer zu ſein ſchienen.

„Allerdings," erwiderte die eine von uns, „da man wahrlich nicht nach Oſtende geht, um im Zimmer zu ſitzen und die Luft wohl beinahe ebenſo wohltätig iſt wie das Waſſer; doch

haben wir vielleicht in dem Augenblick dem Meere den Rücken gekehrt, da es die Augen ſehr angreift, lange und viel auf die glänzenden Wellen zu ſehen."

„Greift es denn die Augen nicht an, in Fröbels Syſtem der ſozialen Politik zu leſen?" fragte er lächelnd.

„Woher wiſſen Sie denn, daß wir darin geleſen?" fragte ich ein wenig ernſt und kühl, denn ich wußte noch gar nicht, ob ich dieſe Bekanntſchaft des gänzlich Fremden mit unſern Beſchäftigungen autoriſieren ſollte.

„Nun," ſagte er lächelnd, „ich weiß es nun einmal."

„Ich werde es auch keinen Augenblick leugnen, daß wir es geleſen," ſagte ich ſtolz; „denn ſo wenig ich es für Frauen toleriere, wenn ſie ſolche Lektüre oder ein Prinzip als Aushängeſchild gebrauchen, was auch immer ein Zeichen verwerflicher Sucht nach etwas, was gar nicht innerlich oder von noch nicht durchgebildeter Feſtigkeit des Wollens iſt, ebenſowenig dürfen ſie, wo es auf ein Bekenntnis ihres Tuns ankommt, das verleugnen, was konſequente Folge eines klaren Bewußtſeins über Sollen und Müſſen iſt."

Als darauf nach dem ſehr ſchönen Spiel des Künſtlers eine von uns bemerkte: es ſei doppelt ſchön, da er ein guter Demokrat zu ſein ſcheine (wir hatten ihn an der table d'hôte ſprechen hören), ſagte jener: „Sie belieben alſo die Demokratie? Nun freilich, man hätte es ſchon nach der Lektüre ſchließen können. Ich verſichere Sie aber, die Frauen müſſen ewig ariſtokratiſch bleiben. Ariſtokratie, Schönheit, Geſchmack und Sitte ſind eins und die ſind das Gebiet der Frauen."

Zum zweitenmal alſo in ganz kurzer Zeit wurden wir ſo angeredet. Es berührte mich, für mich, weiter gar nicht; nur inſofern ſchmerzlich, daß noch ſo viele Männer ſo reden und denken, daß man uns noch immer das Verſtändnis des ganzen Lebensgebietes abſprechen, uns bannen will in den einen abgeſchloſſenen Kreis gleich Treibhauspflanzen, die man hüten muß vor rauher Luft und ſcharfer Sonne, damit man ſich an ihrer auserwählten Schönheit freue. Aber iſt das Vergißmeinnicht nicht auch mit des Himmels ſchönſtem Blau gefärbt,

trotzdem es an Sümpfen wächſt und niedrigen Orten und duftet das Veilchen nicht den ſüßeſten Duft, das Kind der Wälder und des Mooſes? Iſt nur das rein, edel, lieblich, was unbewußt iſt? Sind wir ein notwendiger Teil der denkenden Schöpfung, müſſen wir dann nicht notwendig das Leben, wie es wirklich iſt, anſchauen lernen, damit es uns möglich werde, ſeine Schäden zu heilen und es zur Schönheit umzubilden? Törichter Wahn, daß Bewußtſein und weibliche Schönheit und Würde unvereinbar wären, da es ohne Bewußtſein ſeines Zwecks und ſeines Wollens für den Menſchen überhaupt keine Sittlichkeit, mithin keine Schönheit und Tugend gibt, alſo auch nicht für das Weib.

Das Thema wurde noch weiter ausgeſponnen. Er ſagte: „Ich verſichere Sie, der jetzige Zuſtand, das, was wir jetzt Demokratie nennen, enthält nichts, was auch nur einen Schatten von bleibendem Wert in ſich trüge, und es iſt nicht würdig, daß Frauen ihre reinen Hände daran legen."

„Ich weiß es recht gut," ſagte ich, „daß wir nur in den Uranfängen eines werdenden Zuſtandes uns befinden; aber ich möchte eine ſo bedeutende geſchichtliche Epoche nimmermehr ohne das Bewußtſein davon erlebt haben und dann kann ich auch nur das ſagen: Selbſt wenn ich wollte, ich wüßte es nicht zu tun; ich müßte mitten darin ſtehen."

„Ja, das iſt richtig," ſagte er, „wenn man eben nicht anders kann." Nach einigem Hin- und Herreden fragte er dann wieder: „Aber, was wollen Sie denn eigentlich, z. B. in dem Verhältnis von Mann und Frau? Können Sie ein anderes, ein geheiligteres Verhältnis finden als das der Ehe?"

„Nein, und wir wollen es auch nicht," erwiderten wir; „das Haus, die Familie, die näheren Lebenskreiſe ſind das Gebiet der Frau; aber da ſoll ſie ein freies, ihrer Aufgabe bewußtes Daſein führen, ſoll dies Leben nach den Geſetzen der Vernunft geſtalten, ſoll Schöpferin ſein, nicht bewußtloſes Werkzeug, nicht Sklavin, ja auch nicht bloß Schmuck und Zierde eines andern Daſeins, ſondern freier, ſelbſteigener

Zweck, durch Einſicht und Liebe das Leben um ſich geſtaltend.“

Wir kamen recht erregt nach Hauſe; es war ein ereignisreicher Abend geweſen. Vor allem aber freute mich das Gefühl der Sicherheit, das wie ein wohltätiges Lebensfeuer nach jeder neuen Erfahrung durch mich hinſtrömte: Die Sicherheit, die nur ein nach allen Seiten hin theoretiſch durchgearbeitetes, ſchon in den Konflikten des Lebens erprobtes Prinzip geben kann. Freilich ein Prinzip, das noch entwicklungsfähig ſein muß ins Unendliche und das darum ſich nicht ſcheut, in den Kampf zu gehen, woher er auch komme, weil es ſich nicht ſcheuen kann, ſeine eigene Wahrheit zu erproben. In dem Augenblick, wo man das Prinzip vernichtet fühlt, muß man es wegwerfen können wie ein unnütz Werkzeug, ſonſt iſt man nicht frei. Wer aber kann wohl *das* Prinzip verwerfen wollen, daß ein jeder als ſein eigener höchſter Zweck nach einer vollſtändigen individuellen Entwicklung zu ſtreben habe und daß er ſtreben müſſe, mit dieſer individuellen Entwicklung dem Zweck aller, der Entwicklung des Ganzen zu dienen: ein jeder in ſeinem Kreiſe, ſo weit es ihm gegeben; da aber auch im weiteſten Sinn und mit völligem Bewußtſein und immer wachſender Klarheit. In den Mitteln dazu kann man ſich wohl irren, aber auch nur irren; denn wo der reine Wille der Mittelpunkt des Lebens iſt, da gibt es kein Fehlen mehr und auch ſelbſt jenes Irren iſt kein Verluſt, denn es muß *dem* eben alles zum beſten dienen, der in die Klarheit will und aus dem Irrtum ſelbſt wird nur eine neue Klarheit.

XII.

Zukunftsgedanken.

Am ſchönſten Nachmittag ſaßen wir auf der offenen Galerie des Pavillons am Meer und freuten uns der immer neuen Schönheit von Luft und Meer und Sonne.

Im durchſichtigen Grün mit den weißen Schaumkronen auf dem Haupt rollten die Wogen der Flut heran. Unten am Strand, wo noch eben zahlreiche bunte Gruppen auf den dort aufgeſtellten Stühlen, die man für jede kleine Weile Raſt nach franzöſiſcher Sitte bezahlen muß, geſeſſen hatten, wurde alles aufgepackt; die Stühle wurden hinaufgetragen auf den Damm; die Badekarren zurückgeſchoben, wie dies alltäglich bei der Annäherung der Flut geſchieht; die Menſchen ſtiegen herauf und nur die Kinder wichen langſam, faſt ſchrittweiſe, den heranrollenden Wogen, denen ſie mit ihren kleinen Schaufeln Sanddämme entgegengeworfen hatten, die von den Wellen dann erobert und überflutet wurden, was die Kinder jedesmal mit einem Jubelgeſchrei begrüßten.

Ich beneidete die Kinder faſt um den glückſeligen Spielplatz hier. Das freie Bewegen in der herrlichen Luft, die ſtärkenden Bäder, der tägliche vertraute Umgang mit dem großen Element — das muß wohl ein Kinderherz frei und glücklich ſchlagen machen.

Freilich war die Unnatur und verkehrte Sitte der Geſellſchaft auch hier bemüht, den herrlichen Einflüſſen von außen ſtörend und vernichtend entgegenzutreten. Denn abends drängte die Menge der modeſüchtigen Welt ſich in dem heißen Saal des Pavillon du Phare ſo zuſammen, daß bald eine Luft dort entſtand, in der es nicht möglich war, frei zu atmen, und in dem kleinen freien Raum, der in der Mitte blieb, pflegte dann, nach den Tönen eines Pianos, ſich ein Kinderball zu geſtalten. Die Kleinen ahmten die große Welt nach; alle Formen und oberflächlichen Notwendigkeiten des ſogenannten guten Tons wurden von den kleinen Geſchöpfen angenommen, Liebesverhältniſſe, Kurmachereien und Eiferſüchteleien wurden angeſponnen und die älteren Leute ſaßen da, ſahen und bewunderten, erregten natürlich die Eitelkeit der Beobachteten aufs höchſte und freuten ſich, daß die Kinder ſchon einen ſo ſchönen Anfang machten, ſich für das Leben auszubilden und jenen Firnis der Geſellſchaft zu erlangen, der nicht die Blüte der inneren Entwicklung iſt, ſondern, ach

wie oft, ein hohles, leeres Inneres überdeckt. Und bei ſolchen Erfahrungen ſoll man nun nicht ſagen, daß eine ſoziale Reform notwendig iſt.

Nun von der Abſchweifung zurück zu unſerem ſchönen Nachmittag auf dem Pavillon; zu dem Anblick der grünen Flut, der weiß ſchimmernden Segel, welche die unzähligen Boote ſchwellend hinausführten in die ſteigenden Wellen im Kampfe mit der widerſtrebenden Strömung, oft hinaufſchwebend auf die grünen Hügel und dann wieder hinunterſchießend, halb von der Tiefe verſchlungen; zu dem Anblick des blauen Himmels mit den großartigen Wolkenbildungen, die im Einklang ſtanden mit den Wellen; zu dem Genuß der reinen, nervenſtärkenden Luft; zu der heiteren Stimmung endlich, die faſt unausgeſetzt unſere Begleiterin war und die ich, gewiß nicht mit Unrecht, zum Teil auf die wohltätige Einwirkung des Seebades und der Luft auf unſere Geſundheit ſchob.

Unſer neuer Bekannter aus dem Konzert geſellte ſich zu uns. Wir hatten uns im kleinen Einzelkrieg erſchöpft, und bei dem nahenden Abſchied ergab es ſich von ſelbſt, daß noch einmal die ganze Summe der Lebensanſchauungen hervortrat.

Er entwickelte uns die ſeinigen mit einer Beredſamkeit, die, vor einem großen Publikum zum Beſten einer angefochtenen Sache entfaltet, große Wirkung tun mußte und welcher der Triumph ſo leicht nicht fehlen konnte. Dieſe Anſchauungen waren die eines tüchtigen Menſchen, der, ſeiner eigenen Kraft vertrauend, ihr allen Erfolg zu danken hat: eine ehrenvolle Stellung, Einfluß, Wohlſtand und Familienglück. Die ehrenhafte Seite dieſes Charakters, der bedeutende Anteil, den ein ſolcher an der Weltbildung hat, die Berechtigung dieſer Lebensanſchauung, traten im beſten Licht hervor und ich freute mich unbeſchreiblich, volle Gerechtigkeit ausüben zu können. Aber ebenſo wahr, wie alle dieſe Anſichten waren, ebenſoſehr vertraten ſie nur die eine Seite der Weltanſchauung, ſie faßten den negativen Teil der demokratiſchen Lebensrichtung richtig auf, aber den andern, den ſchöpferiſchen, den entwickelnden, kannten ſie nicht und darin liegt ihr Unrecht.

Hauptſächlich galt es dann wieder, wie immer vorzugsweiſe uns gegenüber, der beanſpruchten neuen Stellung des weiblichen Geſchlechts. „O! ahnten Sie nur," ſagte er zu uns, „wie Sie mit dem Heraustreten aus der engen Begrenzung, in der allein Ihr Weltberuf liegt, zugleich die Schranken der Weiblichkeit überſchreiten, wie Sie, bei geiſtigſter Begabtheit, vom Weibe, das man liebt, zu einem Kampfgefährten herabſinken, den man beſtenfalls verehrt oder für den man jene Schweſterliebe empfindet, die der Freundſchaft verwandter iſt als der ausfüllenden Liebe, welche Mann und Weib zu einem unauflöslichen Ganzen verbindet. Phantaſien ſind jene Träume von der Gleichberechtigung der Geſchlechter, die nur zum Kampf herausfordert, die zwar anziehen, aber nicht erwärmen kann! Was iſt jene Sucht nach Gleichberechtigung anderes als eine große Lüge, ebenſo wie alle jene modernen Wahrheiten, welche die Emanzipation der Frauen — wovon? — von ihrer Weiblichkeit zum Endzweck haben. Jene Gleichberechtigungsphraſen zerplatzen wie Seifenblaſen; wenn die Frau erſt liebt, dann hört die Emanzipationsluſt auf, die nur ein Surrogat iſt für das unbefriedigte Herz.

Nie kann die Emanzipationstheorie dies Glückſpenden und Glückempfangen erſetzen, das eine Ehe gibt, wo der Mann in dem Weibe die Ergänzung ſeiner ſelbſt findet durch die Eigenſchaften, die ihm fehlen und die dem Weibe eigentümlich ſind. Eine Ehe zwiſchen Gleichberechtigten iſt ein Unding; gleichartige Metalle kann man wohl äußerlich zuſammenſchmieden, aber nicht innerlich verſchmelzen. Der höchſte Unverſtand liegt in der ſo oft gehörten Verwunderung: Wie der Mann nur ein ſo unbedeutendes Mädchen hat heiraten können. Gerade die bedeutendſten Männer fühlen vorzugsweiſe den Trieb, ſich mit einem weiblichen Weibe zu verbinden und es iſt nicht Unbedeutendheit, ſondern die eigentliche Höhe der weiblichen Natur, die ſie aufſuchen. Dieſem lieblichen Weſen, das ihrem Leben Reiz und Anmut gibt, wollen ſie die Errungenſchaften ihrer Kraft, ihre Berühmtheit, ihre

Heldentaten, ihr Ganzes, ihr bewundertes Ich zu Füßen legen, die Huldigung der Kraft gegen die Anmut. Denn nicht umſonſt nennt man die weibliche Hälfte des Geſchlechts das ſchöne Geſchlecht; die Frau ſ o l l ſchön ſein, das iſt ihr Beruf und nur ſo ſucht ſie der Mann.

Zu bemitleiden ſind die Frauen, die anderes wollen; ſie nehmen ein ſelbſtgeſchaffenes Surrogat für wahres Glück. Befriedigung können ſie da nicht finden und eine nur halbwegs erträgliche Ehe wäre ein Elyſium gegen das Los einer alleinſtehenden, nach Gleichberechtigung ſtrebenden Frau.

Wie immer in der Epoche des Verfalls großer Staaten, wie im alten Rom zur Kaiſerzeit, ſo iſt das Grundübel unſerer Zeit der raffinierte Genuß der Überbildung und Überfeinerung. Die Familie iſt der Ausgangspunkt der Geſellſchaft. Aus der geſunden Familie der geſunde Staat! Wie aber kann die Familie geſunden, wenn ihr Anfang, die Ehe, nur ein Konvenienzgeſchäft, eine ſchlaue Kombination der geſelligen Genußſucht iſt? Wenn nach den Forderungen der Genußſucht das Maß des zum Lebensglück Erforderlichen beſtimmt wird, ſo muß die Herzensneigung dem Reichtum weichen. Dadurch gewinnt die große Armee der Unzufriedenen, unter dem Namen der Sozialiſten, immer neue Kämpfer. Jedes um der Konvenienzheirat willen verlaſſene Mädchen tritt ihr bei. Jede unglückliche Ehe, die den Keim des Elends in ſich trug, ſowie ſie eingegangen wurde, gibt einen neuen Text für die Predigt gegen das Inſtitut der Ehe, das, nach jenen, das Unheil der Welt ſein ſoll, während die verführeriſche Lehre der Selbſtberechtigung jeder ſtrafbaren Leidenſchaft den Weg bahnt. Wahnſinn iſt es, gegen dieſes Inſtitut, die einzig mögliche Verbindung von Weib und Mann, zu kämpfen. Gegen die Gemeinheit ſoll man kämpfen, mit der die Ehe geſchloſſen wird. Einfachheit und Genügſamkeit ſoll man ſchaffen, um die Welt radikal zu heilen. Die Frauen ſollen die Theorie beiſeite werfen, ſelbſt hingehen in die Häuſer der Armen, dort aufräumen, reinigen, waſchen, flicken, die Kinder Gehorſam lehren, nicht Freiheit, das Hausweſen beſorgen,

damit die Eltern unbekümmert ihrem Tagewerk nachgehen können. Und zwar nicht einzeln ſollen ſie das tun, ſondern unausgeſetzt, mit Aufopferung ihrer ſelbſt. Dann haben ſie zur Löſung der ſozialen Frage mehr beigetragen als alle Bücher, die durch Theorien die Menſchheit heilen wollen.

Wer helfen will, helfe in der Familie, aber in der einzelnen, in der begrenzten, in der Stille. Die Aſſoziationen, die ſie ſtiften, um maſſenweiſe den Maſſen zu helfen, ſind der moderne Wahnſinn. Es ſind die Kreuzzüge des Mittelalters, ins 19. Jahrhundert überſetzt, wo ſie auszogen zu heiligem Zweck und vorerſt die Juden ſchlachteten, um ſich das Geld zu den ritterlichen Zügen zu verſchaffen. Die Apoſtel der Neuzeit machen es genau ebenſo, nicht, daß ſie ſich das Geld zur Beglückung der Armen erarbeiten, o nein! ſie predigen, es den Reichen zu nehmen und aus fremdem Beutel wohltätig zu ſein.

Atmen wohl alle die modernen Schriften, die direkt oder indirekt die ſoziale Frage behandeln, jenen Geiſt der Liebe, der im Chriſtentum ſo unleugbar uns entgegentritt? Sie ſind meiſt mit Haß erfüllt gegen die Beſitzenden und rechtfertigen dieſen Haß mit dem edlen Zweck ihres Kreuzzuges. Ich glaube nicht, daß die ſoziale Frage in der Weiſe zu löſen iſt, wie die Schriftſteller von Fach es vermeinen, ich traue in vielen Fällen ihren Motiven und faſt in allen Fällen ihrer Erkenntnis nicht. Sie ſind dem Leben fremd. Es gibt wohl auch edle, uneigennützige Menſchen unter den Sozialiſten, aber alles, was nicht praktiſch ausführbar iſt und zwar ſogleich, gehört in das Gebiet der Schwärmerei. Maſſenweiſe Volksbeglückung iſt Eitelkeit von den Beglückenden, Entſittlichung von ſeiten der Beglückten und erfolglos für beide Teile. Schmutz und Elend ſind nicht zu heilen, ſo lange ſie noch von irgend jemand geduldet und ertragen werden. Auch in Lumpen gibt es Reinlichkeit, hier beginnt das Wirken der Frauen; freilich wird ſchmutzige Wäſche nicht öffentlich gereinigt, das geſchieht in der Kammer am beſten."

Wie wahr jenen Übertreibungen gegenüber, in die ein drän-

gendes Zeitbedürfnis faſt immer die Naturen ſtürzt, die es in ſich nicht zum reinen Verſtändnis ausgebildet haben oder die, welche ſich desſelben als Deckmantel mißverſtandner Forderungen oder als Hilfe für ein verfehltes Leben bedienen.

Wie unwahr und irrig jenen anderen gegenüber, die das klare Bewußtſein deſſen, was nottut, in ſich tragen, die mit reinem Eifer Hand an das Werk legen, weil eben ein jeder, der fühlt und einſieht, daß eine Veränderung not iſt, doch nur auch gleich der erſte ſein muß, der tut, ſoviel er kann.

Der Frauen Zahl von dieſer Art iſt freilich noch klein; aber ſind nicht bei allen reformatoriſchen Bewegungen, bei jeder Prüfung eines Prinzips diejenigen als Norm anzunehmen, die beider wahren Inhalt in ſich tragen, und muß die Kritik nicht von da ausgehen, auch wenn ſie noch nicht in der Mehrzahl ſind?

Dieſe Frauen aber wollen nicht Amazonen ſein, die am Tage der Schlacht das Schwert mit ergreifen und in Männerkleidung gegen den Feind marſchieren — obwohl es auch Momente geben kann, wo ſelbſt das Schwert in einer Frauenhand kein unweibliches, verabſcheuungswürdiges Werkzeug iſt. Noch viel weniger wollen ſie in männlichen Gebärden und Gewohnheiten ſich mit dem andern Geſchlechte gleichſtellen oder jene Linie aufheben, die das männliche Leben vom weiblichen ſcheidet.

Wie unſinnig iſt es, dieſen Wunſch nur in einer echten Frauenſeele zu vermuten.

Was wir wollen, was wir fordern dürfen, iſt, daß von vornherein der Menſch, d. i. das zu entwickelnde Bewußtſein, in uns mehr berückſichtigt werde als das Weib, d. h. das Weib in dem gewöhnlichen Sinn ſeiner Begrenzung von Frau und Mutter. — Jeder geiſtigen Fähigkeit in uns muß die Möglichkeit der Ausbildung werden: wir müſſen es vermögen, auf uns ſelbſt zu ruhen in der inneren Befriedigung einer naturgemäßen Entwicklung und in der Begründung einer äußeren Unabhängigkeit, deren Mangel ſo oft die Urſache wird, aus der das Weib aufhört, ein echtes Weib zu ſein, d. h. vor-

zugsweiſe in dem menſchlichen Geſchlecht: Prieſterin der Reinheit und der Schönheit.

Um jenen nur zu oft gehörten Vorwurf, daß mit der Forderung geiſtiger Gleichberechtigung das Weib die Schranken der Weiblichkeit überſchreite, als abſurd zu reduzieren, ſtelle ich nur die eine Frage: Iſt es eine Wahrheit und eine Möglichkeit, daß mit ſteigender Erkenntnis, mit klarem Blick nach allen Seiten, mit der Ausbildung jeder leiſeſten Fähigkeit, die innerhalb der Natur liegt, der Menſch etwas von ſeiner Menſchenwürde einbüße, daß er das Maß des Schönen verliere, jemehr ihm die Schönheit ſelbſt zum Bewußtſein wird, daß er aufhöre, ſeinen Beruf zu erfüllen, jemehr ſich Fähigkeiten in ihm ausbilden? Gerade als wenn man fragen wollte: Iſt es ſchade um den rohen Marmorblock, daß ihn des Künſtlers Hand ergreift und zerſchlägt und ſo lange behaut, meißelt und poliert, bis zuletzt das ideale Götterbild ſeiner Phantaſie dem Stein entſteigt und ſagt: Sieh, ſo ward ich gedacht!

Nun, w e n n dies eine Wahrheit und Möglichkeit iſt, dann iſt die Konſequenz davon, daß auch dem Manne die Berechtigung jenes Strebens nach allſeitiger Entwicklung nicht zuſteht, daß dieſes überhaupt dem Menſchen gefährlich iſt und ihn aus den Bahnen ſeines Müſſens herausführt, denn wo ſteht es geſchrieben, daß nur der eine Teil der Menſchheit vom Baume der Erkenntnis eſſen darf und der andere nicht?

Müſſen wir aber mit geſunder Vernunft ſagen: daß dies keine Wahrheit und keine Möglichkeit iſt, dann laßt auch zuerſt die Forderung gelten: der geiſtigen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern.

Es folgern ſich daraus ganz einfach alle Widerlegungen gegen jene Anſchauungen, die ſehr richtig die negative Seite ihres Gegenſtandes berühren, aber die andere total unverſtanden laſſen. Ganz natürlich; denn hier trennen ſich eben die zwei Welten und der Kampf der beiden Grundkräfte, die das Entwicklungsleben der Geſchichte regieren, beginnt. Der Kampf zwiſchen der ſchöpferiſchen Kraft der Idee, die in neuen Manifeſtationen, in unerſchöpflicher Kette die Entwicklung

zu neuen Stufen treibt — und der erhaltenden Kraft, welche die Wirkungen der ſchöpferiſchen, ſobald dieſe ein feſtes Daſeiendes geworden ſind, in ruhiger Arbeit fortbildet und aus ihnen den Kern des ewig Beſtehenden, die Baſis aller und jeder Weltkultur feſtlegt; ohne zu ahnen, daß ſie nur das Werk jener erſten Kraft fördert, der ſie ſich, ſobald ſie zu neuem Schaffen auftritt, als der zerſtörenden, widerſetzt, bis ſie zuletzt von der ſchöpferiſchen überwunden iſt und in der neuen Form wieder ihr Werk beginnt.

Iſt aber dieſer Satz feſtgeſtellt: der geiſtigen Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern, ſo folgt daraus durchaus nicht, daß die Frauen nun etwa Profeſſoren, Advokaten, Staatsmänner oder dergleichen ſein müßten. Iſt es doch eine tiefe Wahrheit: „Je allſeitiger, je individueller.“ Jemehr uns das Leben ſeinen Reichtum aufſchließt, je umfaſſender unſer Blick das Weſen der Dinge verſtehen lernt, je ſchärfer wird ſich auch das Individuum ausprägen, d. h. die eigentümliche Weiſe, in der ſich das Allgemeine in der beſonderen Form ausſpricht.

Es wird daher auch bei der Freiheit der Entfaltung erſt recht das vollkommen Weibliche, ſich ſeiner ſelbſt bewußt, zur höchſten Blüte kommen.

Dieſer Satz heißt alſo nur: Von vornherein muß die Erziehung das Weib als ſeinen eignen Endzweck ſetzen, nicht aber es für das Haus, d. h. eine gute Wirtſchafterin und Köchin zu ſein, oder für den Mann, wie es in jenen Anſchauungen als Forderung liegt, erziehen.

Ein Mädchen, deſſen Geiſt durch gründliche Bildung zum Erkennen befähigt worden iſt, deſſen Gedanken mit den Anſchauungen des Großen und Schönen, mit den Ideen der edelſten Geiſter vertraut ſind, das die harmoniſche Ausbildung aller Lebenstätigkeiten als höchſtes Glück hat einſehen lernen, wird das nicht ein weiblicheres Weib ſein als jene ſogenannten lieblichen Geſchöpfe, die mit der Ausbildung einiger Talente, mit dem trockenen, oft wie ſehr aufgezwungenen Verſtändnis der häuslichen Geſchäfte genug getan zu haben meinen oder die gar im Wohlgefallen der Männerwelt ihr Ziel

ſuchen? Natürlich gibt es auch dort unzählige Ausnahmen, allein die ſind nur Beweiſe *für* mein Prinzip und *gegen* jenes.

Sind auf dieſe Weiſe die Gedanken des Mädchens gegen jene verflachenden Träume und eitlen Wünſche der bisherigen Mädchenwelt geſichert, wird darum ihr Herz weniger offen ſein für die ſanften Empfindungen, für das hohe Feuer einer reinen Liebe? Wird ſich nicht im Gegenteil, je mehr ihr Gefühl unberührt und unverflacht geblieben iſt von allzu frühem Verbrauch, je mehr ihr Urteil gereift iſt für ihr eigenes Bedürfnis und den Wert anderer, wird ſich nicht *da* erſt die charaktervolle Liebe entwickeln, die ſich nur dem Manne hingibt, dem ſie das Glück des Einverſtändniſſes bereiten und Treue halten kann, weil er eben der war, mit dem ſich ihr Weſen zu ſeiner Vollendung entwickeln konnte? Und wird der edle Mann nicht lieber den Lohn ſeiner Taten von einer Gefährtin empfangen, die jene Taten zu würdigen weiß, die ihm nicht bloß Pflegerin, Untertanin oder auch augenblickliche Zierde ſeines Daſeins iſt, ſondern die ſeinen Gedanken zu folgen, ſeinen Ideen neue Nahrung, ſeinen Plänen einſichtsvolle Unterſtützung zu geben weiß? Gewiß, er wird es, wenn er nicht ſo eitel und verblendet iſt, das Weib, bei aller Huldigung, doch nur als ſein Geſchöpf, als die natürliche Sklavin ſeines Willens zu betrachten. Er wird es, wenn er nicht ſo hochmütig iſt, allein Schöpfer ſein zu wollen, ſondern das Weib als die andere *ſelbſtbewußte* Hälfte ſeines Daſeins anſieht und in dem ſelbſtbewußten Zuſammenwirken mit ihm das göttlichſte Geheimnis der Schöpfung, den nun vollendeten Menſchen in der Vereinigung von Mann und Weib, darſtellt.

Und wird nicht die Frau, die ſich als ſelbſtändiges Mitglied einer großen Gemeinſchaft empfindet und in den Zwecken dieſer Gemeinſchaft ihren eignen Zweck ſieht, wird ſie nicht ihren Kindern eine beſſere Mutter ſein, als wenn ſie ſich nur für verpflichtet hält, dieſe zu nähren, zu kleiden und vor Unfällen zu hüten? Wird ſie nicht in ihre jungen Herzen den Keim

der Tugend legen, die ſie zu edlen Bürgern des Staates und der Welt macht? Wird ihr nicht, der ſelbſtbewußten, die Erziehung ihrer Kinder zu würdigen Menſchen die heiligſte Angelegenheit ſein? Kann es dann noch verwahrloſte Kinder geben, wenn die Einſicht vernunftgemäß entwickelter Mütter über den Kindern wacht und die Sorge übernimmt für ihr körperliches und geiſtiges Wohl?

Und wenn nun den Mann das Vaterland ruft oder wenn ihn früher Tod den Seinen entreißt, kann er nicht mit Zuverſicht und Ruhe ſcheiden, wenn er ſeine Kinder in den Händen einer ſolchen Mutter zurückläßt? Und wird je weibiſches Klagen den Mann zurückhalten, ſeiner Pflicht zu folgen, wenn die Frau ſich bewußt iſt, daß der Mann vor allem ſich dem Staate ſchuldet und daß ſie, auch wenn ſie ihn verliert, ihren Kindern eine Verſorgerin ſein und ihre Söhne zu Männern erziehen kann?

Und dann, wenn die Mädchen zu innerem Selbſtgenügen und äußerer Unabhängigkeit herangebildet werden, wird *damit* nicht das Heer jener Unglücklichen vermindert werden, die innere und äußere Verlaſſenheit in Unglück und Erniedrigung trieb? Wird nicht dann die einzelſtehende Frau in würdiger Weiſe dem großen Lebenszweck des Ganzen zu dienen wiſſen, auch wenn ſie dies nicht als Haupt der Familie vermochte? Nicht ein Surrogat, das nur ſchlecht das vermißte Glück verhüllt, ſoll jene geforderte Gleichberechtigung der Frauen ſein, ſondern der geſunde Grund der eigenen ſelbſtändigen Entwicklung, die ein Daſein in Freiheit und Würde, ſo oder ſo, möglich macht und immer das Glück einer in ſich ſelbſt befriedigten Natur verbürgt.

Allerdings iſt die Familie das A und O und nur der geſunden Familie entſteigt der geſunde Staat. Und natürlich kann die Familie nicht ein befriedigtes, harmoniſches Ganzes ſein, wenn der Anfangspunkt derſelben, die Ehe, nichts weiter als eine Konvenienzverbindung iſt. Wäre die Ehe das, was ſie ſein ſollte — denn die Ausnahmen hier beweiſen auch nur wieder für mein und gegen jenes Prinzip —, wem würde es

in den Sinn kommen, dieſem Inſtitut ſeine heilige Schönheit abzuſprechen? Es iſt ja nicht gegen jene von der Neigung geſchloſſene, vom Geiſt geweihte und getragene Verbindung zwiſchen Mann und Weib, gegen die der Sozialismus zu Felde zieht, es iſt eben nur gegen die entwürdigende Zwangsanſtalt, zu der die Geſellſchaft die Ehe umgeſchaffen, gegen jene wie gegen alle vom Geiſt verlaſſene alte Form.

Allerdings iſt das Grundübel der Zeit die raffinierte Genußſucht der Überbildung und Überfeinerung, gerade wie im alten Rom zur Kaiſerzeit. Wo war denn aber auch da der morſche, der zum Verfall reife Zuſtand? In der alten Geſellſchaft, in den überlebten Inſtitutionen und Formen, aus denen der ewig junge Geiſt, der eine neue Weltepoche bilden wollte, herausdrängte in friſche, kräftige, unberührte Völker.

Wäre nicht in ſolchen Ideen, die an einem unſichtbaren Faden durch halbe Weltteile hinzucken und in geiſtigen wie äußerlichen Erſchütterungen zutage kommen, wäre nicht in ihnen eine innere Notwendigkeit, eine neue Phaſe des Weltlebens verborgen, enthielten nicht die tauſend verkehrten, unvollkommenen und verfehlten Erſcheinungen, in denen ſie anfangs auftreten, dennoch ein Zeugnis: daß ein unabweisbares Bedürfnis der Menſchheit ſich Bahn bricht — dann freilich wäre es Torheit und Wahnſinn, Ruhe und Glück vielleicht aufs Spiel zu ſetzen, um einer Idee zu dienen. Dann wären alle Revolutionen Verkehrtheiten der Geſchichte und die Welt brauchte nur ſo fortzuleben wie bisher, denn ſie hatte immer Männer, die kraftvoll und tüchtig ihr Werk vollbrachten, die an allmählichen Verbeſſerungen arbeiteten, die halfen und förderten; ſie hatte immer Frauen, die, vom barmherzigen Geiſt der Liebe erfüllt, die Kranken pflegten, die Notleidenden unterſtützten, die Kinder warteten und manchem verlaſſenen Hausweſen Frieden und Gedeihen brachten.

Wehe der Welt, wenn alle ſo dächten! Dann hätte das Chriſtentum ſie nie eingenommen, dann wäre die Reformation nicht mit dem Prinzip der Freiheit in ſie eingedrungen und hätte das noch nicht vollendete Werk der Erziehung der

Menſchheit zur geiſtigen Selbſtändigkeit nicht begonnen. Dann lebten wir vielleicht alle wie die Chineſen in einem ununterbrochenen Stillſtand der Entwicklung, auf einer Stufe der Kultur, ein mehr pflanzenähnliches, als menſchenwürdiges Daſein.

Nein, nicht ſo! Weil der Sozialismus noch kein vollendetes Syſtem aufgeſtellt hat oder vielmehr hauptſächlich, weil er den Widerſtand des Egoismus und der Genußſucht der alten Welt noch nicht überwunden hat, können wir ihn doch nicht als Torheit und Eigennutz verdammen. Er hat eine Berechtigung, gegen die ſich die alte Welt vergebens ſträubt, eine welterneuernde Berechtigung in der Geſchichte. Die Philoſophen des vorigen Jahrhunderts, die Revolutionen desſelben und die der Neuzeit ſind ſeine Vorläufer und Propheten. Er atmet auch den Geiſt der Liebe nicht ſo als Grundton, wie dies das Chriſtentum tut, denn ſeine Grundforderung iſt wörtlich eine andere: Sie iſt nicht Liebe, ſondern Gerechtigkeit. Nicht dem Schaffen der erbarmenden Liebe überläßt er die Zukunft der Welt; er bezeichnet einen mächtigen Fortſchritt in der Geſchichte, er fordert die Gleichberechtigung aller Perſönlichkeit zur Entfaltung des einen unteilbaren Ganzen der vollendeten Menſchheit.

Die Forderungen dieſer Gerechtigkeit zu erfüllen, iſt die Aufgabe der Denker, der ſchöpferiſchen Kräfte am Bau der Welt. Der Trieb, der ſie begeiſtert, der ſie in Not und Tod treibt für ihren Zweck, wenn es ſein muß, iſt der ſchöpferiſche Gottgedanke alles Seins; durch ihn erreicht die Menſchheit neue Entwicklungsſtufen. Jene anderen ſind nur die Handlanger und Geſellen am ewigen Bau. Sie ſind auch notwendig. Das kann man ſo wenig leugnen, als man aus dem Mißbrauch oder der noch unvollkommenen Erſcheinung etwas gegen eine Wahrheit beweiſen kann.

Iſt die Gerechtigkeit vollzogen, ſo wird die Liebe die Krone der perſönlichen Entwicklung ſein, des Geſetzes Erfüllung.

Die vereinzelten Bemühungen der tätigen Liebe, die ſind eben nur Surrogate für die Gerechtigkeit der Inſtitutionen.

Wir dürfen ſie uns ſelbſt nicht erlaſſen, ſolange dieſe letztere noch nicht exiſtiert, aber ſie ſind dem Faß der Danaïden vergleichbar, die mit ihren gegen die Maſſe des Elends doch immer nur notdürftigen Erfolgen dem wahrhaft in Liebe für die Menſchheit entbrannten Herzen unſägliche Qualen bereiten.

Wer aber einmal, auch nur im kleineren Kreis, es probiert hat, wie eine Vereinigung von mehreren ſo viel Reſultate zuſtande bringen kann, die dem einzelnen unmöglich ſind, wie könnte der gegen die Wohltat und Zweckmäßigkeit der Aſſoziationen eifern, die der Anfang des Grundprinzips des neuen Staates ſind: der Sorge aller für das Wohl aller?

Warum ſoll es Eitelkeit ſein von ſeiten der Beglückenden? Wenn man die Sorge für die Möglichkeit eines menſchenwürdigen Daſeins ſchon Volksbeglückung nennen will. Iſt es nicht vielmehr das Bewußtſein der Verpflichtung, das in den vom Zufall Bevorzugten wirkt, ſich der minder Begünſtigten oder ganz Verlaſſenen anzunehmen? Iſt es nicht der anbrechende Gemeinſinn, der viele zuſammenführt, um vielen helfen zu können? Und warum ſoll es entſittlichend wirken, wenn durch Vereine vielen die Möglichkeit der Arbeit und durch ſie des vor äußerſtem Mangel geſchützten Lebens gegeben wird? Freilich, der Faulheit darf kein Vorſchub geleiſtet werden, ſondern dem Arbeitsſinn vielmehr muß Ermunterung dadurch werden, daß Arbeit und Verdienſt da ſind und für den Fleißigen Früchte bringen, während die Geſellſchaft für den Faulen keine Freiſtatt hat. Wie ſollte es dann aber erfolglos bleiben, da unzählige Beiſpiele es bewieſen haben, zu welchen Reſultaten die Aſſoziationen führen?

Gewiß ſind Schmutz und Elend nicht zu heilen, ſolange ſie noch von jemand geduldet werden. Deshalb eben ſoll das ſozialiſtiſche Streben immer tiefere Wurzeln ſchlagen, immer lichtere Anſchauungen gewinnen, immer praktiſchere Mittel zur Verwirklichung ſeiner Zwecke auffinden; damit ein gerechterer, gleichmäßigerer Zuſtand der Geſellſchaft Geſchöpfe heranbilde, denen das Elend fernbleibt,

weil ſie arbeiten können und Lohn dafür finden; die Schmutz und Verworfenheit haſſen, weil ſie ihre Menſchenwürde fühlen und anerkannt ſehen und weil nicht nur Gewohnheit und Beiſpiel ſie dazu erzieht, ſondern weil ihnen auch überall die Wege offen ſtehen, durch redliches Bemühen zu dauernden und genügenden Reſultaten zu kommen.

Dieſes Wirken der Frauen im ſtillen und einzelnen iſt nur ein Surrogat für unvollkommene Zuſtände. Sie müſſen es treiben, ſolange ſie nicht frei und öffentlich, als Bevollmächtigte der Gemeinde, des Staates mit größeren Mitteln und erfolgreicher wirken können. Solange ſie nicht in reinlichen, weiten Räumen gepflegten und geſäuberten Kindern Anleitung geben können zu nützlicher Beſchäftigung, zu heiterem Spiel, zum Verſtändnis des Guten, Schönen, Großen, zum Gemeinſinn und zur Bürgertugend. Solange ſie nicht an der Spitze großer Staatsanſtalten die Mädchen aller Stände heranbilden können, nicht nur zu nützlichen und im wahren Sinne praktiſchen, ſondern auch zu empfindenden, für das Schöne empfänglichen und mit Einſicht verſehenen Weſen, die wiederum ausgehen von da und als Hausmütter oder dienende und ſonſt ſorgende Glieder des Hausweſens das Element der Ordnung, der Reinheit und ſogar der Schönheit in das Innere der Familien tragen, aus denen es dann wieder aufblüht für den Staat, ſo daß Staat und Häuslichkeit in immerwährender Wechſelwirkung aufeinander ſtehen.

Wer aber kann behaupten, daß eine Idee keine Realität habe, nicht praktiſch wirke, wenn ſie, von Jahr zu Jahr ſteigend, immer tiefer und gewaltiger die Geiſter ergreift, wenn ſie bereits ein Weltbewußtſein geworden iſt und in Theorien wie in äußeren Eruptionen, wenn auch noch verkehrt und unvollkommen, zum Vorſchein kommt, ſich Bahn zu brechen ſucht? Das Bewußtſein einer Zeit, der Name, der, ſobald er ausgeſprochen, die einen als Ziel ihres Strebens, die andern als Schreckbild, das ihrer Exiſtenz droht, anſieht, — ſind das nicht Wirkungen? Kann und wird eine ſolche Idee, die eine werdende Notwendigkeit der Geſchichte verbürgt, wieder ſpur-

los verſchwinden? Müſſen nicht vielmehr die edelſten Kräfte ſich ihr weihen, um ihre Geſtalt vollenden zu helfen, um ſie als Erſcheinung einzuführen in das Leben, als eine Erſcheinung, die die höchſte Vernunft ſchuf, welche Weisheit und Liebe modellierten, damit ſie nicht als Mißgeburt zur Welt komme? Iſt es nicht immer das Weſen des Geiſtes, im Individuum wie in den Epochen der Weltgeſtalten, daß er, allmählich von den Schlacken ſich reinigend, ſich immer mehr befreie bis zu der Vollendung ſeiner ſelbſt?

Wer das Chriſtentum als eine Tat von hiſtoriſch unermeßlicher Bedeutung anerkennt, der muß dieſe, konſequent, auch dem Sozialismus zuerkennen, denn das Chriſtentum war ſeinem weſentlichen Sinn nach nichts anderes als der Anfang des Sozialismus. Was war die politiſche Bedeutung des Chriſtentums nach der Vergangenheit hin? Daß es die Kaſtenunterſchiede der alten Welt aufhob; daß es die geiſtige Gleichberechtigung *aller* als erſten Grundſatz voranſtellte. Nur ein bornierter Kommunismus kann die Forderung der materiellen Gleichſtellung machen; ewig werden Talent und Fleiß größere Reſultate erreichen als mindere Befähigung, mindere Anſtrengung, aber jene ſoll auch *keine* Lebensſchranke halten, zu erreichen, was ſie ihrem Weſen nach erreichen können. Wie einſt in der alten Welt die Befähigung, in die Kaſte gebannt, keine Entwicklung hatte, ſo erdrücken jetzt Armut und materielle Hilfloſigkeit wie manchen ſchönen Keim und wiederum allzu üppiges Leben, Unverſtand und Verkehrtheit der Sitte im Schoß des Reichtums manche ſchöne und begabte Natur. — Das ſoll nicht ſein! Das Licht der Erkenntnis ſoll in alle verborgenen Winkel der Erde leuchten; es ſoll die Sonne ſein, die ſchlummernde Kräfte weckt und zu ihr ſoll *alles* Leben aufblühen dürfen, manches auf hohem, ſtolz getragenem Stamm, in Hoheit und Pracht, manches in ſtiller, beſcheidener Blüte, wie es ſeine Natur und Kraft mit ſich bringt, aber keines ſoll des ewigen Lichts entbehren.

Und was war die politiſche Bedeutung des Chriſtentums für die Zukunft? Daß es die Idee der Menſchheit aufſtellte. Daß

es das Ideal der menſchlichen Natur als das Ziel aller Entwicklung bezeichnete und in dieſer Entwicklung alle Nationen ohne Unterſchied einbegriff und vereinte.

Was iſt die Konſequenz der Forderung des Sozialismus? Die Verallgemeinerung des Ideals der menſchlichen Natur, mithin des Bewußtſeins der Menſchheit, durch die überall verbürgte Möglichkeit der individuellen Entwicklung. Zunächſt ſcheint der Sozialismus freilich weiter nichts zu fordern als materielle Hilfe für Not und Elend, als zweckmäßigere Einrichtungen der Geſellſchaft und ihrer äußeren Wechſelverhältniſſe, aber ihm entſteigt, als höhere geiſtige Blüte, wie dem Chriſtentum — von deſſen urſprünglichem Geiſt er nur eine erneute Erſcheinung iſt — die Einheit der Welt, der Menſchheit, durch die unendliche Gliederung und mannigfaltige Entwicklung der einzelnen Teile; der lebendige Organismus, wo Haupt und Glieder, gleich notwendige, zur gleichmäßigen Entwicklung berufene Teile, zum Ganzen ſich dienend verbinden; der ewige Urgedanke, der in tauſendfältiger Erſcheinung zerſtreut, ins Licht wieder aufblühen will, zu ſich ſelbſt.

Das Chriſtentum predigte die Liebe; der Sozialismus fordert das Recht. Aus der Vereinigung beider wird das Wahre entſtehen. Fürchtet nicht, daß die Verwirklichung des Rechts die Liebe überflüſſig mache. Sie wird ewig neue Bahnen der Betätigung finden. Denn das Weſen der Grundkräfte der Welt iſt es eben: daß ſie, in ſchrankenloſer Entwicklung, neue Formen annehmen und ungeahnte Reſultate bringen.

Uns aber treibe die Liebe, das Recht zu fordern. Wir, die wir in der glücklichen Mitte des Lebens ſtehen und uns weder auf der einen Seite befinden, noch nach der andern ſehnen, wir werden eben dadurch Zeugnis ablegen von der Liebe. Denn allerdings wird der einzelne dem Rechte aller Opfer bringen müſſen. Allein kann überhaupt je ein Gemeinleben gedacht werden ohne dieſes Opferbringen und wer je die Menſchheit am Herzen trug und die große Idee ihres Daſeins aufgefaßt hat, kann der einen andern Zweck des Lebens kennen, als in und außer ſich d i e ſ e r Idee dienen und ſein kleines Stück

Arbeit dafür vollbringen zu wollen, in der frohen Gewißheit, daß keins davon verloren iſt am Bau der Welt?

XIII.

Schluß.

Zum dreißigſtenmal waren wir in das Meer hinabgeſtiegen. Mit bewegtem Herzen hatten wir der liebgewordenen Gewohnheit des Badens in den ſalzigen Fluten Lebewohl geſagt. Es mußte nun von Luft und Wellen, vom heitern ſorgloſen Daſein, dem wir uns überlaſſen hatten, vom bunten Wechſel der Erſcheinungen geſchieden ſein.

Mir graute vor der Rückkehr nach Deutſchland. Das Schickſal Ungarns war entſchieden. Görgei hatte ſein Vaterland verraten. Vielleicht nicht verraten mit böſem Willen, mit dem Bewußtſein, es in Elend und Knechtſchaft zu ſtürzen. Aber er hatte für die Erhaltung des Königtums in Ungarn deſſen Freiheit und nationale Unabhängigkeit dahingegeben. Die Geſchichte aber urteilt nach den Taten. Die Geſchichte wird Görgei unter die zählen, die dem Siegesſchritt der Völkerfreiheit und mit ihm der geiſtigen Entwicklung den Weg hemmten und obwohl derſelbe hinausgeht über jedes Hindernis, ſo iſt doch Kurzſichtigkeit und Schwäche in Individuen, die an die Spitze großer hiſtoriſcher Momente geſtellt ſind und da den Ausſchlag geben, ein unverzeihlicherer Fehler, als oft der Wille zum Böſen, denn dieſer kann noch geniale Taten tun, jene aber nie.

Mit tiefem Schmerz hatten wir in unſerem kleinen Kreiſe dieſes Ereignis vernommen. Unſer alter Maler, der ein Ungar war, ging wie zerſchmettert einher und hatte gar keine Worte. Wir alle fühlten, was es für Deutſchland bedeute. Auf dem dunklen Hintergrund des unterworfenen Ungarns lagerte die trübe Nebelgeſtalt des zerriſſenen Deutſchlands, das, wie nun ſchon ſo oft ſeit Jahrhunderten, in einer mutigen Erhebung, in einem Aufſchwung nationalen Geiſtes ſteckengeblieben war, ſcheiternd an dem allzu großen Abſtand ſeines

theoretiſchen und realen Lebens. In der Theorie ſind wir die Schöpfer der Freiheit, die befreiten Individuen, die Helden der alles überwindenden und ihrer reinen Herrſchaft ſich unterwerfenden Vernunft; im realen Leben ſind wir Philiſter, gutmütige Gewohnheitsmenſchen, Sklaven der Pietät gegen das Hergebrachte, da die einzig rechte Pietät doch nur die iſt, die immer und ewig den Geiſt ſucht und die Form nicht achtet, die ihn nicht mehr enthält.

Und in dieſes von grauen Wolken verhüllte Deutſchland ſollte ich zurück, weg von dem Meer, deſſen Atem doch wenigſtens Freiheit iſt; in deſſen ewig bewegter Flut die Zeit keine Furchen läßt, wo keine modernden Trümmer die Vergänglichkeit des einzelnen Geſchöpfs und ſeines Werkes künden, ſondern wo die ſchaffende Urkraft friſch wie am erſten Tag, da ſie ihr Werk begann, lebt.

Und dennoch war dieſes Deutſchland meine größte Liebe, dennoch zog es mich zurück zu ihm. — Ach, wer das Leiden kennt, ein Geliebtes getroffen, zerſtört zu ſehen in der dumpfen dunklen Qual eines Zuſtandes zwiſchen Leben und Tod, und ſich dabei ohnmächtig zu fühlen, ohne die Kraft, die hemmenden Feſſeln der Leiden zu ſprengen und das geliebte Leben hinauszuführen zur Befreiung — der wird das zweifache Gefühl begreifen, das auf der einen Seite treibt, dieſer Qual zu entfliehen, fort, in freie Luft, das Herz vor dem Brechen bei ſolchem Anblick zu retten, und auf der andern Seite wieder allmächtig hinzieht, um mit dem Geliebten Not und Qual zu teilen.

So mußte denn auch vorerſt zurückgekehrt ſein und ich erkannte dankbar die Stärkung, die mir dieſe Wochen ungeſtörten freien Lebens im Verein mit Luft und Wellen gegeben, durch die ich mich fähiger fühlte, dem, was daheim unſerer harren möge, zu begegnen. Denn wenn auch das perſönliche Schickſal auf keine Weiſe mit in das allgemeine verflochten war, ſo war es doch das ganze Empfinden und Denken und wir litten unter dem Schickſal unſrer Freunde und Geſinnungsgenoſſen, als wäre es das eigne.

Die Abſchiedsangelegenheiten waren beſorgt. Der letzte Abend war frei gemacht von Geſchäften, um ihn noch ungeſtört dem Meer und einigen Bekannten zu widmen. Das Meer lag grau und trüb; der Himmel war mit einem eintönigen grauen Schleier umhangen. Wir ſaßen im Pavillon und empfingen und gaben manch liebes, ernſtes Wort zum Abſchied. Zufällig fragte einer aus unſerer Geſellſchaft nach dem Datum des Tages und da ergab es ſich, daß es der 27. Auguſt war.

„Alſo morgen iſt das Feſt unſeres großen deutſchen Heroen und Dichterfürſten," ſagte der Fragende, „und in Deutſchland wird man es feiern allerorten."

Dies führte uns wieder auf Deutſchland und wir beſprachen, wie es darin ſo unbeſtritten einig ſei, wenn es gälte den Ruhm ſeiner großen Dichter und Denker zu feiern, wie es darin ſeine nationale Ehre begriffe, ſich als ein Volk fühle und demgemäß benehme.

„Wenn ein Bayer, Preuße, Sachſe oder einer aus den anderen Stämmen deutſcher Erde von Goethe, dem deutſchen Dichter, ſpricht, ſo wird er gewiß nicht zögern zu ſagen: er iſt mein Landsmann und wird ſich im Hochgefühl dieſes nationalen Ruhmes ſonnen, während in der Nationalverſammlung das wirkliche Werk politiſcher Einigung zum Teil an dem Partikularismus der Einzelſtämme ſcheiterte. Einen Kaiſer dem einigen Reich zu geben, verhinderte die Eiferſucht der Einzelſtaaten; im Reich der Poeſie iſt er ohne Widerſtreit gekrönt worden, der herrliche Dichterfürſt, und neidlos ſehen zu ſeiner unbeſtrittenen Hoheit die andern großen und trefflichen Genien unſeres Volkes auf. Warum können wir im Staatsleben nicht erreichen, was uns im Leben des Gedankens glückt? Warum muß da alles Stümperei bleiben, während es in dieſem Vollendung erreicht?"

Dieſen und ähnlichen Äußerungen hörte ich ſchweigend zu; ich ſtimmte nicht ein in die bittern Worte des Unmuts über das verfehlte Streben, in die harten Anklagen gegen die vermeintlichen Urheber der geſcheiterten Hoffnungen der Re-

volution. Ich dachte das meinige dabei und ſagte es nicht, weil ich den erhitzten Gemütern es doch nicht hätte begreiflich machen können und ſie mich wohl gar unpatriotiſch geſcholten und meine Liebe zum Vaterland für lau erklärt hätten. Die Zeit aber wird es lehren, ob ich nicht recht gehabt habe und der liebt ſein Vaterland nicht weniger warm, der ſeine welthiſtoriſche Beſtimmung, ſeiner Geſchichte und ſeinen Anlagen gemäß, zu begreifen ſucht und danach ſein Urteil bei dem Gelingen oder Mißlingen großer hiſtoriſcher Bewegungen richtet — als jener, der in blindem Eifer glaubt, das Ziel ſeiner Wünſche, allerdings der Wünſche ſeiner Liebe, müſſe zuſtande kommen, ohne zu unterſuchen, ob die Bedingungen da ſind, unter denen es zuſtande kommen kann.

Solange man in einer großen Bewegung ſteht, ſolange wird keine wahre Kraft müßig zuſchauen, untätig ruhen; wenn der Moment des Handelns da iſt, muß alles getan werden, um das Ziel der Bewegung zu erreichen und nie kann das Urteil über die, welche in der Bewegung ſtehen und mit Ungeſchick oder böſem Willen große hiſtoriſche Momente verſchleudern und verderben, ein anderes als ein ſtrenges nach der Größe ihres Vergehens ſein; aber für den, der nach Weisheit ſtrebt, gibt es noch ein anderes höheres Moment, das Moment der Weltbetrachtung, zu dem er aufſteigt, wenn die Kontraſte, die Schmerzen des verfehlten Hoffens, die dunklen Wirren entgegenſtehender Anſichten und Meinungen in hoffnungsloſem Chaos durcheinanderliegen und den Blick trüben.

Wie, wenn nun Deutſchlands Weltaufgabe eine andere iſt als die Verwirklichung der vollendetſten Staatsform? Wie, wenn nun jene Klagen und Vergleiche über die Ungleichheit unſerer nationalen Größe auf dem Felde der Theorie und Poeſie mit dem wirklichen Leben gerade den Punkt enthielten, vor deſſen enthüllter Klarheit ſie allmählich verſtummen müſſen, der unſere Kleinheit in Größe verwandelt, der uns dennoch zu Herren der Weltgeſchichte macht, trotzdem wir in unſerer politiſchen Entwicklung ſcheiterten, der unſerem Stolz einen gerechten Boden gibt?

Keinem Denkenden, der die Weltgeſchichte anſchaut, kann es entgehen, daß in der Entwicklung des Geiſtes, deſſen Darſtellung die Weltgeſchichte iſt, zwei Hauptpunkte ſich feſthalten laſſen: die Einheit und die Vielheit; der eine ungeteilte Weltgedanke, als bewegendes Geſetz ſchaffend in aller Erſcheinung und die unendliche Gliederung, die Mannigfaltigkeit dieſer Erſcheinung ſelbſt, die ihn in wechſelnden Geſtalten verkündigt bis in die äußerſten kleinen Spitzen der mannigfaltigſten Individualitäten hinein, ebenſo wie in den größeren Maſſen, die durch Boden, Sitte, Sprache, Anlage verbunden, die Individuen der Weltgeſchichte ſind und Völker heißen. Ein jedes dieſer weltgeſchichtlichen Individuen, ein jedes Volk, hat ſeinen Anlagen gemäß die Seite an ſich auszubilden, durch die es als eine Erſcheinung des Weltgeiſtes ſich manifeſtiert und ſomit zu deſſen Entwicklung und Veröffentlichung beiträgt; dieſes iſt ſeine hiſtoriſche Tat, ſeine Bedeutung in der Weltgeſchichte. Dieſen hiſtoriſchen Zweck immer klarer zu erkennen und ihn zum Zielpunkt ſeines nationalen Strebens zu machen, iſt die hiſtoriſche Größe eines Volkes.

Griechenlands hiſtoriſche Tat war die Entwicklung zur individuellen ſchönen Freiheit und zur freien Schönheit heraus aus der Verallgemeinerung und Nichtachtung des Individuums im Orient. Mit dieſer Tat ſchloß ſich die erſte Epoche einer Weltkultur; — die hiſtoriſche Tat Roms, als eines erobernden, eines Kriegerſtaats, war: daß es die germaniſche Welt aufſchloß und den Zugang der Kultur zu ihr eröffnete. Die darauf folgenden Epochen bildeten den Begriff der Berechtigung des Individuums zu einer Höhe aus, die ſogar über die Grenzen dieſer Zeit hinausging, für das unſterbliche Ich die unbekannten Weiten geträumter Himmel in Anſpruch nahm und ſich bis zu dem kraſſeſten Egoismus des perſönlichen Gewinns und Genuſſes ſteigerte. Deutſchland vorzüglich war es vorbehalten, durch ſeine Dichter und Philoſophen den Ausweg aus dieſer Vereinzelung des Egoismus zu finden und der Welt die Spitze ihrer zweiten großen Kulturepoche finden zu helfen durch die reine Theorie und die Ideale eines Da-

ſeins, das den großen Weltgedanken der Einheit und Vielheit in ſelbſtbewußter Schönheit zur Erſcheinung bringe in dem Produkte der Vernunft: dem freien, harmoniſch gegliederten ſittlichen Staat.

Dies die hiſtoriſche Tat des germaniſchen Lebens. Dies ſeine geſchichtliche Größe und Bedeutung und ſein nationaler Ruhm.

Wenn wir uns ſo einig fühlen bei dem Gedanken an die großen Geiſter unſerer Literatur, iſt das nicht ein Zeichen, daß eben hierin die eigentliche Bedeutung unſeres Lebens liegt? Genießen wir in unſeren Dichtern und Denkern nicht eines unbeſtrittenen nationalen Ruhms andern Völkern gegenüber und iſt der Einfluß deutſcher Wiſſenſchaft und Poeſie nicht ſchon ein welterobernder geweſen? Iſt es nicht auch eine *Verwirklichung* des Ideals, wenn es aus den reinen Herzen und den hellen Gedanken lebendig wird in Wort und Schrift, hinwandert über die Erde und Tauſende und aber Tauſende überzeugt und belehrt?

Es iſt nötig, daß man einmal dieſe Seite unſerer nationalen Exiſtenz beleuchtet, nicht um uns Träumer, unpraktiſche Menſchen, Phantaſten zu ſchelten, ſondern um zu zeigen, was wir *wirklich* wert ſind in der Geſchichte der Weltentwicklung und um dem Gram über das Fehlſchlagen unſerer nationalen Hoffnungen ein Gegengewicht zu geben in der Ruhe, mit der die Beleuchtung der großen Weltentwicklung erfüllt.

Einem iſt nicht alles gegeben und unſer deutſcher Boden iſt wohl vorerſt noch nicht beſtimmt, die auf ihm gewachſenen reinen Theorien des vernünftigen Staats zu realiſieren. Lange Kämpfe der politiſchen und ſozialen Widerſprüche, die ſich in den Jahrhunderten eines nach einem noch fern liegenden Ziel gerichteten Strebens gebildet haben, tiefe innere Umwälzungen, vorzüglich ſoziale, lange, harte, mühevolle Arbeit, werden erſt nötig ſein, um fernen Generationen vielleicht das Glück neuer, veredelter Lebenszuſtände zu geben. Vielleicht iſt es namentlich das ſlawiſche Element, das in dieſen großen Umgeſtaltungsprozeß der alten Welt hinein-

gezogen werden muß, damit es durchdrungen werde von den Kulturelementen, von den Trieben der Freiheit, die in dem germaniſchen Leben überall verbreitet ſind; und vielleicht muß nur darum bald ein großer Teil von Europa ruſſiſche Ketten tragen, damit die Eroberer bezwungen werden von der Kultur der Beſiegten, wie es in der alten Welt zu gehen pflegte.

Der Boden aber, auf dem die Theorien deutſcher Philoſophen und Denker zur Realiſation kommen werden, iſt drüben, jenſeits des Atlantiſchen Ozeans, auf dem freien, wohl vorbereiteten Grund der nordamerikaniſchen Republik. Dieſer ſo reich begünſtigte Boden ſcheint beſtimmt, die Errungenſchaft eines beinah zweitauſendjährigen Strebens als eine freie große Tatſache hinzuſtellen. Und die ſchönſte, für die Geſchichte bedeutungsvollſte Frucht der Bewegungen der beiden letzten Jahre iſt vielleicht die: den reichen Strom des deutſchen Lebens in Intelligenz, Energie der Tat und Freiheitsbegeiſterung hinübergeleitet zu haben auf jene junge Erde. — Wie einſt die engliſchen Koloniſten, die infolge der Umwälzungen aus ihrem Vaterland zogen, in Amerika den Grund jener materiellen Wohlfahrt legten, die notwendiges Erfordernis der übrigen Entwicklung iſt, ſo ſind es vielleicht die deutſchen Flüchtlinge der Revolution von Achtundvierzig, die in das junge Werdeleben Amerikas den reichen Stoff deutſcher Kultur, deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt tragen ſollen, damit er dort Blüten treibe und Frucht bringe.

Es verſteht ſich, daß d i e zu verurteilen ſind, die im Unmut über die Ausartungen der Ziviliſation derſelben ganz den Rücken wenden und auf amerikaniſchem Boden ein egoiſtiſches Daſein ſuchen. Nein! im Dienſte der heiligen Kulturzwecke der Menſchheit, ein begeiſterter Apoſtel d e r Freiheit, die zur Schönheit führt, muß derjenige bleiben, der Anſpruch macht, ein mehr als ephemeres Daſein zu führen und ſich einſt froh dem Schoß des ewigen Lebens zurückzugeben, in dem Bewußtſein, nicht umſonſt dageweſen zu ſein. N u r d a n n hat ein jeder die Berechtigung, den unfruchtbar gewordenen Boden der alten Welt zu verlaſſen; und daß er Stoff zur Be-

arbeitung finden werde, dafür zeugen die Worte eines der edelſten Söhne deutſcher Erde, die das Mutterland verlaſſen mußten, dieſem zum Unglück und jenem Lande, das ihn gewinnt, zum Glück — die Worte Julius Fröbels, der unter anderem ſagt: „Zum Glück dürfen wir ſagen, daß, wenn man in Europa den amerikaniſchen Geiſt des Materialismus beſchuldigt, dieſes Urteil eine vollkommene Unwahrheit enthält. Es gehört zu den ſtärkſten Überraſchungen, die ich hier erfahren habe, den wahrhaft poetiſchen Geiſt wahrzunehmen, der das hieſige Leben durchdringt und bewegen hilft, den wahrhaften Idealismus, mit dem man hier an die Ausführung großer Gedanken geht. Die Menſchen freilich, die uns in Deutſchland die Paſſivität romantiſcher Duſelei für Poeſie ausgeben, ſind nicht dazu gemacht, den Enthuſiasmus der Tätigkeit zu empfinden, der charakteriſtiſch für Amerika iſt. Die Menſchen freilich, die uns in Europa ihre Idole für Ideale ausgeben, haben alle Gründe, den geſunden Realismus des amerikaniſchen Geiſtes, in dem in der Tat alle Hoffnungen der Menſchheit enthalten ſind, als Materialismus zu brandmarken. Dieſer letzte freilich iſt allem Großen und Edlen entgegengeſetzt, der erſte dagegen iſt der einzige Boden, auf dem es gedeiht — der einzige Boden alſo auch, auf dem eine wahre Kunſt gedeihen kann."

Dann ladet Fröbel mehrere ausgezeichnete deutſche Künſtler, welche die Kunſt nur im Verein mit der Freiheit begreifen, ein, hinüberzukommen und ſich an der Kulturentwicklung Amerikas zu beteiligen, deſſen Geſchichte einſt ihre Namen mit Dank nennen werde. Aber auch ſeinen Namen wird ſie eintragen in ihre Blätter, wenn er, wie man hoffen muß, das Feld ſeines Wirkens ſich dort gründet.

Wer es als ſeine Aufgabe anſieht, den Prinzipienkampf der alten Welt ausfechten zu helfen, wer in ſich das bloß negative Element der Revolution fühlt, denn nur negativ ſtehen ſich jetzt in Europa die Prinzipien gegenüber, oder wer es als ſeinen Beruf erkannt hat, ſtill am ewigen Bau der Wiſſen-

ſchaft, die über dem Streit der Parteien ihr Weltgeſchäft fortſetzt, mitzubauen — alle dieſe mögen bleiben und das Werk der alten Welt vollenden helfen: ſo lange den Prinzipienſtreit zu kämpfen und die Theorie auszubilden, bis endlich einſt vor der Klarheit des Gedankens auch die alte morſche Form zerbricht.

Jene reinen, künſtleriſchen, ſchaffenden Naturen aber, wie Fröbel eine iſt, die nur atmen können in der Luft der Freiheit, die nur wirken können, wo man zerſtört, um in Liebe und Schönheit ein Vollendeteres an die Stelle zu ſetzen, die müſſen hinüber gen Weſten, ſich in der friſchen Luft des jungen Lebens dort geſund baden von dem Wuſt des alternden Erdteils und dann friſch Hand an das Werk legen: den geiſtigen Inhalt einer neuen Weltkultur in freien reinen Formen zu entwickeln.

Unter dieſen Gedanken hatte ich mich von der übrigen Geſellſchaft etwas entfernt und war hinaus an das Meer getreten. Mein Blick ſchweifte noch einmal zum Abſchied über die weite Waſſerfläche. Grau und trüb lagen Himmel und Meer. Der Oſten war ſchon in nächtliches Dunkel gehüllt, eine trübe, lange Nacht ſchien ſich über ihn auszubreiten; ich ſeufzte unwillkürlich und wandte mich nach Weſten. Da riß in demſelben Augenblick die dichte Wolkenhülle und in goldnem Strahlenglanze trat die Sonne in ihrer vollen Scheibe zwiſchen den grauen Schleiern hervor. Das Meer unter ihr färbte ſich im Augenblick mit purpurner Glut und in die Nebelmaſſen hinein ſchoſſen blitzende Strahlen und bildeten ein Schauſpiel von wunderbarer Pracht. Doch dauerte es nur wenige Minuten, dann ſchloß ſich die Nebeldecke wieder, das Meer wogte grau, trüb und ſchweigend; ſie aber, die Königin des Tages, hatte ihre Bahn für die alte Welt vollbracht, um über den freien Völkern Amerikas aufzugehen.

Ich ſchaute hinüber, ihr nach — und in mir rief es ſehnend: Nach Weſten!

*

Anſelmo Guerrieri-Gonzaga

Rom, im Februar 1880.

Es gibt in der Geſchichte der Völker Blütezeiten wie in der Natur. Wenn eine große nationale Tat den Geiſt gleichſam von der Hülle materieller Sorge befreit und zur höchſten Potenz erhoben hat, oder wenn ein mächtiges Ideal im Werden begriffen iſt und in allen Lebenskeimen zum Daſein drängt, dann entſtehen in einem Volke eine Reihe von Typen, in denen ſich ſeine edelſte Eigentümlichkeit verkörpert, die uns ſozuſagen das Originalbild deſſen geben, was die Natur in ihm hat zum Ausdruck bringen wollen. Wir wiſſen, wann es in Deutſchland ſo war. In Frankreich erſchien in den zwanziger und dreißiger Jahren nach den tiefen Umwälzungen, die ſich daſelbſt vollzogen hatten, eine ganze Phalanx geiſtig bedeutender, talentvoller Menſchen, die in Poeſie und Literatur den franzöſiſchen Genius ehrenvoll darſtellten. In Italien war es eine werdende Idee, ein Streben zu einem großen Ziel, das die Herzen in Beſitz genommen hatte und entflammte. Es wäre unrecht zu ſagen, daß der Anfang dieſes Jahrhunderts nicht auch dort auf literariſchem Gebiet Blüten getrieben hätte. Man braucht nur die Namen Manzoni, Leopardi, Alfieri, Gioberti unter anderen zu nennen, um dies zu widerlegen. Was aber die Geiſter vorzüglich erfüllte, was ſelbſt die in andere Bahnen drängte, die ihre Begabung ſonſt zu Philoſophie und Poeſie hingezogen hätte, das war die politiſch nationale Idee, die Befreiung von der Fremdherrſchaft, die Schöpfung eines einigen Vaterlandes. Schöpfung mußte es ja ſein; hatte doch dieſes ſchöne, ſo reich geſegnete Land noch nie eine politiſche Einheit gehabt. Zu reizend, um nicht zu locken, war es, wie bekannt, ſeit Jahrhunderten der Zankapfel, um deſſen Beſitz fremde und inländiſche Mächte ſtritten, ohne im blinden Egoismus darauf zu achten, daß ſie dem Lande ſelbſt, das ſie erſtrebten, faſt unheilbare Wunden ſchlugen und Wohlſtand und geiſtige Blüte auf Generationen hin vernichteten.

Wie natürlich war es, daß endlich die Einheit und Freiheit des Vaterlandes das Ideal wurde, dem alle anderen Bestrebungen ſich unterordneten und daß, anſtatt heroiſche und patriotiſche Phantaſiegeſtalten zu ſchaffen, der ſchöpferiſche Lebenstrieb der ſchönen italieniſchen Raſſe dieſe Geſtalten in Fleiſch und Bein übertrug und ſie in einer Reihe opfermutiger, begeiſterter Individualitäten darſtellte, wie ſie kaum irgendein Land und irgendein Volk bemerkenswerter und edler aufzuweiſen hat. Weſſen war die Schuld, daß dieſe hochherzigen Patrioten auf den Weg der Verſchwörungen, der geheimen Geſellſchaften, der Revolution getrieben wurden?

Wahrlich nicht die jener Männer. Wer Gelegenheit gehabt hat, die politiſchen Emigranten Italiens, die ſo lange Jahre in der Fremde ein Aſyl ſuchen mußten, kennenzulernen, der weiß, wie wenig dieſe, faſt ohne Ausnahme, Verſchwörer, Aufrührer, Königsmörder und dergl. von Handwerk und von Gemüt waren. Viele waren im Gegenteil zu den ſchönſten Künſten des Friedens, zu Poeſie und Philoſophie angelegt und den allen Italienern angeborenen, ſanften, wohlgefälligen Sitten entſprach bei den meiſten die Güte und Einfachheit des Herzens und bei nicht wenigen die ſchöne Bildung des Geiſtes. Es waren ja auch ſo recht eigentlich die Edelſten der italieniſchen Jugend, die ſich teils in immer erneuten kriegeriſchen Verſuchen und im Heldentod, teils in der langen Marter des Exils für ihr Ideal opferten.

Nicht ohne tiefe Wehmut kann man es ſehen, wie dieſe Reihen ſich nach und nach lichten, ohne daß der Preis des langen Kampfes, der großen Entſagung, der ſo mutig getragenen Entbehrungen ſo erreicht ſei, wie dieſe heißen Herzen es hofften. Die Generation, die ihnen folgt, die das Werk auszubauen hätte, das jene mit ihrem Herzblut gründeten, ſteht nicht auf ihrer moraliſchen Höhe. Es geht, wie nur zu oft in der Geſchichte; nach einer großen Blütezeit begibt ſich die Natur zur Ruhe, verſinkt in den Winterſchlaf der Mittelmäßigkeit und wer weiß, wann ſie ſich zu einem neuen Geiſtesfrühling aufraffen wird. Aber nicht allein, daß die Epigonen

der Vollendung der Tat ihrer großen Vorgänger nicht gewachsen sind, sie vergessen auch nur allzu schnell, was sie diesen Vorgängern schulden und — wie es freilich überhaupt das gewöhnliche Gebaren der undankbaren Menschheit ist — erst wenn das Grab sich über jenen schließt, erfolgt ein verspätetes Erkennen und ein Tribut von Lorbeer und Blumen, die den Toten keine Freude mehr bringen können, wohl aber den Lebensabend der Geschiedenen hätten schmücken sollen.

Und wieder einer ist erst kürzlich aus der Reihe geschieden, auf den all das eben Gesagte Anwendung findet. Der Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga hat nicht nur um das eigene Land die Kränze der Erinnerung verdient, die von ganz Italien seinem Andenken geflochten werden, er hat auch einen vollgültigen Anspruch darauf, in Deutschland gebührend gewürdigt und dankbar erinnert zu werden, denn wenn es das Schönste nach dem Genius selbst ist, ihn zu verstehen und zu lieben, so hat Anselmo Guerrieri dies in vollem Maße bei unserem größten deutschen Genius, bei Goethe, getan, mit dem er sich so durchdrungen hatte, daß er das Meisterwerk deutscher Poesie, den Faust, in vortrefflichster Wiedergabe in die melodische Sprache seines Landes übersetzen und seinen Landsleuten zugänglich machen konnte. Es wird daher auch deutschen Lesern nicht unwillkommen sein, den Lebenslauf dieses, den Seinen und dem Vaterland so plötzlich entrissenen und mit der bedeutendsten Epoche der modernen italienischen Geschichte so eng verbundenen Mannes in etwas kennen zu lernen.

Der Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga war im Mai 1819 in Mantua geboren und gehörte einer der ersten Familien dieser Stadt an. Im Hause der Eltern, die die Poesie liebten und bedeutende Männer gerne um sich versammelten, erhielt die empfängliche Seele des Jünglings die ersten geistigen Anregungen. Im Gymnasium und auf der Universität zeichnete er sich durch die Lebhaftigkeit der Auffassung, durch die Schärfe des Verstandes und den Ernst des Studiums aus. Wahrscheinlich würden seine Begabung für die Poesie, sein

leidenſchaftlicher Kultus des Schönen und ſeine Hinneigung zu den ernſteſten Studien ihn ganz in eine Bahn rein geiſtiger Tätigkeit geführt und Italien einen bedeutenden Dichter und Schriftſteller mehr gegeben haben, wenn nicht auch ihn die mächtige Strömung ergriffen hätte, die damals die jungen Seelen fortriß. Sein glühender Patriotismus, ſeine Begeiſterung für die Freiheit geſellten ihn in Mailand, wohin er ſich im Jahr 1842 begab, bald zu denen, die gerade dort in der Literatur, in den Wiſſenſchaften und in der Politik an der Wiedergeburt Italiens arbeiteten. Er hatte ſich bereits in der Riviſta Europea durch verſchiedene Artikel, eigene Poeſien und Überſetzungen bekannt gemacht und wurde in dem Kreis ausgezeichneter Menſchen, die ſich im Hauſe Maffei verſammelten, als eine der edelſten Intelligenzen und einer der eifrigſten Patrioten freudig aufgenommen. Die große Strömung der bewegenden Ideen teilte ſich aber in verſchiedene untergeordnete Richtungen, in die des Balbo, des Azeglio, des Gioberti und des Mazzini. Der junge Patriot verwarf von Anfang an mit Entſchiedenheit die Giobertiſche Idee einer Konföderation der einzelnen italieniſchen Staaten unter der Oberhoheit des Papſtes, der damals viele mit Enthuſiasmus huldigten. Er war Ghibelline; die Idee der Einheit war ſein Ideal und er teilte das Mißtrauen der meiſten in der Partei gegen die piemonteſiſche Regierung, die Karl Albert nicht für fähig und aufrichtig geneigt hielten, die nationale Sache im einheitlichen und antipäpſtlichen Sinne zu übernehmen, ſondern vielmehr dem Verdacht Raum gaben, daß es ihm nur um die Annexion der Lombardei zu tun ſei. Guerrieri geſellte ſich zu den Republikanern, den Anhängern Mazzinis, und hoffte wie dieſer auf eine Wiedergeburt Italiens und Europas durch die eigene Tat der Völker und auf die Errichtung der allgemeinen Republik. Seiner poeſieerfüllten Jünglingsſeele mußten die Theorien Mazzinis, deſſen hoher Idealismus die Flamme wurde, an der ſich das heilige Feuer des reinen Patriotismus immer von neuem in Italien entzündete und erhielt, am meiſten zuſagen. Solche

Geſinnung führte ihn denn auch mitten unter die Eifrigſten, die in Mailand an dem Ausbruch des Aufſtandes der fünf Tage im Jahr 1848 arbeiteten. Er gehörte zu dem Inſurrektionskomitee und ward Mitglied der proviſoriſchen Regierung. Wie feſt und energiſch er aber auch auf ſeinem Poſten war, ſo hielt ihn ſein milder Charakter doch ſtets von den Exzeſſen zurück, zu denen ſich viele ſeiner Gefährten in der politiſchen Aufregung jener Tage hinreißen ließen.

Mit dem Siege der Reaktion kam für die Patrioten das Exil. Von der Amneſtie ausgeſchloſſen, ging Guerrieri zunächſt nach Genua, wo jedoch ſeine republikaniſche Geſinnung dem Miniſterium d'Azeglios wenig gefiel. Nach dem Fall Roms verließ er Italien und fand ſich in Genf mit den vorzüglichſten politiſchen Flüchtlingen aller Nationen zuſammen, die den ſchönen Freiheitstraum des Jahres 1848 mit dem Erwachen in einer grauſamen und finſteren Wirklichkeit büßen mußten. Guerrieri aber gehörte zu den auserwählten Naturen, die nicht in müßigem Schmerz um das Unabwendbare verharren, ſondern ſich dahin wenden, wo allein der rechte Troſt blüht, in das Reich des Gedankens und der Poeſie. Im vertrauten Kreiſe deutſcher Freunde, unter denen beſonders die Familie Hohenemſer, an die ihn ſpäter verwandtſchaftliche Bande knüpften, ſich auszeichnete, gab er ſich vollends dem Studium deutſcher Sprache und Literatur hin und begann jene meiſterhafte Überſetzung des Fauſt, die ihn viele Jahre hindurch beſchäftigte.

Später ging er nach Paris und von da aus in einer Miſſion Mazzinis nach Deutſchland, um eine Vereinigung der deutſchen und italieniſchen Patrioten zuſtande zu bringen; eine Lieblingsidee Mazzinis, der dieſer trotz aller Mißerfolge beinahe bis zu ſeinem Tode nachhing und von der er den Sieg der Republik in Europa hoffte. Guerrieri ſchloß ſich in Paris eng an Manin an, der, nachdem er in Venedig die Republik proklamiert und verteidigt hatte, dann aber der öſterreichiſchen Übermacht erlegen war, in der Dürftigkeit des Exils lebte und ſich durch Stundengeben ernährte. Unter der italieniſchen

Emigration dauerte anfangs die alte Spaltung der Anſichten fort. Die Lombarden, die dem piemonteſiſchen Heer die Übergabe Mailands nach der Schlacht bei Cuſtozza 1848 nicht vergeben konnten, die Venetianer, die die Republik in Venedig bis zum Äußerſten verteidigt hatten, die Toskaner, die unter Guerrazzi und Montanelli die Umwälzungen von 1849 hatten vollbringen helfen, die Romagnolen und Römer, die mit den Freiwilligen aus ganz Italien die Belagerung des republikaniſchen Roms ausgehalten hatten — alle dieſe Elemente ſcharten ſich eng um Manin und Mazzini und teilten deren republikaniſche Theorien. Anſelmo Guerrieri gehörte zu ihnen.

Allmählich aber vollzog ſich eine Modifikation der Ideen. Cavour war Miniſter in Piemont geworden. Er hatte keiner der politiſchen Parteien angehört, war zuerſt Militär, dann eifriger Nationalökonom und Landwirt geweſen und nahm, ſozuſagen unabhängig von einer politiſchen Vergangenheit, die Leitung des piemonteſiſchen Staates in die Hand. Ein eminent praktiſches Genie, verbunden mit perſönlicher Liebenswürdigkeit und der Gabe zu überzeugen, verliehen ihm bald eine Macht, durch die er die Lage der Dinge vollſtändig veränderte. Ich kann mir nicht verſagen, die mir aus authentiſcher Quelle zugekommene Erzählung von der Art, wie er für die wichtigſten Fragen Propaganda machte, hier anzuführen. Das Mazziniſche, überhaupt das republikaniſche Programm war unverbrüchlich das folgende geweſen: ein einiges Italien mit Rom als Hauptſtadt. Cavour, nicht ſowohl aus Prinzip und perſönlicher Überzeugung, ſondern als praktiſcher Staatsmann, in der Einſicht, daß er nur geſtützt auf dies Programm das Ziel erreichen könne, beſchloß im Jahre 1860, Rom zur Hauptſtadt zu erklären, trotz des Schreckens der Moderierten, die nie von ferne geträumt hatten, das päpſtliche Regiment anzugreifen. Er lud eines Tages eine ziemliche Anzahl der einflußreichſten Mitglieder der gemäßigten Partei ein, ihn auf ſeinem unfern von Turin gelegenen Landgut zu beſuchen und unterhielt ſie daſelbſt den ganzen Tag von land-

wirtſchaftlichen Angelegenheiten, von durch ihn eingeführten Neuerungen und Verbeſſerungen und dergleichen. Von Politik war nicht die Rede. Die Herren ſahen ſich an und fanden es kurios, daß man ſie dafür habe eine Stunde Wegs mit der Eiſenbahn kommen laſſen. Abends begab ſich Cavour mit ihnen zur Stadt zurück in einem eigens zu ihrer Verfügung geſtellten Waggon. Einer der tätigſten Parteiführer ſaß neben ihm. Cavour klopfte dieſem plötzlich auf die Knie und fragte: „Was würden Sie ſagen, wenn ich morgen im Parlament Rom zur Hauptſtadt erklärte?“ Alle waren ſtarr vor Erſtaunen und ſchwiegen betroffen. Endlich faßte ſich einer der Gewandteſten und verſetzte: „Ich würde ſagen, der Graf Cavour ſei närriſch geworden.“ Den Tag darauf erfolgte die Erklärung, die einzige, die Piemont die Sympathien des ganzen italieniſchen Volkes ſichern konnte.

Man fing an, auf das immer patriotiſcher werdende Gebaren des kleinen Staates aufmerkſam zu werden. Cavour hatte es begriffen, wo der Schwerpunkt der Bewegung lag. Er ergriff ſofort eine antiklerikale, liberale Politik und trieb, vereint mit der Mehrzahl des piemonteſiſchen Parlaments, die Monarchie Viktor Emanuels dazu an, eine kühnere Initiative, als die Karl Alberts geweſen war, zu ergreifen. Mit der Teilnahme der piemonteſiſchen Truppen am Kriege in der Krim trat der Staat zweiten Ranges plötzlich in die Politik der Großſtaaten ein und Cavours politiſche Kühnheit und enorme Geſchicklichkeit fingen an zu imponieren.

Die öffentliche Meinung in Italien wandte ſich immer mehr dem einheitlichen monarchiſchen Prinzip zu, das durch piemonteſiſche Waffen mit der Hilfe von Allianzen verwirklicht und durch eine konſtitutionelle Regierung geſtärkt werden ſollte und die Überzeugung brach ſich Bahn, daß die Patrioten dieſem Weg ihre volle Unterſtützung gewähren müßten. Garibaldi, damals aus Südamerika zurückkehrend, erklärte im Kreiſe italieniſcher Flüchtlinge in London ſeine volle Übereinſtimmung mit dieſer Anſicht, obgleich er in der Theorie Republikaner blieb. Manin, ebenfalls zu der Überzeugung

gelangt, daß es eine praktiſche Nötigung ſei, dieſen Weg einzuſchlagen, ſagte ſich von Mazzini los und verſicherte im Namen eines großen Teils der republikaniſchen Partei, Piemont, ſeinem König und ſeinem erſten Miniſter beiſtehen zu wollen, wenn dieſe entſchieden die Initiative eines nationalen Krieges zur Unifikation Italiens unter dem Hauſe Savoyen ergreifen würden. Mazzini blieb mit ſeinem Puritanismus faſt allein.

Als Manin 1857 ſtarb, hatte ſeine Propaganda für die Cavourſche liberal-nationale Politik den größten Teil der beſten Männer von 1848 unter dieſe Fahne verſammelt. Auch Anſelmo Guerrieri gehörte zu ihnen; er ſagte ſich vollſtändig von den früheren Gefährten los, obſchon er ihnen die perſönliche Zuneigung bewahrte. Mit Manin verband ihn ein immer enger werdendes Band gegenſeitiger Achtung und Freundſchaft. Im Jahre 1859, als der lang gehegte Traum mit Hilfe Frankreichs zur Tat werden wollte, begab er ſich zu Cavour und wurde von dieſem, ſowie von Farini, mit der größten Auszeichnung aufgenommen. Nach dem Frieden von Villafranca ging er im Auftrag Farinis nach Piacenza, um dort die neue Adminiſtration einzuführen, und wußte dies zur Ehre der nationalen Unabhängigkeit zu tun, obwohl die Stellung den mächtigen Alliierten gegenüber, die Piacenza beſetzt hielten, nicht leicht war. Nach dem Plebiszit, durch das Italien ein einiges, konſtitutionelles Königreich wurde und ein Parlament erhielt, wurde Guerrieri in Aſolo zum Deputierten gewählt, was für ihn die Gelegenheit zu einem neuen Proteſt ſeiner patriotiſchen Geſinnung gegenüber der Fremdherrſchaft wurde, denn Aſolo war von der Provinz Mantua abgetrennt und Piemont zugeteilt worden, während der übrige Teil der Provinz bei Öſterreich verblieb; Guerrieri aber gehörte, wie ſchon geſagt, einer der erſten und reichſten Familien Mantuas an.

Seine parlamentariſche Laufbahn war die eines Mannes von ſtrengſter Überzeugungstreue, unbeſtechlicher Redlichkeit und unparteiiſchem Freimut, ſobald es ſich um Anſichten han-

delte, die das Wohl des Landes betrafen. Treu und feſt bei der Partei ausharrend, der er ſich angeſchloſſen hatte, ließ er doch keine Gelegenheit vorübergehen, die von ihr begangenen Fehler ſcharf zu rügen oder bereitwillig auch die Verdienſte der Gegner anzuerkennen. Als nach Beendigung der erſten legislatoriſchen Periode ſich vielfache Anklagen gegen die Moderierten, die Alten, erhoben und man nach neuen Männern ſchrie, übernahm Guerrieri die Verteidigung dieſer Alten in einer Schrift, die von allen Parteien eifrig geleſen wurde, indem auch die Gegner dem Verdienſt des Verfaſſers gerecht wurden.

Als nun endlich die erſehnte Hauptſtadt gewonnen war und das Parlament ſich zum erſtenmal in Rom verſammelte, wurde Anſelmo Guerrieri von ſeiner Vaterſtadt Mantua zum Deputierten gewählt, ein Ereignis, das ihn natürlich mit großer Befriedigung erfüllte. Dazu arbeitete er in verſchiedenen parlamentariſchen Kommiſſionen, nahm den regſten Anteil an der adminiſtrativen und finanziellen Neugeburt des Landes, war eine Zeitlang im Miniſterium des Äußern beſchäftigt und ward mit mehreren diplomatiſchen Sendungen beauftragt. Die Frage jedoch, in der er als Deputierter die entſchiedenſte Stellung einnahm, war die kirchliche. Er hatte ihr ein beſonderes Studium gewidmet und legte ihr — gewiß mit Recht — die größte Wichtigkeit für die Entwicklung Italiens bei. Er bekämpfte im Parlament, ſowie ſein edler Bruder Carlo in der Preſſe, die Schwäche, mit der man im Namen der Freiheit dem Einfluß des Klerus in den ſtaatlichen und ſozialen Angelegenheiten begegnete und ſah darin den Grund unheilvoller Konflikte für die Zukunft.

Nach der politiſchen Kataſtrophe des 18. März 1876, als das Miniſterium ſeiner Partei geſtürzt wurde, wählte man auch Guerrieri nicht wieder zum Deputierten. Es war dies gewiß ein herber Schmerz für den verdienſtvollen Patrioten, der mit unermüdlichem Eifer dem Vaterland ſein Leben geweiht hatte. Aber wie der edle Charakter ſich nie vollſtändiger zeigt, als wenn er unverdiente Kränkung und Zurückſetzung erleidet,

ſo zeigte auch hier Anſelmo Guerrieri die ganze Größe ſeines ſittlichen Wertes. Er verſchmähte jedes Wort der Klage über die ihm zuteil gewordene Vernachläſſigung, erkannte jede für das Vaterland nützliche Tat der Gegner mit aufrichtigem Lobe an und kehrte mit jener ruhigen Reſignation, deren nur wahrhaft vornehme Naturen fähig ſind, zu ſeinen geliebten Studien und dem Dienſt der Muſen zurück. Er überſetzte die römiſchen Elegien von Goethe (die Überſetzung wurde dem deutſchen Publikum im 2. Band der „Italia" von K. Hillebrand bekannt gemacht), eine Studie über Cavour von Treitſchke, dichtete eine Anzahl reizender kleiner Lieder für Kinder (leider noch nicht veröffentlicht) und begann endlich die Überſetzung der Oden des Horaz, welch ſchwierige Aufgabe er mit unermüdlichem Eifer fortſetzte und glücklich vor ſeinem plötzlichen Tode beendete.

Dieſer plötzliche Tod traf ihn am 24. September vorigen Jahres*) auf ſeinem Landſitz bei Mantua, wohin er, ein teures Mitglied des Familienkreiſes des ihm innigſt verbundenen Bruders, kurz vorher zurückgekehrt war. Ohne vorhergegangene Leiden, ohne ſchmerzlichen Kampf ſchied er aus einem friedvollen Daſein, ein beneidenswertes Ende, ſchrecklich nur für die, denen es eine nie auszufüllende Lücke hinterließ.

Der allgemeine Schmerz, die ungeheuchelte Teilnahme, die ſich von allen Seiten in Italien kund gaben, waren ein beredtes Zeugnis für die Achtung und Liebe, die der Verſtorbene allen, die ihn kannten, auch ſelbſt ſeinen politiſchen Gegnern, einzuflößen gewußt hatte. (Die Familie erhielt mehr als hundert Briefe von den bedeutendſten Männern in der Politik und Literatur; unter ihnen Minghetti, Visconti-Venoſta, Sella, Cairoli, Farini, Bonghi, Gregorovius u. a., die mit tiefgefühlten Worten den vorzeitigen Tod des Freundes, Patrioten, Dichters und Schriftſtellers beklagten.) Die Geſchichte der Wiedergeburt Italiens wird dem edlen Vaterlandsfreund dereinſt den gebührenden Platz in der Reihe ihrer verdienſtvollſten Vorkämpfer anweiſen und ſein Name wird leben in den Herzen ſeines Volkes. Aber ebenſo wird der liebenswürdige,

*) 1879.

geiſtvolle und beſcheidene Mann in der Erinnerung derer leben, die ihn außerhalb des politiſchen Lebens kennengelernt hatten. Er beſaß in hohem Grade jene ſchöne Einfachheit des Weſens, die den von Geburt vornehmen Italiener vor dem Adel anderer Nationen auszeichnet und zu ſeinen liebenswürdigſten Eigenſchaften gehört. Man hat da keinen Umweg nötig, um hinter der Maske des Ariſtokraten den Menſchen zu finden, wie dies leider beim nordiſchen Adligen ſo oft der Fall iſt. Es iſt die wahre humane Bildung, die weder den eigenen noch den fremden Wert im Zufall der Geburt ſucht, die mit den eigenen geiſtigen Gaben weder kargt noch prunkt und ſie mit freundlicher Güte in anderen erkennt und ſchätzt, ohne vorher nach deren Titel gefragt zu haben.

Und ſo war Anſelmo Guerrieri einer der beſten Idealiſten, die das Jahr 1848 hervorgebracht hat und ſo lebe ſein Bild in den Herzen aller, die ihn erkannten. Diejenigen aber, die ihn nicht erkannten, mögen mit Beſchämung jenes rührende, von ihm ſelbſt „Teſtament" benannte Sonett leſen, das er an ſeinem Geburtstag, ein Jahr vor ſeinem Tode, einem Freunde ſandte und das leider nur zu ſehr Teſtament geweſen iſt.

Fiumicino, 8. Mai 1878.

Sonett.

Nun ich erfüllet habe meine Bahn
Und heute ſechzig Jahre mich umſpinnen,
So mag ich dir vertrau'n, ohn' eitles Sinnen,
Das, was von meinem Tun nicht alle ſahn.

Daß der Conſorteria ich zugetan,
Schon viel geſagt, wird's Glauben noch gewinnen;
Doch werden meine Roſen nie beginnen
Zu blühn und blühten nie auf jenem Plan.

Ich bin Partei für mich; ihr Progreſſiſten,
Ihr kennet die Idee, der ich gelebt,
Und flieht mich faſt gleich wie die Camorriſten.

O daß ihr, wenn der Klerus kühn ſich hebt,
Nicht ſchamvoll traurig, in zu ſpäten Friſten
Gerechtigkeit mir auf dem Kirchhof gebt.

(Neue Zürcher Zeitung, 21. und 22. Februar 1880.)

Aus Rom

Klingt es nicht lächerlich, wenn man aus Rom über Norweger ſchreiben will? Und doch kann man ſich anmaßen, ſolches zu tun, denn was von wirklich hochbedeutenden Menſchen in dieſem Winter in der kosmopolitiſchen Geſellſchaft Roms erſchien, gehört jenem fernen Norden an. Ich will nicht von den kühnen Seefahrern ſprechen, deren Erſcheinen in Neapel und Rom mit lebhafter Sympathie begrüßt worden iſt, die jedoch nur ſchnell vorübereilende Erſcheinungen waren. Die ſkandinaviſche Welt iſt aber hier in bleibender Weiſe ſo ſtark vertreten, daß ſogar ein eigener ſkandinaviſcher Verein exiſtiert, wo die Landsleute ſich zu abendlichen Unterhaltungen zuſammenfinden, und daß beim diesjährigen Karneval der große Karren der Skandinavier, einen Palmenhain mit darunter ruhenden reich koſtümierten Orientalen darſtellend, entſchieden den Preis davontrug. Unter der Menge treten freilich natürlich nur *einzelne* Geſtalten in ſolcher Weiſe hervor, daß man ihnen eine beſondere Beſprechung widmen kann, wenngleich der ſanfte, geſellige Ton und die ſittſame Anmut der ſchlanken, hoch gewachſenen blonden Töchter des Nordens, die an die reizendſte Schöpfung der nordiſchen Mythologie, die Wunſchmädchen Wotans, die holden Jungfrauen der Walſtatt, die Walküren, erinnern, wenngleich alles dieſes, ſage ich, den Verkehr mit dem ſkandinaviſchen Kreis überhaupt anziehend macht. Solch einzelner, bemerkenswerter Geſtalten aber gibt es darin manche und zwar tragen ſie ein ſo durchaus originelles, naturwüchſiges Gepräge, haben in Charakter und Ausdruck ein ſo ganz nordiſch kräftiges und tief innerliches Weſen, daß ſie in der Geſellſchaft Roms ſich unterſcheiden, wie ein Nordlicht ſich von dem Sonnenuntergang des Südens unterſcheidet. Es macht mir Freude, zunächſt von hervorragenden weiblichen Perſönlichkeiten und Talenten reden zu können, unter denen zwei Schriftſtellerinnen ganz beſonders hervorragen, *Marie Colban* und *Magdalena Thoreſen*.

Die erſtere, Frau Marie Colban, hat lange Jahre einzig als Journaliſtin in Paris ihre Feder geübt und hat ſich erſt in ſpäteren Jahren der belletriſtiſchen Literatur zugewandt, hier aber ſo ſchnell ein bedeutendes Talent entwickelt, daß ſie den feinſten Romanſchreibern unſerer Tage beizuzählen iſt. Ihre Form hat ſich offenbar unter dem Einfluß franzöſiſcher Technik, die ja in Literatur und Kunſt wohl die vollendetſte iſt, gebildet und darum iſt ſie, was Stil und Aufbau der Kompoſition betrifft, wie jene, muſtergültig zu nennen. Bei ihr aber findet ſich, was bei den franzöſiſchen Romanſchreibern unſerer Tage ſo ſelten iſt, in dem Inhalt ein reiner Sinn und eine zarte weibliche Grazie in Empfindung und Ausdruck, durch die das kräftige nationale Element, das hindurchſchimmert, verfeinert und liebenswürdig gemacht wird. Auch bewegen ſich ihre Geſtalten meiſt in den gebildeten Kreiſen der Geſellſchaft und die rein menſchlichen Konflikte, die überall und ewig vorkommen, wo Menſchen zuſammenwohnen, tragen die Form, in der ſie in jenen Kreiſen aufzutreten pflegen.

Anders iſt es mit den Schöpfungen Magdalena Thoreſens. So wie die Perſönlichkeiten verſchieden ſind, ſo ſind es auch die Werke. Wenn in Frau Colbans Weſen der langjährige Aufenthalt in Frankreich und überhaupt in der Fremde äußerlich wenigſtens den nationalen Charakter etwas verwiſcht hat, ſo daß man ſie eher für eine feingebildete liebenswürdige Franzöſin halten könnte, ſo hat dagegen Frau Thoreſen den Typus ihrer nordiſchen Nationalität ſtreng bewahrt. In Jütland geboren (unter einem Volksſtamm, der ſich für von den Göttern abſtammend hält und nichts anderes verlangt, als in ſeiner ſtrengen Individualität unangetaſtet in friedlicher Beſchränkung ſein eigenartiges Leben fortführen zu können), war ſie früh nach Norwegen gekommen, hatte ſich daſelbſt verheiratet und war durch die Stellung ihres Mannes, der lange Zeit Pfarrer auf dem Lande, dann in Bergen war, auf das Genaueſte mit dem Volk, beſonders den Küſtenbewohnern, ſowie mit der großartigen Natur ihrer zweiten Heimat bekannt geworden. In dem Leben dieſer urkräftigen Menſchen, die fern von der

Ziviliſation im ewigen Kampf mit den Elementen und unter den Eindrücken einer wilden großen Umgebung ſich ein durchaus urſprüngliches Weſen bewahrt haben, bewegen ſich die Erzählungen, die die erſten bis jetzt in die deutſche Sprache überſetzten Bändchen füllen. Es ſind Erzählungen von epiſcher Einfachheit und Größe mit typiſchen Geſtalten, die nicht reflektieren, ſondern einfach empfinden und impulſiv handeln, dem Leben und dem Tod gleichmütig als einem unabwendbar Notwendigen gegenüberſtehen, ſtark in Gefahr und treu und demütig im Lieben und Hoffen ſind. Scheu, ſtumm und linkiſch ſind dieſe Menſchen, wie es das Volk in ſeiner Unberührtheit und Entfernung von der ziviliſierten Welt iſt; aber welche ergreifende Poeſie liegt nicht in ſolchen Situationen wie in der Erzählung vom Pilt Ola, wo die Alte, die ihn das ganze Leben hindurch geliebt hat, dem Toten das Brauthemd anzieht, an dem ſie jahrelang ſtickte und ſich dann ſelbſt in dem nie zuvor angelegten Brautſchmuck an das Bett ſetzt, auf dem er liegt und über dem Leſen im Geſangbuch einſchläft, um nie wieder zu erwachen. Oder wie großartig iſt die Szene im „Student", wo die beiden Todfeinde miteinander ringen und zuſammen in die tiefe Schlucht hinabſtürzen, in die der Sohn des einen, ein zarter Knabe, dann hinabſteigt, um den heißgeliebten Vater, an deſſen Tod er nicht glauben kann, unten zu ſuchen. Wie erhaben und heilig iſt ferner der Tod Ingeleifs, der nachherigen Pflegemutter des verwaiſten Knaben, ein ſanftes Verlöſchen, während ihr Mann, der ſtarke Björn, der ſie ſo innig geliebt hat, ſie leiſe mit einem frommen Lied in den ewigen Schlaf hinüberſingt. Und dann des ſtarken Björn eigener Tod in der furchtbaren Nacht auf dem empörten Meer! Wahrlich bei ſolchen Schilderungen kann man noch einmal das alte, verbrauchte Wort anwenden: „Es iſt, als ob es ein Mann geſchrieben hätte", denn es iſt mit einer Gewalt der Wahrheit gezeichnet, als hätte die Schreiberin ſelbſt dem Tod unter dieſen Umſtänden in das Auge geſehen.

Wer aber wollte ſich noch wundern über dieſe Fülle von Poeſie, über dieſe Kraft der Geſinnung, über dieſe Gewalt der

Darſtellung, der das Glück gehabt hat, der ſeltenen Schriftſtellerin ſelbſt zu begegnen? Wenn es der höchſte Zweck der Bildung ſein ſoll, die Individualität zu ihrem vollen, edelſten Ausdruck zu bringen, ſo iſt er hier erreicht. So wie die Leidenſchaft der Seele für alles Höchſte und Idealſte aus dem noch ſo ſchönen Auge der älteren Frau glüht, ſo ſpricht die Energie des Weſens und die höhere Güte des Herzens, die nicht die ſogenannte reizende weibliche Schwäche iſt, aus den bewegten Worten, die ſelbſt in der fremden Sprache mit ungewöhnlicher Beredſamkeit von ihren Lippen fließen. Und ſie, die in edelſter Weiſe ihre Pflichten als Gattin und Mutter erfüllte, iſt wieder ein Beweis dafür, wie töricht es iſt, das Weib als nur für dieſe Pflichten allein befähigt und berufen darzuſtellen. Nachdem ſie auch das letzte ihrer ſieben Kinder zum ſelbſtändigen Daſein in der Welt entlaſſen hat, genießt ſie in voller Friſche der Empfindung den Reichtum in Natur und Kunſt, den ihr dies ſchöne Land Italien bietet, und bereitet ſich vor, mit neuen tiefernſten Geiſteswerken, die bereits in ihren Gedanken reifen, die zu beſchenken, die fähig ſind, ſie zu verſtehen.

Aber nicht allein in der Literatur, auch in der Kunſt hat der ferne Norden in dieſem Jahr Rom ein Zeugnis ſeines Könnens gegeben. Ich will hier unter vielen ſchönen und bedeutenden Talenten nur eines hervorheben, das mir alle anderen zu überſtrahlen ſcheint und zugleich wieder ein ſo ganz eigentümlich nationales Gepräge trägt, daß es unter dem ewigen Einerlei der modernen Skulpturwerke (denn ich will von einem Bildhauer ſprechen), die ſich immer in demſelben Kreiſe gewiſſer Gegenſtände drehen, wie ein friſcher Quell urſprünglicher Gedanken hervorſprudelt. Ich meine das Talent und die Perſönlichkeit Stephan Sindings, eines jungen norwegiſchen Bildhauers, der dieſen Winter zum erſtenmal nach Rom gekommen iſt. Es iſt natürlich, daß bei einem ſo kurzen Aufenthalt und noch gänzlichem Unbekanntſein in der hieſigen Künſtler- und Fremdenwelt Sinding noch nicht Gelegenheit und Zeit hatte, ſein Atelier mit vielen Bildwerken zu füllen. Es hat dies aber für den Beſuchenden keinen Nachteil;

denn wenn man mit Mühe in den überfüllten Ateliers der meiſten hieſigen Bildhauer unter dem vielen Mittelmäßigen das Gute herausſuchen muß und mit Staunen ſieht, wie der größere Teil der Arbeit von gewöhnlichen Arbeitern getan wird anſtatt von dem Künſtler ſelbſt oder wenigſtens von Kunſtſchülern — ſo tritt man bei Sinding wie in die Werkſtatt eines Meiſters aus dem Quattrocento. Eine einfache ungeſchmückte Halle, in der nur wenige Werke zu konzentrierter, ungeſtörter Betrachtung einladen, wo als einziger Zierat ein antiker Krug von edler Form mit ein paar friſchen Blumen darin den zarten äſthetiſchen Sinn des Künſtlers andeutet und wo ein ernſter Mann im einſamen Schaffen nicht fabrikmäßig auf Beſtellungen hin um die Gunſt der Menge buhlt, ſondern in redlichem Eifer darnach ringt, den Inſpirationen ſeiner Seele den würdigen Ausdruck zu verleihen. Auch die Erſcheinung des Mannes ſelbſt, mit der mittelgroßen, gedrungenen Geſtalt im linnenen Arbeitskittel, mit den ſcharfen, beinahe harten Zügen des Geſichts und dem ſchlichten, glatt anliegenden Haar, mahnt uns an jene einfachen, ſchlichten, feſten Geſtalten, wie ſie uns auf den Gemälden der Florentiner Meiſter oder in den Bildwerken Donatellos entgegentreten. So wie bei dieſen konzentriert ſich auch im Geſicht des nordiſchen Künſtlers das ganze Seelenleben im Auge, aus dem es aufflammt wie ein Feuerzeichen jener Begeiſterung, die allein große Werke zu ſchaffen imſtande iſt. Was nun in ſeinen Werken zunächſt wohltuend auffällt, das iſt die Abweſenheit all der manierierten, einzig nach Effekt ſtrebenden, konventionell eleganten Unnatur, der man in den meiſten modernen Ateliers begegnet. Das Bild, das in der Phantaſie des Künſtlers entſtanden iſt, hat er, treu der Natur die Form dazu entlehnend, hinzuſtellen verſucht in naiver Wahrheit, ohne die falſchen Reizmittel, die immer das Zeichen des Verfalls in der Kunſt ſind. Leider ſind uns ſeine früheren, in der fernen Heimat verfertigten Werke nur durch die Photographie bekannt geworden; wir begegnen da aber ebenſo dem Ausdruck gewaltiger Stärke und Leidenſchaft in gigantiſchen Formen, wie der

ſüßeſten Anmut und Naivität. Von dem erſteren zeugt die Statue eines knienden Sklaven, der, die Hände auf dem Rücken gebunden, in prometheiſchem Zorn zu den Göttern aufblickt, die in grauſamer Gleichgültigkeit von ihren olympiſchen Höhen auf die Qual der Geiſtgeborenen niederzuſehen pflegen, die niedrige Feſſeln an ein unwürdiges Joch ſchmieden. Die Geſtalt iſt von ergreifender Gewalt und erinnert in ihrer vollendeten Anatomie an den Herkules-Torſo im Vatikan. Wunderbar lieblich und naiv iſt dagegen ein Relief von Chriſtus, der die Kindlein zu ſich kommen läßt. Die kindliche Treuherzigkeit, mit der die Kleinen ſich dem milden Freunde nahen, iſt außerordentlich anmutig und rührend und zeugt für die Liebe, mit der der Künſtler das Empfinden und Bewegen der kleinen Geſchöpfe beobachtet hat. Von hier entſtandenen Entwürfen will ich nur zwei erwähnen, die abermals die Vielſeitigkeit des künſtleriſchen Vermögens bekunden. Der erſte Entwurf, bis jetzt nur in Ton ausgeführt, ſtellt einen Hylas dar, den ſchönen Knaben, den Herkules liebte und den die Najaden hinunterzogen in die Flut, als er Waſſer ſchöpfen ging am Quell. Angeregt vom Geiſt der Antike, der durch Rom wie Lebensatem weht für die, die anderes hier ſuchen als den Geſellſchaftstaumel einer modernen Hauptſtadt, hat der Künſtler ein Werk geſchaffen, das vom tiefſten Verſtändnis der Antike zeugt. Denn was iſt es, was dieſe vor allem kennzeichnet? Der ſtille und verklärende Ausdruck des geheimen Seelenlebens in der möglichſt ſchönen, von keiner heftigen Bewegung verunſtalteten Form. Wie dies in den uns bekannten antiken Statuen, ſelbſt in den bewegteſten Darſtellungen, wie beim Laokoon u. a., mit höchſtem Kunſtgefühl durchgeführt iſt, haben Größere vor mir beſprochen und es iſt unnötig, dabei zu verweilen; dasſelbe Prinzip aber hat Sinding in ſeinem Hylas in lieblichſter Weiſe verwirklicht. Der Knabe iſt dargeſtellt im Moment, wo er an der Quelle ſteht, um Waſſer zu ſchöpfen und wo er, ſchon von der geheimnisvollen Sehnſucht zur Tiefe ergriffen, hinabgleiten wird in die Flut. Mit tiefem Überlegen hat der Künſtler die lockenden Najaden weggelaſſen; es

wäre ein zu materieller Ausdruck gewesen für das, was hier verständlich gemacht werden soll, nämlich: die anziehende Gewalt des elementaren Lebens, des Schoßes, dem wir entstiegen sind, der ewigen Einheit, aus der uns das principium individuationis zu unserer Qual herausgerissen hat. Dieser Seelenmoment ist in dem schönen Knaben, der an der Schwelle des Jünglingsalters steht, ausgedrückt. Die linke Hand hält mit anmutiger Bewegung den Krug zum Wasserschöpfen, aber schon ohne mehr zu wissen, was sie tun sollte; der rechte Arm hängt schlaff am Körper herunter, wie überhaupt der ganze Körper in ruhiger Haltung die Selbstvergessenheit andeutet, mit der er von dem abschüssigen Felsen hinabgleitet in das Wasser. Das Haupt ist nach vorn geneigt und das Antlitz schaut lächelnd in die wonnige Tiefe, in der leise Stimmen den süßesten Traum versprechen. Nichts wäre mehr zu wünschen, als daß sich ein echter Kunstmäcen fände, um dem Künstler Gelegenheit zu geben, dieses treffliche Werk in Marmor auszuführen. Es würde hervorragend in der modernen Skulptur sein. Der zweite Entwurf, den ich noch erwähnen will, hat im Gegensatz das Motiv der wilden Vorzeit des Nordens entlehnt. Es ist eine Barbarenfrau, die den Körper ihres erschlagenen Sohnes vom Schlachtfeld hinwegträgt. Wenn hier im Ausdruck die physische Kraft roher Naturmenschen die Oberhand behält, so ist doch auch das edelste Motiv vorhanden und erkennbar: die heroische Mutterliebe, die dem Sohn nicht wehren konnte, im Heldenkampfe gegen den Feind zu fallen, die aber mit kolossaler Kraftanstrengung die geliebte Hülle der Verunglimpfung durch Feindeshand entzieht und zur ehrenvollen Bestattung geleitet. Es ist dasselbe Motiv, das in griechischer Schöne die Gestalt der Antigone unsterblich gemacht hat.

Dieser schönen Trias hoher Talente schließt sich noch manche künstlerische Persönlichkeit an, doch genügt das Gesagte, um darauf aufmerksam zu machen, welch frischer Hauch der Begabung und der Inspiration aus dem fernen Norden in das etwas im konventionellen Machen erstarrte Leben der moder-

nen Kunſt hier weht. Doch auch ſie, die freiheitliebenden Kinder eines der freieſten Länder Europas, zieht unaufhörlich der magnetiſche Zug des Nordens nach dem Süden, um die ewige Sehnſucht des menſchlichen Geiſtes zu ſtillen, die Sehnſucht der Kraft und des kühnen Strebens, ſich mit der Schönheit zu vermählen und das, was die Natur unvollendet und zerſtückelt hervorbringt, hinzuſtellen als das Erzeugnis des ſchöpferiſchen Genius: Das vollendete Kunſtwerk, das Ideal.

(Neue Zürcher Zeitung, 15. und 16. Mai 1880.)

Anmerkung: Das über Magdalena Thoreſen Geſagte findet ſich auch im 3. Band; es wurde des Zuſammenhangs wegen hier wiederholt.

*

Richard Wagner in Neapel

Wie ich Ihnen das letztemal aus Rom über Norweger ſchrieb, ſo ſchreibe ich Ihnen heute aus Neapel über Deutſche, denn es iſt doch wahr, daß uns auch in dem glänzendſten Rahmen nur d a s Bild anzieht und mächtig ergreift, das uns eine Fülle von Schönheit, geiſtiger Erhabenheit, anregenden Gedanken und edler Vollendung vor das Auge bringt. Schließlich iſt es doch immer wieder der Menſch, da, wo er wirklich die Krone der Schöpfung iſt, der inmitten auch der entzückendſten Natur uns zum Reden und Beſprechen auffordert. Die Natur läßt ſich ſchwer beſchreiben, weil ſie in Farben und Linien ſpricht; aber der Geiſt, der von einem Menſchen ausſtrahlt, kann vom Worte wie in einen Brennſpiegel aufgefangen werden und ſoll es auch, damit er zündend weiterwirke und die Flammen erwecke, in denen ſich das Böſe verzehre und das wahre Gute als ein geläuterter, immer mehr wachſender Schatz ſich verbreite. — Um doch aber auch dem Rahmen gerecht zu werden, will ich von ihm anfangen, denn er verdient es freilich, daß man in ſeine Schönheit die edelſten Bilder füge. Denken Sie ſich alſo am ſteilen Fels, auf ſtattlichem Unterbau emporſteigend, eine Villa; „auf Säulen ruht ihr Dach“; vor ihr eine ſtufenweis in großartigen Verhältniſſen ſich ausbreitende Terraſſe; hinter ihr, wieder am Fels emporſteigend, eine ſchöne Gartenanlage, die erſt auf bedeutender Höhe, inmitten eines Weinbergs, endet. Von allen Punkten des Gartens, vornehmlich aber von der Terraſſe aus, beherrſcht der Blick den Golf mit ſeiner wunderbaren Einfaſſung: Capri, das wie ein Traum auf der blauen Flut ſchwebt, die Küſte von Sorrent und Caſtellamare mit den kühnen Bergeshöhen, der zweigipflige Veſuv, der ſich in ſtolzer Unabhängigkeit aus der Ebene erhebt, gleichſam als wolle er ſein feuriges Geheimnis vor aller Welt hüten, um es nur im Übermaß der Leidenſchaft, wie jetzt allabendlich, ſeiner Geliebten, der Nacht, zu vertrauen; an ſeinem Fuß, in kindlicher Sorgloſigkeit hingelagert, die blühenden Orte, die, unbekümmert um den nahen

Tod, des Augenblicks ſich freuen, den ſie „ein liebendes Geſchick von Grund aus läßt genießen“; dann weiter die ſtrahlende Parthenope, die Königin der modernen Städte, mit ihrem in Lebensluſt getauchten Antlitz und ihrem fröhlichen Menſchengewühl; endlich die Villa ſelbſt, von der ich ausging und ihr zur Rechten die langgeſtreckte Zunge des Poſilip mit ſeinen köſtlichen, heiteren Villen und Gärten, ſeinen von Höhlen durchbrochenen Felſenufern und ſeiner reichen Vegetation; dazu der blaue italieniſche Himmel, das noch tiefblauere Meer und all die ſtrahlenden und milden Farben, mit denen das Licht je nach der Tageszeit hier ſeine Wunder auf die Erde malt — man vergegenwärtige ſich dies alles und man wird ſich eine Idee machen können von dem Rahmen meines Bildes.

In dieſer Villa nun wohnt jetzt Richard Wagner. — Wer, der neidlos zu dieſem ſeltenen Menſchen aufſchaut, möchte ſich nicht freuen, daß hier endlich einmal, wenn auch ſpät, das Schickſal an einem der mutigſten und unerſchütterlichſten Kämpfer für das Ideal Gerechtigkeit geübt hat und ihm in der Freundſchaft eines hochgeſinnten Fürſten, im Glück des Familienlebens und in allmählichem Sieg ſeiner Ideen den Lebensabend mit verſöhnendem Licht erleuchtet. — Wenn wir aber mit freudigem Blick vor dem Bilde einer in ſich vollendeten Exiſtenz, wie dieſe Villa es augenblicklich bietet, ſtehen bleiben, ſo können wir uns doch auch zugleich einer tiefernſten, ſelbſt traurigen Betrachtung nicht entziehen, die dabei in uns aufſteigt. Ja, das Schickſal iſt hier einmal gerecht geweſen, indem es den Sinn eines Menſchen, wie ſie auf Thronen leider ſelten ſind, zu der Tat bewegte, die das edelſte Vorrecht jener auf die Höhen des Lebens Geſtellten ſein ſollte: dem Genius die Mittel zu bieten, von irdiſcher Sorge befreit, ungehindert ſeine Inſpirationen Leben und Geſtalt gewinnen zu laſſen.

(Neue Zürcher Zeitung, 9. Juli 1880.)

*

Ein Lehrer und Erzieher aus dem 15. Jahrhundert

Der Name „Viktorino v. Feltre" nimmt auf dem pädagogiſchen Gebiete Italiens den ehrenvollſten Platz ein. Die Schule, die er auf Einladung des Herzogs Gonzaga 1407 bis 1446 in Mantua gründete, erlangte einen ſolchen Ruf, daß die wißbegierige Jugend aus allen Landesteilen der Halbinſel ja aus dem übrigen Europa hier zuſammenkam, um unter der trefflichen Leitung des Lehrers ſich zu bilden.

Verſchiedene ſeiner Schüler, ſo beſonders Francesco Prendilaqua, Saſſuole di Prato, Francesco Caſtiglione, haben teils in lateiniſchem Texte, teils in der Volksſprache das Leben und die Lehr- und Erziehungsmethode des bedeutenden Mannes eingehend beſchrieben.

Wir ſchöpfen daher in den nachfolgenden kurzen Zuſammenſtellungen an der Quelle der Zeitgenoſſen Viktorinos und hoffen damit den Leſern dieſes Blattes manches Intereſſante zu bieten; nennen ihn doch die heutigen Italiener nicht mit Unrecht ihren Peſtalozzi.

Viktorino dei Ramboldini wurde im Sommer 1378 unter ärmlichen Verhältniſſen in Feltre, im Venezianiſchen, geboren. Von der Natur war er mit einem lebhaften Geiſte, aber einem ruhigen, liebevollen Gemüte ausgeſtattet. Seine Jugendzeit brachte er im elterlichen Hauſe zu und empfing den erſten Unterricht von einem Lehrer, der ſelbſt kaum geläufig leſen konnte, drei Stunden Zeit brauchte, um ein Briefchen von zehn Zeilen zu Papier zu bringen und gleich einem Schüler die kleinen Additionen und Subtraktionen an den Fingern zählte. Zum Jüngling herangereift, begab er ſich nach Padua, um dort unter der Leitung berühmter Profeſſoren ſich weiter auszubilden. Hier unterrichtete er, um ſich die Mittel für einen ſpärlichen Unterhalt zu erſchwingen, kleine Kinder im Leſen und Schreiben. Mit beiſpielloſem Eifer lag er an der dortigen hohen Schule, die im Jahre 1238 von Friedrich II. gegründet worden war und damals wohl 6000 Studenten zählte, literariſchen Studien ob und erwarb ſich ſchließlich trotz

der ſchwierigſten Verhältniſſe, in denen er lebte, trotz der härteſten Entbehrungen, summa cum laude die Doktorwürde.

Aber noch fühlte der ſtrebende Geiſt, daß er nicht am Ziele ſei. Auch den exakten Wiſſenſchaften, die in Padua ſehr hervorragende Vertreter hatten, wollte er abringen, ſoviel in ſeinen Kräften lag. Aber Biagio Pelacane, der den Lehrſtuhl der mathematiſchen Wiſſenſchaften inne hatte, weigerte ſich aus ſchäbiger Habſucht, den armen Studenten unentgeltlich zu unterrichten oder ihm auch nur die Anhörung ſeiner Leſungen zu geſtatten, ſo daß ſich Viktorino notgedrungen dazu verſtand, dem geizigen Meiſter die untergeordnetſten Dienſtleiſtungen zu tun, um wenigſtens des Segens des ausgezeichneten Unterrichtes teilhaftig zu werden. Er kehrte ſeines Lehrers Zimmer und Stiegen, bereitete ſein Lager, wuſch die Teller und Kleider, kurz unterzog ſich den allergewöhnlichſten Dienſten, die einer Küchenmagd zukommen. Daneben ertrug er die demütigendſte Behandlungsweiſe mit einem Gleichmute, der dem würdigſten Märtyrer Ehre gemacht hätte. Schließlich fand er aber doch, daß ein Märtyrertum unter obwaltenden Verhältniſſen wenig wirkliches Verdienſt in ſich ſchließe. Als Pelacane eines Abends ihn ohrfeigte, weil Viktorino vergeſſen hatte, des Meiſters ſchmutzige Fußlappen (Strümpfe) zu waſchen, ſchnürte er ſeine Siebenſachen zuſammen und verließ das Haus ſeines „Wohltäters", wie Pelacane ſich ſelbſt nannte, der ihm zum Abſchied auf der Stiege auch noch die Zimmerſchuhe nachjagte.

Viktorino wollte es nun ohne Lehrer verſuchen. Er ſiedelte nach Venedig über. Sein Päcklein auf dem Rücken, barfuß, um ſeine alten Schuhe zu ſchonen, reiſte er nach Meſtre, wo eine Fiſcherbarke ihn aufnahm und nach der Lagunenſtadt brachte. Hier nahm er den Euklid zur Hand, ſtudierte Tage und Nächte ohne Unterlaß und unter den für das Studium beſonders vorteilhaften Umſtänden, daß ein überladener Magen ihm niemals Störungen verurſachte. — Eine Fiſchersfrau gab ihm Obdach und nährte ihn

mit geſottenen Meerſchnecken, deren das adriatiſche Meer und die Lagunen in Hülle und Fülle liefert.

In kurzer Zeit erwarb ſich Viktorino eine ſo durchgreifende Kenntnis in der Mathematik, daß Pelacane es offen bereute, den armen Studenten mißhandelt zu haben. Neben dieſen Studien erteilte ihm der Veroneſe Guarino, zur Zeit in Venedig, Unterricht in der griechiſchen Sprache und Literatur und verſchaffte dem ſtrebſamen jungen Manne Schüler, die er ins Lateiniſche einführte, auch in andern Materien unterwies, wodurch ſich Viktorino das Nötigſte zur Beſtreitung der wenigen Bedürfniſſe erwarb.

Reich ausgeſtattet an Kenntniſſen und Charaktereigenſchaften kehrte er im Jahre 1402 nach Padua zurück, wo ihm auf die beſondere Befürwortung Guarinos hin der Lehrſtuhl der Rhetorik und Philoſophie übertragen wurde. Außerdem eröffnete er in ſeinem Hauſe eine Schule für junge Leute, deren Geiſtesgaben und gute Aufführung Garantie boten, aus ihnen wackere Männer heranbilden zu können. „Tüchtige Leiter und Lehrer der Jugend zu bilden," ſagte er, „tut vor allem not; haben wir ſolche, ſo wird Italien, ſo wird die Menſchheit veredelt." Er nahm in ſein Konvikt unbeſchränkt Reiche und Arme auf. Die beſcheidenen materiellen Beiſteuern der erſteren ſetzten ihn in den Stand, auch die letzteren unterhalten und bilden zu können. Aber noch hatte er nicht vollends ein Jahr ſeine Konviktſchule geleitet, als ihn die ideale Begeiſterung für dieſe Erziehungsform und deren Erfolge verließ und die Ungezogenheit und Ausſchreitung ſeiner Zöglinge, ſowie die Unmöglichkeit, in dieſer Stellung ſeinen Erziehungsgrundſätzen treu bleiben zu können, ihm, um mit ſeinen Worten zu ſprechen, die Pflicht auferlegte, die Schule aufzuheben. Er machte bei ſeinem erſten Verſuche die Erfahrung, daß auch das beſtgeleitete Konvikt unter ſo ſchweren Schäden zu leiden habe, daß es nie eine gut geführte öffentliche Schule aufwiegen könne, in welcher der Sohn des Volkes mit dem Sohne des Volkes erzogen und für das Volksleben herangebildet wird.

Er verließ Padua wieder und eröffnete in Venedig ein Gymnasium für externe Schüler. Dieſe Schule genoß raſch eines hohen Rufes durch ganz Italien. Auf den gleichen Bänken ſaßen da die Söhne des hohen Adels neben den begabten Jünglingen der unterſten Klaſſen. Viktorino kannte keinen Unterſchied der Geburt, noch der Tradition; mit gleicher Liebe umfaßte er die ganze Jugend. In wahrhaft heiliger Begeiſterung folgten die Schüler ſeinen Unterrichtsſtunden und waren dem freundlich-ernſten Lehrer und Führer mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit zugetan.

Für den genoſſenen Unterricht zahlten die Söhne der Vornehmen ein beſcheidenes Jahrgeld, woraus er die ärmern mit Kleidung und Unterkunft verſorgte. In muſterhafter Weiſe wußte er die Schüler aneinander zu ketten, trotz Standesverſchiedenheiten und wenn auch draußen im Leben dieſe ideale Ausgleichung den ariſtokratiſchen Vorurteilen meiſt wieder zum Opfer fallen mußte, ſo blieb doch der Geiſt der Zuſammengehörigkeit immer rege. Wenn auch zur Verwirklichung der Einigung Italiens, die ſchon Dante anſtrebte, es noch Jahrhunderte brauchte, ſo war doch das Streben und Ringen nach der „Unità“ nie erloſchen. Und wem verdanken die heutigen Italiener dieſes immer rege Streben und die Erfolge, wenn nicht ihren großen Vorkämpfern und Meiſtern, unter denen Viktorino von Feltre, der tiefblickende Erzieher, wohl einer der hervorragendſten war!

„Die gleiche Liebe,“ ſagte er zu ſeinen Schülern, wenn er ſie allmonatlich in einer Art Aula verſammelte, um Muſterung zu halten über ſie, um Lob und Ermunterung, Verweiſe und Tadel auszuſprechen und allgemeine menſchliche und erzieheriſche Betrachtungen daran zu knüpfen; „die gleiche Liebe umfaſſe euch alle. Seid ihr nicht die Söhne der gleichen Mutter? Hat nicht ein jeder von euch die gleichen Pflichten auf ſich zum Wohle unſeres Vaterlandes Italien, zum Wohle der ganzen großen Familie, die wir Menſchheit nennen? Und wenn auch welche unter euch Auszeichnungen der Geburt, des Standes ererbt haben, ſo ſollen ſie darum ſich nicht mehr

dünken als der arme Sohn des Plebejers, noch ihn verachten. Strebet beide nach Wahrheit, nach Weisheit, auf daß euer Wiſſen, das ihr hier erworben, dazu diene, die Nation, der ihr angehört, zu heben, daß ihr ein Teil der Grundfeſten Italiens und des Menſchentums werdet, auf denen die Säulen des wahren unverfälſchten Gottesreiches ruhen ſollen."

Bis zu dieſer Periode ſtand Viktorino ohne beſondere Protektion und Begünſtigung ſeinem Erziehungswerke vor; er bot allen Vorurteilen des Jahrhunderts und der Klaſſen unerſchrocken die Spitze und trat namentlich auch in die Schranken zum Schutze der Mutterſprache, lingua volgare, die bekanntlich im 15. Jahrhundert gegenüber der lateiniſchen für unwürdig erklärt wurde, ernſte Materien zu behandeln. Bald aber ſollte er ſich einen mächtigen Freund erwerben, der ſeiner Stellung und Naturanlage nach ganz dazu angetan war, den reformatoriſchen Erziehungsideen zum Durchbruch zu verhelfen.

Giovanni Francesco Gonzaga, erſter Herzog von Mantua, berühmt durch ſeine Waffentaten und Freund der Wiſſenſchaften und Künſte, ſuchte für die Erziehung ſeiner Söhne einen wiſſenſchaftlich gebildeten, tugendhaften Lehrer; Eigenſchaften, die in jener Zeit der moraliſchen Verkommenheit ſchwer zu finden waren.

Er berief Viktorino, deſſen Name in verſchiedener Weiſe bis über die Grenzen der Halbinſel hinaus genannt wurde. Die klaren Köpfe des Fortſchritts erkannten in ihm den Schöpfer einer neuen Lehre im Unterrichts- und Erziehungsweſen, der die Bildung durch alle Schichten ausbreitend, nach und nach zum Gemeingute aller Klaſſen zu machen beſtrebt war. Und das hoffte Viktorino, wenn nicht plötzlich, doch langſam entwickelnd und vorbereitend zuſtande zu bringen durch die Vermiſchung der Stände in den bereits beſtehenden und zu gründenden Schulen, die nicht private Standesſchulen, wohl aber Nationalſchulen, Volksſchulen ſein ſollten.

Den Dunkelmännern jener Zeit war er ein Greuel, denn ſie fürchteten, daß durch ſeinen zündenden Geiſt ihre Phantas-

magorien in nichts zuſammenſinken würden und eine Zeit heranreifen könnte, die an die Stelle der düſteren Kirchenlichter die helleuchtende Flamme der allgemeinen Aufklärung ſetze.

Viktorino ging jedoch nicht ſo leicht auf die Vorſchläge des Herzogs ein, der ihm neben einem monatlichen Honorar von zwanzig Scudi unumſchränkte Freiheit in der Erziehung der Kinder zuſicherte und zudem die Vollmacht einräumte, Kindern aller Klaſſen den Zutritt zu den Unterrichtsſtunden zu geſtatten.

Viktorino fürchtete im Dienſte des fürſtlichen Hauſes und unter dem Einfluſſe des glänzenden Hofes trotz aller Zuſicherungen die Freiheit des Handelns und den Trieb des Schaffens einzubüßen. „Scheue niemanden ſoviel als dich ſelbſt," ſagte er; „die Lockungen der Sinnlichkeit ſind oft ſo überwältigend, daß unter gegebenen Verhältniſſen wenige die nötige Widerſtandsfähigkeit beſitzen."

Doch kehrte ein unbedingtes Vertrauen in ſeine Charakterfeſtigkeit bald wieder bei ihm ein. Zudem bedachte er wohl, daß der Einfluß des würdigen Herzogs, der ein Ideal darin erblickte, daß die Bildung der Sauerteig werde, womit im Laufe der Zeiten die ganze Nation durchſäuert werden ſollte, ſeinem Streben nur fördernd ſein könnte und daß die Mittel zur Verwirklichung ſeiner menſchenfreundlichen Pläne fortan ihm in reichem Maße zu Gebote ſtehen würden. Auch war ihm klar, daß, wenn es ihm gelinge die Fürſtenſöhne zu wackern, billig denkenden Menſchen heranzuziehen, er damit ſchon einen guten Schritt zur Beſſerung der allgemeinen Volkslage getan habe.

Dieſe gewichtigen Gründe bewogen ihn, Venedig zu verlaſſen und die Erziehung der fürſtlichen Kinder zu übernehmen. Mit ſeinem Weggange ſollte ſein venezianiſches Gymnaſium nicht zugrunde gehen, indem bereits Francesco Filelfo von Tolentino und der uns ſchon bekannte Guarino von Verona ähnliche Schulen gegründet hatten, die ſich eines vorzüglichen Rufes erfreuten; mit dem Nachteile jedoch, daß dieſe entgegen Viktorinos Grundſätzen wieder in Standesſchulen

ausarteten, in denen nur die Kinder der Patrizier Aufnahme fanden.

Viktorino leitete die Erziehung der jungen Gonzaga mit uneingeſchränkter Vollmacht und der Fürſt ſelbſt verzichtete auf jedes väterliche Anrecht in weiſer Furcht, durch ſein Eingreifen das Werk des bewährten Meiſters zu verſtümmeln.

In erſter Linie entfernte der begeiſterte Erzieher die Fürſtenzöglinge vom Hofe, wo ſie die ungeſunde Luft ihres Jahrhunderts einatmeten. Unweit dem herzoglichen Palaſt an einem ſtillen Orte bezog er ein einfaches großes Landhaus in freier Luft und weitausſchauender, grüner Umgebung am Mincio, der da einen See bildet. Da errichtete er die neue Schule, der er den Namen „Giojoſa“, die „Fröhliche“, beilegte.

Die Zöglinge gewöhnte er ſofort an eine ganz andere Lebensweiſe, entfernte die Kammerdiener und Schranzen und erklärte ihnen vom erſten Tage an, daß in den gewöhnlichen Vorkommniſſen des Lebens, wo immer möglich, der Menſch ſich ſelbſt genügen und ſelbſt verſorgen müſſe, daß Arbeit, Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in allen Dingen die Seele der geſunden Zuſtände ſeien, daß Glanz und Pracht den Menſchen unempfänglich mache für die Leiden und Laſten der untern Klaſſen, in denen ja doch eigentlich der Kern des Volkes liege und liegen ſoll, daß der Hochgeſtellte gerade um der Stellung willen, welche die Vorſehung ihm angewieſen hat, durch das Beiſpiel im Guten voranleuchten müſſe.

So wollte Viktorino ſeine Schüler in allererſter Linie heranziehen zum Ernſte; er bahnte in ihnen eine phyſiſch-moraliſche Wiedergeburt an und erwog zu dieſem Zweck die anregenden und nachhaltigen Mittel ſorgfältig im Sinne einer vollkommen harmoniſchen Ausbildung des Individuums.

In kurzer Zeit erreichte er außerordentliche Reſultate. Unter ſeiner Leitung entſtanden in Mantua nacheinander verſchiedene jener ausgezeichneten Schulen, wie er ſie bereits vorher in Padua und Venedig ins Leben gerufen hatte.

Mantua, das ſich glücklich preiſen konnte, einen Mann wie Viktorino in ſeinen Mauern zu beherbergen, wurde Sammelplatz des damaligen pädagogiſchen Wirkens.

Sein Erziehungsſyſtem umfaßte den ganzen Menſchen in ſeinen wichtigſten Lebenserſcheinungen, den phyſiſchen, intellektuellen und moraliſchen. Angeregt durch die Beiſpiele des alten Griechenlands und Roms, deren Irrtümer und Übertreibungen er mäßigte, erkannte er die Summe aller menſchlichen Energie als das Reſultat einer größtmöglichen Summe von Lebenskraft. Er erachtete es daher als die Hauptaufgabe der Erziehung, die Äußerung der Lebenskraft im Individuum auf die höchſtmögliche Stufe zu bringen.

Der eiſerne, zähe Wille, das Gute zu erreichen, die unbiegſame Standhaftigkeit, es zu verwirklichen, erfordern eine Fiber von Stahl und ein Herz voll Leben und Geſundheit. Eine zartangelegte, verweichlichte oder überreizte Konſtitution, die leicht empfänglich iſt für die Eindrücke des geringſten Mißgeſchickes, kommt nie zum Ziel; ſie ermattet vor der Zeit und verliert die nötige Elaſtizität. — Die Willensſtärke ſteht im Menſchen in direktem Verhältnis zu ſeiner phyſiſchen Kraft. Wer mutig, unerſchrocken und ſtandhaft iſt in edlen und großen Vorſätzen, muß notwendigerweiſe geſund ſein. Die Furcht, der Kleinmut, die Unentſchiedenheit, das Mißbehagen ſind das traurige Erbteil der geſundheitlich ſchwachen Naturen.

Machen wir alſo unſere Jugend kräftig und ausdauernd und ſie wird zu Großem fähig ſein.

Damit möchte ich nun aber nicht, fährt Viktorino fort, die Zeiten zurückwünſchen, in denen die rohe Kraft in der geballten Fauſt oder der geſchwungenen Streitart das Übergewicht in der Welt hatte; behaupte aber doch, daß der ſittliche Vorrang eines Volkes in indirekter Weiſe durch die ſo oft unterſchätzte tieriſche Kraft erzeugt und bedingt wird.

Ließe man in unſeren Schulen, ſagt einer unſerer bedeutendſten Phyſiologen, anſtatt das Gehirn der Jünglinge in übertriebener Weiſe zu peinigen, nur um im 18. Jahr ſchon einen

Philoſophen zu haben, mehr Spielraum für die tieriſche Kraftäußerung, ſo wäre auch die geiſtige Energie zu gehöriger Zeit friſcher und männlicher. Aber wie kann eine mannhafte geiſtige Friſche möglich ſein, wenn in unſern obern Schulen bei unbegreiflicher Stoffüberladung noch Anforderungen geſtellt werden, die über den Horizont des Jungen hinausgehen, d. h. Materien betreffen, die er noch nicht verarbeitet hatte und wodurch die geiſtige Elaſtizität erſchlafft und die zum kräftigen Wirken nötige Energie verliert.

Nie oder nur unvollkommen, fährt Viktorino fort, wird der menſchliche Geiſt ſeine Fähigkeiten äußern können, wenn die Organe, deren er ſich bedienen ſoll, verdorben oder verkümmert ſind. — Wer daher aus ſeinem Kinde einen vollkommenen Menſchen machen will, muß vor allem darauf bedacht ſein, daß der Körper einen hohen Grad von Geſundheit und Kraftfülle erlangt, daß die Organe, die Werkzeuge der geiſtigen Tätigkeit, ihren Dienſt voll und ganz zu tun imſtande ſind. Die Glieder des Kindes ſollen ſich entwickeln und das wird durch die körperlichen Übungen allein vollkommen erreicht.

Das waren Viktorinos Grundſätze, denen er in der Organiſation ſeiner Schulen treulich nachlebte. — Ringen, Reiten, Fechten, Bogenſchießen, Ballſpiel, Jagd, Fiſchen, Wettlaufen, Schwimmen, Stelzenlaufen uſw. waren die Übungen, die in ſeinem Lektionsplan obenan geſetzt waren. Er ſelbſt, klein von Natur, daher der Diminutivname Viktorino, ging mit dem guten Beiſpiel voran. Er leitete perſönlich die Spiele der Schüler; durch ermüdende Fußtouren in Hitze und Kälte, durch Hungerleiden ſogar wollte er ſeinen Jungen jene unbeugſame Energie einpflanzen, die im Leben vor nichts zurückſchreckt. „Gewöhnet euch, liebe Kinder, daran, alles zu ertragen, denn ihr wißt nicht, was für einen Lebensgang die Vorſehung euch vorgezeichnet hat.“

Das harte Leben, das Viktorino ſeinen Zöglingen auferlegte und das in ſpäteren Zeiten hervorragende Erzieher in ihren Grundſätzen nachahmten, förderte in jener Zeit in Italien bewundernswürdige Reſultate zutage, wovon die berühm-

ten „Condottieri“*), die aus der mantuaniſchen Schule hervorgingen, ein ſchlagendes Zeugnis ablegen.

Wir dürfen nach dem Erwähnten Viktorino von Feltre auch als den Gründer einer erzieheriſch, methodiſch geregelten Gymnaſtik in Italien begrüßen. Freilich ſtieg mit ihm auch dieſe Errungenſchaft zum Teil wieder ins Grab und es war den großen Meiſtern unſers Jahrhunderts, Peſtalozzi, Young, Obermann vorbehalten, der Jetztzeit den ganzen Wert dieſes Erziehungsmittels zur Kenntnis zu bringen.

Wenn man die ſtramme Diſziplin der Schule Viktorinos, ſagt Rosmini junior, mit gewiſſen Erziehungsanſtalten der heutigen Zeit vergleicht, wo Verweichlichung und Trägheit ſich breit machen und ſogar die Lehrer ſich dazu hergeben, den faulen und hochmütigen Zöglingen zu Gefallen zu leben, ſo verliert man allen Mut, eine kräftige Generation heranwachſen zu ſehen. Aus dieſen Anſtalten gehen Bürger hervor, nur begabt mit Namen und Geld, ausgeſtattet mit ein wenig Wiſſenſchaft nebſt einer großen Doſis hohlen Eigendünkels.

Die Biographen Viktorinos können nicht genug die Methode loben, deren er ſich bediente, um den Kindern die erſten Fertigkeiten im Leſen und Schreiben beizubringen. Seinen Beobachtungen entging es nicht, daß die zarten Kinder ihre Gedanken nicht lange auf einen Gegenſtand zu konzentrieren imſtande ſind, ihnen auch die Fähigkeit abgeht, Abſtraktionen und Kombinationen zu machen und Schlüſſe zu ziehen; daher bediente er ſich einer ſinnreichen Erfindung, ſie in leichter, anſchaulicher Weiſe in die Kenntnis der Buchſtaben und des Leſens einzuführen. Nach der Anleitung Quintilians ließ er buntgemalte Kartontäfelchen anfertigen. Auf jedem ſtand ein Buchſtabe, der dem Täfelchen den Namen gab. Wenn nun das Kind dieſe Täfelchen tagtäglich als Spielzeug handhabte, lernte es bald ſie voneinander unterſcheiden und kam ſo nach und nach unter Anleitung zu einem ſelbſtändigen Zuſammenſtellen und Ausſprechen der Laute und Wörter. — Die

*) Im Mittelalter Anführer von Banden, die um Sold ſich zu jedem Kampfe dingen ließen.

Römer bedienten ſich elfenbeinerner Täfelchen, um ihre Kinder leſen zu lernen; Locke empfahl die Würfel, Rolin die Karten, andere ausgeſchnitzte Holzbuchſtaben.

Die objektive Methode, der Anſchauungsunterricht, den manche als eine Errungenſchaft unſerer Zeit bezeichnen, war alſo nicht bloß unſerm Viktorino, ſondern ſogar den Alten bekannt.

Viktorino bediente ſich ihrer auch im Rechnen, indem er dabei die „Zählrahme" mit an Drähten verſchiebbaren Kugeln verwendete, eine Vorrichtung, die den alten Griechen und Römern ebenfalls bekannt war, mit dem einzigen Unterſchied, daß ſie an jeglichen Draht nur ſieben Kugeln reihten.

Wenn nun nach Viktorinos Methode das Kind zur Kenntnis des Leſens und Schreibens gelangt war, prüfte er genau die Neigungen und Fähigkeiten des Schülers, bevor er zur Erlernung von weiteren künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Fertigkeiten überging, die für einen künftigen Lebensgang nötig waren.

Die Neigungen und Geſchicklichkeiten des einzelnen Individuums genau zu kennen, war für ihn von höchſter Wichtigkeit. Seiner Anſicht nach war die Erziehung nicht auf der rechten Fährte, wenn ſie nur blindlings lehrt und unterrichtet, ohne zugleich die beſondern Anlagen zu erforſchen und zu erkennen. Hat doch die Natur die verſchiedenen Menſchen mit verſchiedenen Fähigkeiten ausgeſtattet, damit durch das Zuſammenwirken der mannigfachen Fertigkeiten allen Erforderniſſen, die das Leben ſtellt, Genüge geleiſtet werde.

Bei vielen Kindern ſind dieſe Anlagen leicht zu ergründen. Es genügt hierbei eines aufmerkſamen Blickes in das innere Leben, in die Spiele und ernſten Beſchäftigungen. Bei andern freilich iſt das Erforſchen der angeborenen Neigungen und Anlagen mit größern Schwierigkeiten verbunden, da keine charakteriſtiſch ausgeprägten Symptome uns die nötige Wegleitung an die Hand geben. In dieſen Fällen glauben dann Eltern und Erzieher oft Anlagen und Neigungen zu erkennen,

die in Wirklichkeit nicht vorhanden ſind. Daraufhin wird der Beruf gewählt, daher denn auch die große Zahl derer, die eine verkehrte Lebensrichtung einſchlagen und ſich in Verhältniſſe hineinarbeiten, die nicht für ſie paſſen und in denen ſie ſich notwendigerweiſe unglücklich fühlen müſſen.

Wie treffend hat doch Dante im „Paradies" VIII. 139 die Mißgriffe gezeichnet, die bei der Wahl des Lebensberufes begangen werden:

Sempre natura, se fortuna trova
Discorde a se, com' ogni altra semente
Fuor di sua region, fa mala prova.
E se il mondo laggiù ponesse mente
Al fondamento che natura pone,
Seguendo lui, avria buona la gente.
Ma voi torcete alla religione
Tal che fu nato a cingersi la spada,
E fate rè di tal ch' è da sermone;
Onde la traccia vostra è fuor di strada.

Daher ſo viele Doktoren ohne Doktrin, ſo viele Mathematiker, die lieber in Verſen machen, ſo viele Juriſten, die beſſer Schulmeiſter geworden wären, ſo viele Schulmeiſter, die beſſer zum Handwerk gepaßt hätten.

Geſtützt auf die Schwierigkeiten, in manchen Individuen die richtigen Neigungen herauszufinden und durchdrungen von der Überzeugung, daß man mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht bei der Wahl des Berufes zu Werke gehen müſſe, war Viktorino in der Beurteilung der Jugend und deren Anlagen äußerſt vorſichtig und ließ dem reifenden Verſtande des Jungen Zeit, Entſchlüſſe zu bilden.

In den mantuaniſchen Schulen Viktorinos wurde aufſteigend in allen Gebieten unterrichtet. Ausgenommen waren bloß das zivile und kanoniſche Recht und die Phyſik, die Sondergut der Univerſitäten waren. Beim Austritt aus ſeinen Gymnaſien verſchaffte der treuherzige Meiſter den armen

Schülern die Mittel, ihre Bildung auch in dieſen letztgenannten Zweigen an einer hohen Schule zu vervollſtändigen.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß Viktorino von Feltre den Anforderungen, die die verſchiedenen von ihm gegründeten Schulen ſtellten, nicht allein genügen konnte: nahm doch die Erziehung der herzoglichen Kinder den größten Teil ſeiner Zeit in Anſpruch. Er war daher genötigt, eine ganze Reihe von Gelehrten und Künſtlern herbeizurufen, die ihn in ſeinen Beſtrebungen und Arbeiten unterſtützten.

Berühmte Lehrer der Grammatik, Logik, Metaphyſik, Arithmetik, Maler, Muſiker, Tanzlehrer, Fechtlehrer, Reitmeiſter uſw. ſtrengten ihre Kräfte an, den ſtrikten Vorſchriften Viktorinos nachzukommen und die aus allen Klaſſen der Bevölkerung zuſammengeſetzte Schülerſchaft zu tüchtigen Gliedern der italieniſchen Nation heranzubilden. Aber die treffliche Organiſation mit all den Vertretern der Gelehrſamkeit war nicht imſtande, der Schule auch nach dem Tode des Gründers Ruf und Beſtand zu ſichern. Kaum hatte der große Meiſter die Augen geſchloſſen, ging auch die ganze herrliche Inſtitution ihrer Auflöſung entgegen.

Viktorinos Lehrweiſe war diejenige eines weiſen und klugen Lehrers.

Alles zuſammengefaßt reduziert ſie ſich auf folgende Regeln, die auch in der heutigen Zeit empfohlen, gepredigt und eingedrillt werden:

Für jeden Tag ſchrieb er ſich und den übrigen Lehrern die ſorgfältigſten Präparationen vor, obſchon er ſehr geübt und gelehrt war.

Er ließ die Schüler ſtets laut leſen, korrigierte die Fehler in der Ausſprache, die Eintönigkeit, die Härte mit einer faſt kleinlichen Genauigkeit.

In der bloß trägen und paſſiven Diſziplin während des Unterrichts erkannte er weniger eine ſtramme Ordnung als vielmehr eine gewiſſe Geiſtesfaulheit, die ihm verhängnisvoll vorkam; daher er denn auch den bloß ſtrammen Korporal in der Schule weit unter den freundlich rührigen Lehrer ſtellte,

der neben dem Ernſte, den die Behandlung der Materie erforderte, es auch verſtand, die gemütliche Seite zur Geltung kommen zu laſſen.

Er pflegte ſorgfältig das Gedächtnis der Jugend und ließ zu dieſem Zwecke an beſtimmten Tagen geeignete Poeſien oder Proſaſtücke herſagen.

Sorgſam hielt er alle Gelegenheiten fern, wobei ſeinen Schülern Schlimmes vor die Augen oder zu Ohren kommen konnte.

Jeder Augenblick während des Tages mußte ſeiner Anſicht nach mit körperlichen, intellektuellen oder gemütlichen Übungen und Anregungen ausgefüllt werden. — Die Einſamkeit, ſagte er, iſt für die Jugend der gefährlichſte Verſucher zu Laſter und Leidenſchaften; daher ließ er in der Schule und neben der Schule darüber wachen, daß die Schüler nie allein waren.

Viktorino war ſanft und freundlich mit allen. Auch den weniger begabten Schülern gegenüber beobachtete er die größte Schonung. Dadurch wollte er ſie ermutigen, ihr Selbſtvertrauen ſtärken, ſie heben. Mit dieſem Syſtem hat er ohne Zweifel ſchönere Erfolge erzielt als alle die Lehrer, die ſo oft mit rückſichtsloſer Schärfe in der Beurteilung ſchwächere Schüler verletzen und in ihnen noch den letzten Funken der Schulluſt ertöten. — Fleiß, guter Wille und gute Aufführung waren für ihn maßgebend.

Auch wenn die Reſultate in poſitiven Kenntniſſen unter Umſtänden viel zu wünſchen ließen, ſo klaſſifizierte er den übrigens gutgearteten Schüler gern in die erſte Reihe, indem ihn dabei der durchaus richtige Grundſatz leitete:

„Wo Fleiß und Bravheit vorhanden ſind, haben wir es mit einer menſchlichen Pflanze zu tun, die ſicherlich ihre ſchönen Früchte bringen wird, auch wenn dieſe langſam reifen. Ja, es iſt geradezu ein Verſtoß gegen die tieferen pädagogiſchen Wahrheiten, durch Verletzung des Selbſtgefühls die Liebe zur Selbſtbildung zu rauben."

Den trägen und boshaften Schüler behandelte er mit unerbittlicher Strenge. —

Nie war Viktorino vorſichtiger, als wenn es ſich um Strafe handelte. Nie ließ er ſich vom Zorn oder Unmut übermannen.

„Wenn die Strafe unvorſichtig angewendet, nicht den Zweck hat, zu beſſern, ſondern nur um ‚weh (phyſiſch und moraliſch) zu tun', ſo iſt ſie ein verfehltes pädagogiſches Mittel; ſie wird ſo zu einem Gewaltakt des Stärkeren dem Schwächeren gegenüber und da die Gewalt in der Hand des Vorgeſetzten in dieſem Falle den Charakter der Unterdrückung annimmt, ſo entzündet ſich im Herzen des Kindes der Haß dem Lehrer und der Widerwille dem Unterricht gegenüber." So Viktorino. —

Und doch nahm er, wenn auch ſelten, zuweilen Zuflucht zu dieſem Mittel, obſchon es ſeinem ſanften und frommen Charakter gar nicht zuſagte und es ihn mit einem wahren Abſcheu erfüllte. — Er bediente ſich der körperlichen Züchtigung in beſondern Fällen, um ſeiner Autorität gegenüber den tauben Ohren Recht zu verſchaffen und die Unbändigen fühlen zu laſſen, daß er in der äußerſten Not auch die Hand gegen ſie zu erheben imſtande ſei, wenn ſie darauf ausgingen, ſeinen guten Zwecken zuwiderzuhandeln und ſeiner Autorität Hohn zu ſprechen. Aber das geſchah nur unter außerordentlichen Umſtänden; „denn," fährt er weiter fort, „mit den Körperſtrafen kommt man nur dazu, daß das Kind aus Furcht vor Schlägen ſich dem Schlimmen entzieht; nie aber aus Abſcheu vor dem Böſen. — Ein ſchlimmer Knabe z. B. wird im Hauſe ein Engel ſein, ſolange er unter dem niedrigen Eindrucke lebt, den des Vaters breite Handfläche auf ihn ausübt, wenn dieſe in unzarter Weiſe mit irgendeinem Teil ſeiner Muskulatur in Berührung kommt. Iſt der Vater für kurz oder lang abweſend, ſo wird aus dem zahmen Engel ein wahres Teufelchen.

Die Wirkſamkeit der moraliſchen Züchtigung hängt von dem Individuum ab, dem dieſe auferlegt wird. Sie wird ihren Zweck nie verfehlen bei Schülern, die ein offenes Herz und offenen Sinn haben für Lehren und Ermahnungen. Iſt jedoch dem Zögling jedes Schamgefühl abhanden gekommen, ſo iſt Iſolierung, an den Pranger ſtellen uſw. verlorene Mühe

und endigt gewöhnlich in eine Komödie, die ganz dazu angetan ist, die Autorität des Lehrers noch völlig zu untergraben.

Was ist denn solchen Individuen, in denen das Schamgefühl und das Ehrgefühl verwischt ist, zu tun? frägt mancher. Ich weiß es selbst nicht! der weise und besonnene Lehrer und Erzieher wird in den besonderen Fällen den möglichst richtigen Weg und die möglichst wirksamen Mittel schon finden und muß im schlimmsten Falle sich mit der Überzeugung trösten, daß da, wo Schule und Familie ratlos sind, das Leben und die Verhältnisse oft Wunder wirken."

Das alles kannte Viktorino von Grund aus; weshalb er denn seine Ermahnungen und Strafen genau dem Individuum, das er dem ganzen Wesen und allen seinen Anlagen nach durchschaute, sowie den zufälligen Umständen anpaßte und dabei nicht nach einer „vorschriftlichen", wohl aber nach einer weisen Regel verfuhr.

Der Erziehungsplan Viktorinos war klar, praktisch angelegt, nicht mit theoretischen Floskeln ausgeschmückt; sein Plan war allumfassend, bestimmt und scharf. Trotz dieser Schärfe und Bestimmtheit war aber nicht die mindeste Schablone daran zu entdecken. Die praktische Anwendung seiner Sätze schmiegte sich dem Individuum, den jeweiligen Umständen an, wie das unumgänglich nötig ist, wenn die Erziehung in richtiger und fruchtbringender Weise wirken soll.

Denken wir uns nun, wie schwer, wie unendlich schwer es ist, nach dieser Methode zu erziehen; jeden Augenblick, in allen Vorkommnissen und bei jedem Zögling mit Besonnenheit und Takt das Richtige zu treffen.

Das hat aber, nach allem, was wir von dessen Schüler Prendilaqua wissen, Viktorino in vollkommener Weise verstanden.

Viktorino da Feltre war aber nicht nur der größte Erzieher des 15. Jahrhunderts, sondern auch einer der größten Philanthropen, die je die Menschheit geehrt haben. Prendilaqua, dessen treuster Schüler und zuverlässigster Berichterstatter, erzählt uns, daß Viktorino alles, was er hatte und sich erwarb,

den armen Schülern gab, deren er während ſeines Aufenthalts in Mantua bis zu ſiebzig ernährte und kleidete, und wenn die eigenen Mittel nicht mehr ausreichten, reichliche Beiſteuern vom Herzog erflehte, womit er ſogar auch die Familien dieſer armen Schüler unterſtützte. Nicht der Kitzel nach Ehre und Ruhm bewog ihn, Venedig zu verlaſſen und in den Dienſt des Hofes von Mantua zu treten, ſondern die ſichere Vorausſicht, ſeinen fortſchrittlichen und wohltätigen Beſtrebungen in größerem Maßſtabe dienen zu können.

War Viktorino infolge ſeiner Großmut und Freigebigkeit in finanzieller Bedrängnis, was ſehr häufig eintrat, ſo hing er den Bettelſack um, um vom Herzog und den Vornehmen der Stadt und Umgebung ein Scherflein zu erflehen für die heilige Sache der Menſchheit. Und er ging nie vergebens. Gonzaga tat, was er konnte, und die Adligen fühlten ſich geehrt, das ihrige zu einem Werke beitragen zu können, das weit in Europa herum von ſich reden machte. Viktorino ſelbſt blieb immer arm. Zu wiederholten Malen beſchenkte ihn der Herzog mit Gütern; aber der uneigennützige Mann mit ſeinen durchaus idealen Anſchauungen kümmerte ſich wenig um den Beſitz; kaum war etwas in ſeinen Händen, ſo verwendete er es zu wohltätigen Zwecken. — Die einzige Auslage, die er für ſich machte, galt einem Gärtchen in Pietole, dem Geburtsorte Virgils. Da hatte er einige Reben gepflanzt und zuoberſt auf dem kleinen Bühel, Virgils Höhe genannt, ein kleines Häuschen bauen laſſen.

Hierher führte er zuweilen ſeine Schüler auf einem Spaziergange, um eine Stunde im Grünen ſich zu ergehen und dem Andenken Virgils, des großen mantuaniſchen Bürgers, ein Stündchen zu widmen.

Bis zum Jahr 1446 ſtand Viktorino der Leitung der Schulen vor. Ein plötzlich auftretendes Übel raffte ihn im Alter von 68 Jahren dahin zum größten Schmerze aller derjenigen, denen in jenen trüben Zeiten die Regeneration Italiens am Herzen lag.

Daß Viktorino von Feltre ein geborener Lehrer war, erſehen

wir aus ſeiner ganzen Charakter- und Gemütsanlage, aus ſeiner Methode und der edlen Art und Weiſe, wie er ſie in Anwendung brachte. Sein Leben war einzig der Erziehung gewidmet und als von ihm unabhängige Umſtände und nur ideale Gründe ihn beſtimmten, ſein Konvikt in Padua zu ſchließen, wirkte er mit verdoppeltem Eifer und großem Geſchick in den ſpäter auf einem andern Fuß errichteten Schulen.

Nie trieb er den Lehrerberuf handwerksmäßig. Groß war in ihm der Eifer, noch größer die Liebe und die Freundlichkeit im Umgang mit ſeinen Schülern. Scharf nur in der größten Not, aber wenn er es ſein mußte, unerbittlich ſtreng.

Die natürlichen Anlagen zum Lehrerberuf, unterſtützt von einem feinen Gefühl der Nächſtenliebe, machten aus ihm einen wahren Heiligen und ſtärkten ihn in der Schöpfung eines Werkes, das in jener Zeit des Bruderhaſſes, der Kriege, der Hoftyrannei, der Verſchwörungen und Verbrechen als ein Wunder der göttlichen Vorſehung angeſehen werden konnte. Und wenn auch mit dem Hinſchied des Meiſters das regenerierende Werk wieder zerfiel, ſo iſt doch der Geiſt geblieben und hat ſich, wenn auch mühſam, durch die Jahrhunderte hindurchgewunden und zu gewiſſen Zeiten wieder geleuchtet und erwärmt als die nimmerſterbende Flamme der Wahrheit.

(Neue Zürcher Zeitung, 17., 18. und 19. Auguſt 1880.)

*

Frauenbildung in Italien

Vor einem Vierteljahrhundert gab es in keinem andern Lande unter den ziviliſierteſten Ländern Europas ſo viele des Leſens und Schreibens unkundige Menſchen wie in Italien. Jetzt ſind hier faſt in allen kleinen Orten Kommunalſchulen eingerichtet, der Unterricht iſt obligatoriſch und ſelbſt von Landleuten hört man es mit Befriedigung ausſprechen, daß ihre Kinder können werden, was ihnen verſagt geblieben iſt. Woran es im Anfange fehlte und zum Teil noch fehlt, das waren die geeigneten Lehrkräfte, Lehrer und Lehrerinnen, die, mit den neueſten Methoden des öffentlichen Unterrichts vertraut, fähig geweſen wären, die Schulen auf das wirkſamſte zu organiſieren und den Unterricht in der rechten Weiſe erfolgreich zu machen. Einzelne Ausnahmen hiervon brachten jedoch gleich von vornherein bemerkenswerte Erfolge zuſtande. So erhoben ſich in Rom faſt gleichzeitig drei vortreffliche Inſtitute für die weibliche Jugend, deren Leitung den Händen ausgezeichneter Frauen anvertraut wurde. Eine Normalſchule zur Ausbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen wurde organiſiert und in den erſten Jahren geleitet von Giannina Milli, bekannt als Improviſatrice und geiſtvolle, hochgeachtete Perſönlichkeit. Eins der vielen großen Lokale, die früher untätiger Frömmigkeit zum Aufenthalt dienten, war dem friſchen, erwachenden Geiſtesleben übergeben worden und bald reichten die Räume nicht mehr aus, um dem Andrang der Lernbegierigen zu genügen. Die Vorſteherin ſchärfte den Zöglingen das richtige Prinzip ein, daß ſie, die meiſtens mittlern Lebensſphären angehörten, ſich auf ihre eigene Kraft verlaſſen und durch gründliche Bildung in den Stand ſetzen müßten, ihren Lebensweg in ehrenvoller Weiſe für ſich und andere nützlich zu machen. Eine Menge tüchtig gebildeter Lehrerinnen geht von dieſem Inſtitut nach allen Teilen des Landes aus und übernimmt in den Kommunalſchulen, beſonders der kleineren Orte, den Elementarunterricht, der ſich entſchieden beſſer in den Händen weiblicher Lehrer befindet, da bei

kleinen Kindern das mütterlich pflegende und erziehende Element auch in der Schule vorherrſchen ſollte.

Das zweite dieſer Inſtitute iſt eine profeſſionelle Schule, die von einer Römerin mit außerordentlicher Einſicht geleitet wird. Die Organiſation iſt eine muſterhafte. Hier werden die Mädchen erſt vom zehnten Jahr an aufgenommen, der Elementarunterricht wird vorausgeſetzt. Außer den Grundlagen einer wiſſenſchaftlichen Bildung (die genaue Kenntnis der eigenen Sprache, die Gewandtheit, ſich in derſelben mündlich und ſchriftlich auszudrücken, Geſchichte, Geographie, Buchführung uſw.) erhalten die Mädchen Unterricht in allen Zweigen weiblicher Handarbeiten, vom Waſchen und Bügeln an bis zu der feinſten Stickerei in Seide und Gold. Für jeden Arbeitszweig iſt eine beſondere Klaſſe eingerichtet, in der geſchickte Lehrerinnen die Anleitung erteilen. Ganz beſonders ſchöne Erfolge zeigt die Verfertigung der Spitzen nach alten venetianiſchen Muſtern und die Anfertigung künſtlicher Blumen. Dieſer letztere Induſtriezweig wird bald den ſo berühmten Pariſer Blumen Konkurrenz machen können. Man arbeitet nur nach friſchen Blumen, deren man hier ja zu allen Jahreszeiten haben kann und die Arbeiterinnen färben ſich ihre Stoffe ſelbſt, um genau die natürliche Farbe der Vorbilder zu erreichen. Der Andrang zu dieſem Inſtitute iſt ſo groß, daß es jetzt bereits an vierhundert Schülerinnen zählt und die Errichtung einer zweiten Anſtalt nötig ſein wird. Endlich iſt für den höhern wiſſenſchaftlichen Unterricht eine Schule, den Gymnaſien der männlichen Jugend ähnlich, eingerichtet. Dieſe Anſtalt ſtand unter der beſondern Protektion der Kronprinzeſſin Margarete, die alljährlich der großen Prüfung in einem Saale des Kapitols beizuwohnen und die Preiſe zu verteilen pflegte. Bei dieſer Gelegenheit wurde mit der den Römern noch von altersher einwohnenden feierlichen Beziehung auf den Staat und das Vaterland eine Tafel an dem Portal des Kapitols angeheftet mit folgender Inſchrift: „Dieſe feierliche Ehrenbezeigung beweiſe den Jungfrauen, wieviel das Vaterland von

den künftigen Müttern erwartet.“ Vielleicht war dieſe Art und Weiſe für die oberflächlichen Naturen der Jugend eine Gefahr, indem ſie die Eitelkeit anregte, aber ebenſo mochte in den edlern Gemütern dadurch ein ſchöner Ehrgeiz wachgerufen werden bei dem Gedanken, daß die wahre Bildung der Frauen noch über das Perſönliche hinaus eine hohe Bedeutung für das Vaterland und die kommenden Generationen habe. Die Organiſierung dieſes Inſtituts war das Werk der Signora Fuà Fuſinato, einer der ausgezeichnetſten Frauen Italiens. Leider wurde ſie durch den Tod zu bald der Leitung ihres Werkes entriſſen, doch blüht die Anſtalt auch jetzt in ſchönſter Weiſe fort und erfreut ſich noch immer des beſondern Schutzes der nunmehrigen Königin Margarete. An dieſe Schule ſchließt ſich die Einrichtung einer beſondern Reihe von Vorleſungen an, die für die Schülerinnen ſowohl wie für alle Damen, die ſich dafür intereſſieren, von den bedeutendſten Gelehrten und Staatsmännern Roms gehalten werden. Männer wie Mamiani, Bonghi, Minghetti u. a. verſchmähen es nicht, hier über irgendeinen wiſſenswerten Gegenſtand zu reden und ſich den Dank des ſtets lebhaft angeregten weiblichen Publikums zu verdienen. Die verſchiedenartigſten Gegenſtände kommen da zur Sprache; Geſchichte, Philoſophie, Kunſt und Poeſie werden unter verſchiedenen Geſichtspunkten beſprochen. Beſonders wenden ſich die Betrachtungen dem zu, was ſich auf die Stellung der Frauen und ihre Aufgabe im Leben bezieht. So hielt Minghetti in einem Winter zwei Vorträge über die Frauen, die ſich in Italien in Kunſt und Wiſſenſchaft hervorgetan haben. Kürzlich ſprach ein Profeſſor aus Turin über die weibliche Arbeit im allgemeinen und entwarf dabei eine Schilderung der Bedingungen, denen das Leben der Frauen von den älteſten Zeiten her in allmählicher Umwandlung unterworfen geweſen iſt.

Dieſer großen Bewegung zur gründlicheren Bildung und zur Möglichkeit der ökonomiſchen Unabhängigkeit der italieniſchen Frauen kann man nur mit warmem Anteil und Beifall zuſehen. Es hat in Italien ſchon mehrfach Epochen gegeben,

wo die Frau auf derſelben Stufe der Bildung und der Kultur ſtand wie der Mann und an dem geiſtigen Leben der Nation tätigen Anteil nahm. Schon die römiſche Matrone hatte eine ehrfurchtgebietende Stellung und Frauen wie Cornelia und Volumnia ſind als leuchtende Beiſpiele edler Weiblichkeit in der Geſchichte verherrlicht. Im elften Jahrhundert blühte die mediziniſche Univerſität zu Salerno als das erſte Inſtitut dieſer Art. Es gab an ihr berühmte weibliche Profeſſoren und viele weibliche Studenten, die unbeſtritten ihr Recht, am geiſtigen Leben der Zeit teilzunehmen, ausübten. In der Zeit der Renaiſſance gab es nicht wenig Frauen, welche durch die dem Manne völlig ebenbürtige Bildung hervorleuchteten und an der Univerſität zu Bologna lehrten weibliche Profeſſoren Anatomie, Mathematik u. a. Ebenſo hat es in den jüngſtverfloſſenen Zeiten Frauen gegeben, die ſich durch ihren edlen Patriotismus und ihre Opferfähigkeit für das Vaterland auszeichneten. Daneben aber war die große Mehrzahl des weiblichen Geſchlechtes einer ſehr einſeitigen, nur auf Eitelkeit und äußerliche Vorzüge gewendeten Richtung verfallen. Die Bildung ſtand im allgemeinen auf der niedrigſten Stufe. Die meiſten Frauen der mittleren und ſelbſt viele der höhern Stände konnten kaum leſen und ſchreiben. Schön, reizend, elegant, gefallſüchtig, kokett, frivol, untreue Gattinnen, nachläſſige Mütter und Hausfrauen — ſo waren die Italienerinnen in der Mehrzahl. Am Fenſter ſah man die ſchön friſierten und geſchmückten Köpfe der Frauen und Mädchen, deren Lieblingsbeſchäftigung es war, ſtundenlang dort zu liegen, das Straßenleben mitanzuſehen und ſich ſehen zu laſſen. Trat man aber zufällig in das Zimmer und ſah die Kleidung, die den Körper bedeckte, der den ſchönen Kopf trug, ſo erſchrak man über die Nachläſſigkeit, ja den Schmutz derſelben; und begegnete man wiederum auf den öffentlichen Spaziergängen Damen in eleganteſter Kleidung, mit goldenem Schmuck geziert, Mode-Journal-Bildern ähnlich, ſo hatte man Mühe, die im ſchmutzigſten Negligé daheim Geſehene zu erkennen. Natürlich waren ſolche Frauen ein willkommenes

Werkzeug in den Händen der Prieſter. Ihre Frömmigkeit war eine rein äußerliche, ihr Glaube Aberglaube. So hielten ſie es für unpaſſend, daß ein junges Mädchen allein über die Straße gehe, aber die Kirche, trotz der Gegenwart der begleitenden Mutter oder Dame, zum Ort des Rendezvous mit einem heimlichen Anbeter zu machen, war ganz in den Sitten und iſt es zum Teil noch. Dieſe Schilderung iſt nicht etwa übertrieben oder aus einer feindlichen Feder gefloſſen. Im Gegenteil, ſie entſtammt der wärmſten Teilnahme für die hochbegabten, anmutigen, mit ſpontaner Schärfe der Intelligenz und künſtleriſchem Sinn verſehenen Weſen, die nur durch ſchlechte Erziehung in einer verwahrloſten Geſellſchaft, wie es die italieniſche lange war, zu ſolch ſchlechter Entwicklung geführt werden konnten, weshalb man eben um ſo freudiger das jetzt erwachte Streben und die dargebotenen Hilfsmittel der Bildung begrüßen muß. Es iſt zu hoffen, daß an der Hand wahrer Bildung die italieniſchen Frauen mit all den Gaben, welche die Natur über ſie ausgeſchüttet hat, ſich dem Ideale nähern werden, das dem Geiſte ihrer Dichter vorgeſchwebt und dieſe zu ſo vielen reizenden Schöpfungen begeiſtert hat. Franceſko Sanctis, der geiſtvolle Kritiker und frühere Miniſter des öffentlichen Unterrichts, erkennt unter dieſen allerdings nur der Franceſca da Rimini des Dante den Preis vollendeter Weiblichkeit zu. Wir zitieren hier die Schlußworte ſeines intereſſanten kritiſchen Artikels über dieſe herrliche Geſtalt der „Divina commedia“: „In dieſer genialen Schöpfung leben die Keime der holdeſten Schöpfungen der modernen Poeſie, deren Zentrum die Frau iſt, die aus den Abſtraktionen und dem Myſtizismus herausgetreten und ein lebendiges Weſen geworden iſt.“ . . .

„Ich denke, daß die italieniſche Poeſie wenig glücklich in der Darſtellung der Frau geweſen iſt und daß Franceſca einzig daſteht. Aus ſo vielen lyriſchen Darſtellungen iſt nicht eine einzige lebendige weibliche Geſtalt hervorgegangen. Im Arioſto bewegen die ſanften Klagen der Olympia und der

Isabella eher als oberflächliche Skizzen, denn als ernste Darstellungen. Armida im Tasso ist zu raffiniert, Sophronia ist abstrakt, Erminia unbedeutend, Chlorinda verschlossen und kalt. Die Frauen Raffaels leben auf der Leinwand, aber vergebens sucht man ihre Spuren in unserer Dichtung. Wir haben die verschwindenden Frauen, in welchen das Leben aufblitzt in dem Augenblick, wo es verschwindet, sie leben im Moment des Todes wie Chloriceda und Ermengarda. Die Frauen Leopardis sind nur angefangene Geschöpfe, schon verschwunden, noch ehe sie das Leben und die Liebe genossen haben; so sind Silvia und Nerina. Außer diesen wenigen flüchtigen Gestalten, die nur schwankende Ideale und dem Leben fremd sind, suchen wir vergebens nach der Frau. Von Alfieris Frauen ist keine lebensfähig gewesen. Selbst Manzoni, der mächtige Schöpfer von Individualitäten, hat in seine Lucia etwas Künstliches und Übertriebenes gelegt. Himmlische Strahlen der Weiblichkeit leuchten in Beatrice und Laura, aber es fehlt die Sonne. Wenn wir etwas der Francesca Vergleichbares finden wollen, müssen wir es in Shakespeare, in Byron, in Goethe und den fremden Literaturen suchen, aber ihrer Aller erster, unsterblicher Typus bleibt Francesca."

De Sanctis hat insofern recht, als die schöne Geliebte des Paolo, die am wenigsten abstrakte Figur der italienischen Poesie ist. Aber er hat darin nicht recht, daß er das Wesen der vollendeten Weiblichkeit einzig in die Liebe und die unbedingte Hingabe des Weibes an diese setzt. Ja gewiß, o h n e die Liebe sind alle andern Vorzüge nur wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, aber ganz besonders bei den südlichen Frauen muß zu der feurigen Hingabe des Herzens auch noch die Erkenntnis und das hohe Bewußtsein weiblicher Würde und Reinheit hinzukommen, welche die höhere Stufe der kindlichen Unschuld und Reinheit sind. Dann erst wird die Liebe nicht mehr zur Schuld führen wie bei Francesca, Gretchen, Julie u. a., sondern dann wird sie der Glorienschein werden, der als das Ewigweibliche den höchsten Frauen-

typus umſtrahlt. Wir ſagen nicht mit de Sanctis: „Die Poeſie der Frau iſt, beſiegt zu werden“, ſondern wir ſagen: ihre Poeſie iſt, nach Ausbildung aller Gaben des Geiſtes und Gemütes in der edlen Liebe zu einem würdigen Mann die Vollendung des Lebens zu finden.

(Deutſche Zeitung, Wien, Mai 1882.)

*

Leopardi und Ranieri

Leider iſt es von jeher der Menſchheit eigen geweſen, daß ſie es liebte, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Ein neues Beiſpiel davon ereignete ſich unlängſt in Neapel und da es ſich um bekannte Größen handelt, verdient dasſelbe beſprochen zu werden und verlangt die Gerechtigkeit, boshaften Angriffen auf edle Menſchen gegenüber die Wahrheit der Tatſachen bekanntzumachen.

Wer wüßte es nicht in der gebildeten Welt, daß Leopardi, der größte italieniſche Dichter der Neuzeit, in Antonio Ranieri (auch rühmlichſt bekannt in der literariſchen Welt) und ſeiner Schweſter Freunde gefunden hatte, die mit einer Aufopferung ohnegleichen ſein von ſchwerer Krankheit heimgeſuchtes Daſein Schritt für Schritt dem Tode abkämpften und auch nach ſeinem Tode alles taten, ſo weit ihre mäßigen Mittel es erlaubten, um das Andenken des großen Freundes zu ehren und ſein Bild, von den Mängeln der Sterblichkeit entkleidet, in das Pantheon der Unſterblichkeit zu verſetzen. Sie beobachteten dabei ein ehrfurchtsvolles Schweigen über das Schwere, was ſie, infolge der menſchlichen Schwäche, von einem überdies ſo ſchwer Kranken zu ertragen gehabt und an Vermögen, Lebensgenuß und Bequemlichkeit geopfert hatten.

Aber der Neid und die ungeſunde Neugier, die ſo gern in das intime Leben hervorragender Perſönlichkeiten eindringen, um unter dem Vorwand, der Wahrheit zu dienen, Staub und Schmutz aufzuwühlen, ruhten nicht. Erſt leiſe, dann immer lauter begann die Verleumdung ihr Werk. Man veröffentlichte Briefe Leopardis, in denen er ſeinen Vater um Geld bittet während der Zeit, wo er im Hauſe der Ranieris mit liebevollſter Sorgfalt gepflegt wurde und die anzudeuten ſcheinen, daß er Mangel litte. Man knüpfte daran Andeutungen, ja offene Angriffe, und als dieſe nach der Schweſter Tode ſich beſonders gegen die letztere richteten, wurde es für den überlebenden Bruder geradezu Pflicht, das ſelbſtloſe Schweigen über beider Teilnahme an den letzten Lebensjahren

Leopardis zu brechen. Er tat dies in einer kleinen Schrift, betitelt: „Sette anni di sodalizio“, die er mit folgenden Worten begann:

„Es ſchien mir ſchön und ſcheint mir noch ſo, ganz wie verſchwunden aus dem Leben Leopardis geweſen zu ſein, nachdem meine Schweſter Paolina und ich das größte Opfer gebracht hatten, das zwei Sterbliche einem Dritten bringen können. Nicht aber ſchien es ſo dem Neid, der nicht nur gegen die ſchönen Grundſätze, ſondern auch gegen die ſchönen Mittel und die ſchönen Ziele ſtreitet, wie überhaupt gegen das Schöne, wo immer er einen Strahl desſelben zu entdecken glaubt.“

Nach langer Abweſenheit, teils im Exil, teils auf Reiſen im Ausland, hatte Ranieri in Florenz Leopardi, den er ſchon früher flüchtig gekannt hatte, wieder begegnet und ſich ihm in inniger Freundſchaft angeſchloſſen. Im Verlauf ihres Zuſammenſeins bekannte ihm dieſer einmal in einem Anfall tiefſter Verzweiflung, daß die Umſtände ihn wahrſcheinlich nötigen würden, nach Recanati, ſeinem Geburtsort, zurückzukehren und daß ihm das bitterer ſei als der Tod. Ranieri, der den Freund, welcher ſonſt nie weinte, bei dieſem Gedanken Tränen vergießen ſah, rief in großer Ergriffenheit aus: „Leopardi, du gehſt nicht nach Recanati! Das Wenige, worüber ich zu verfügen habe, genügt ſowohl für zwei wie für einen. Es iſt ein Geſchenk, das du mir machſt, nicht ich dir, wenn wir uns nie mehr trennen.“

Von dieſem Augenblick an weihte ſich Ranieri dem Freunde ganz und brachte ihn auf den Rat der Ärzte mit großer Vorſicht, mit vielen Schwierigkeiten und Koſten nach Rom. Hier ereignete es ſich, daß ein Mann aus Recanati unvorſichtige Äußerungen über Leopardis Angelegenheiten in der Heimat tat, worüber dieſer wieder außer ſich geriet und dem Freunde verſicherte, er werde wahnſinnig bei dem bloßen Gedanken, im Munde jener Leute zu ſein, und er werde alle Fabeln und Romane der Welt erfinden, um ſich vor einem ſolchen Unglück zu retten. Ja, er machte aus der Freiheit, dies zu tun, eine Bedingung des Vertrages für das Zuſammenleben mit Ra-

nieri. Dieſer erwiderte, daß, wenn er ihn nur nicht verliere, der Freund frei ſei, alles zu erfinden, was er wolle, denn das Band, das ſie verbinde, ſei nicht gleich dem Worte des Seneca: Negotiatio non amicitia, ſondern amicitia non negotiatio.

Dieſer leidenſchaftliche Widerwille gegen die drückenden Verhältniſſe in Recanati mochte denn alſo wirklich den Dichter verleiten, in ſeinen Briefen allerlei Erfindungen einzufügen, die dazu dienen ſollten, die verhaßte Notwendigkeit der Rückkehr abzuwenden. Gewiß aber dachte er nicht daran, daß Neid und Bosheit ſie einſt gebrauchen würden, um ſeinen edlen Freund zu kränken.

Ferdinand II., eben auf den Thron von Neapel geſtiegen, erließ eine Amneſtie. Ranieri zögerte, davon Gebrauch zu machen, weil er Leopardi nicht verlaſſen wollte. Endlich aber drohte man ihm mit erneutem Exil, wenn er nicht zurückkehre und ſeine Familie fing an, ſich zu beunruhigen, weil er nach ſo langer Trennung nicht zu ihr eilte und jetzt häufiger Anſprüche an den ihm von ſeinem Vater freigebig eröffneten Kredit machte, den er früher nur auf das beſcheidenſte gebraucht hatte. Er entſchloß ſich alſo, nach Neapel zu gehen, ſchied aber mit dem feſten Vorſatz, zurückzukehren und ſich für immer mit Leopardi zu vereinen. In Neapel jedoch feſſelte ihn ganz beſonders das Wiederfinden ſeiner indes zur Jungfrau erblühten Schweſter Paolina, deren überraſchende Liebenswürdigkeit und ſeltene Bildung ihn völlig bezauberten. Sie auch ſchloß ſich dem Bruder ſogleich auf das innigſte an und erklärte ihm, daß er ſich nie mehr von ihr trennen dürfe, ſondern den kranken Freund, den ſie bereits als Dichter kannte und verehrte, nach Neapel holen ſolle, wo ſie die barmherzige Schweſter bei ihm machen werde. Ranieri mußte um eine Audienz bei dem König nachſuchen, um die Erlaubnis zu erhalten, Neapel wieder verlaſſen und mit Leopardi dahin zurückkehren zu können. Der König wurde gleich Dionys, dem Tyrannen, durch den Anblick ſo edler Freundſchaft bewegt. Er fühlte ein menſchliches Rühren und erlaubte Ranieri, nach Florenz zu gehen, um den Freund zu holen. Leider

fand Ranieri dieſen wieder ſehr krank und wie immer widerſpenſtig gegen Ärzte und Arzneien, ſo daß ein Sommer verging und der Herbſt kam, bis es endlich gelang, wieder mit unſäglicher Mühe und großen Koſten, nach Neapel zu reiſen. Hier hatte Paolina den Freunden mit Hilfe des trefflichen und gelehrten Griechen Margaris bereits eine Wohnung aufs beſte eingerichtet, in die auch ſie nach einiger Zeit einzog, um ihr Amt der barmherzigen Schweſter anzutreten, und nun folgten die Jahre des dreieinigen Bündniſſes, die von ſeiten der Geſchwiſter eine Opferfreudigkeit und Hingebung bewährten, wie ſie in der Welt, wo die Selbſtſucht viel mächtiger iſt als die Liebe, gewiß ſelten ihresgleichen finden. Es gelang auch durch die treffliche, unermüdliche Pflege Paolinens, durch die herrliche Luft, durch geiſtvollen Umgang Leopardis Geſundheit zu beſſern und zu ſtärken, ſo daß er ſich manchem Genuß, z. B. dem Beſuch des Theaters, hingeben konnte. Aber exzentriſch in allem, was er tat, erſchwerte er den Geſchwiſtern ihre Aufgabe in jeder Weiſe, ſchadete ſich ſelbſt immer wieder durch unmäßigen Genuß der ihm ſchädlichen Speiſen, durch Übertreibung in Befolgung der ärztlichen Vorſchriften, wachte mit ihnen, die mit ihm diskutieren oder ſtudieren mußten, die Nächte durch und ſchlief dann in den Tag hinein, während jene, wenngleich todmüde, an ihre Tagesarbeit gehen mußten. Übermäßig empfänglich für Lob oder Tadel, war er auch extrem in Liebe und Haß, vertraute ſich in ſeinen ökonomiſchen und typographiſchen Geſchäften Menſchen an, die ihm ſchmeichelten, um ihn zu betrügen, und verheimlichte ſolche Beziehungen den Geſchwiſtern, denen daraus oft große Verlegenheiten erwuchſen. Auch machte trotz aller liebenden Sorgfalt das chroniſche Leiden, das ihn verzehrte, unausgeſetzte Fortſchritte. Der Arzt verordnete eine Villeggiatur in Torre del Greco am Fuße des Veſuvs und die Ranieris machten es alsbald möglich, dorthin überzuſiedeln, woſelbſt ſich der Kranke auch anfangs ſehr viel wohler fühlte und zwei ſeiner ſchönſten Gedichte ſchrieb: „Den Untergang des Mondes“ und „Ginſter“. Beim Ausbruch der Cho-

lera in Neapel aber erfaßte ihn eine furchtbare Angſt und obgleich die Verlängerung des Landaufenthaltes für die Ranieri wieder die größten Opfer erheiſchte, ſo kamen ſie doch ſeinem Wunſche nach und blieben in der Villa, bis die Cholera im Abnehmen war. Durch einen der ſonderbaren Widerſprüche in der menſchlichen Natur haßte Leopardi eigentlich das Landleben, das er doch ſo wunderbar ſchön beſungen hat und als er wieder in der Stadt war, wollte er dieſe durchaus nicht verlaſſen, trotzdem ſich die Symptome ſeines tödlichen Leidens im Frühjahr 1837 aufs neue ſo mehrten, daß der Arzt auf eine Rückkehr nach Torre del Greco drang. Leopardi beharrte eigenſinnig auf der Behauptung, daß er nichts als ein nervöſes Aſthma habe und ſagte zu Paolina: „Seien Sie überzeugt, daß Sie mich noch vierzig Jahre werden pflegen müſſen“. Der Arzt aber, dem er dieſelbe Behauptung ausſprach, erzürnte ſich und ſagte: „Herr Graf, die Diagnoſe macht der Arzt und nicht der Kranke. Ich habe geſagt, daß von den Nerven bei Ihnen keine Rede iſt und daß Sie nach Torre müſſen. Wenn es Ihnen nicht beliebt, tun Sie, was Sie wollen!“ Damit ging der alte Arzt, der eine Autorität war, und die Geſchwiſter hatten alle Mühe, ihn zu verſöhnen. Abermals war es die Cholera, die den Dichter endlich zum Entſchluß brachte; doch verſchob er auch jetzt die Abreiſe von einem Tag zum andern. Endlich wurde ſie auf den 14. Juni feſtgeſetzt. Am Abend des 13. gingen die Ranieris zu ihrem Vater, um Abſchied zu nehmen, und Paolina erhielt von ihm einen großen Vorrat von einem damals ſehr berühmten Backwerk. Sie wußte, daß Leopardi dasſelbe ſehr gern aß und brachte es ihm. Am Morgen des 14. war der ganze Vorrat aufgezehrt, obgleich gerade ſüße Speiſen und Gefrorenes ihm zu genießen unterſagt waren.

Die Kutſche ſtand bereits bepackt vor der Tür, als Leopardi ſich erſt zum Eſſen niederſetzte. Plötzlich fühlte er ſich ſehr unwohl, trank in Haſt eine Menge kalter Limonade und konnte nicht weiteressen. Der beſtürzte Ranieri eilte ſofort zum Arzt.

Als er mit dieſem kam, fand er den Freund auf dem Bette liegend, von den Hausgenoſſen umgeben; Paolina trocknete ihm den Schweiß von der Stirne. Er lächelte den Kommenden entgegen und ſprach mit ſanfter Stimme zu dem Arzt von ſeinem Nervenleiden. Dieſer aber nahm Ranieri beiſeite und erklärte ihm ſchmerzergriffen, es ſei weiter nichts zu tun, als den Prieſter zu rufen. Man ſchickte in das nahe Auguſtinerkloſter, aber noch ehe der Mönch kam, überfiel den Kranken eine tiefe Ohnmacht und als er davon noch einmal erwachte, ſagte er ſeufzend zu dem Freund, der in verzweifelndem Schmerz bei ihm ſtand: „Ich ſehe dich nicht mehr", und verſchied.

Was die edlen Geſchwiſter nun noch zu kämpfen hatten, um die Leiche des großen Toten dem Schickſal der an der Cholera Geſtorbenen zu entreißen und ihr in der Nähe von dem Grabe Virgils, am Poſilip, ein Denkmal zu errichten, iſt bekannt. Es war die Krönung des bis zum letzten Augenblick durchgeführten, uneigennützigen Liebeswerkes, das nicht bloß jedes fühlende Gemüt mit Teilnahme, ſondern auch die Welt mit Dankbarkeit erfüllen ſollte, denn ohne es wäre Leopardi gewiß früher ſeinem grauſamen Schickſal erlegen und mehrere ſeiner ſchönſten Schöpfungen würden nicht exiſtieren. Und doch durften Kleinheit und Neid es wagen, dieſes ſchöne Werk anzutaſten und mit dem Gifthauch unedler Vermutungen zu beſchmutzen, und zwar dann erſt, als zwei aus dieſer Dreieinigkeit bereits für ewig verſtummt waren und kein Zeugnis mehr ablegen konnten, der einzig Überlebende aber ein alter, von tiefem Gram gebeugter Mann war. Schon dieſer Umſtand allein würde genügen, ein ſolches Verfahren zu brandmarken. Noch mehr aber tut es dies, daß die Verleumdung ſich auch über dem Grabe der heißgeliebten Schweſter erhob und dem Bruder die ſchmerzvolle Pflicht auferlegte, das großmütige, vierzig Jahre lang bewahrte Schweigen über ſeine und der Schweſter aufopfernde Teilnahme am Leben Leopardis zu brechen. Und hätte der Dichter ahnen können, daß Äußerungen, zu denen ihn wahrſcheinlich ſein Haß gegen

Recanati verleitet hatte, zu Waffen gegen ſeine Freunde gebraucht werden könnten, er wäre ſicher der erſte geweſen, aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens zu widerrufen, was die Schwäche des von phyſiſchen und ſeeliſchen Qualen Heimgeſuchten an der Wahrheit geſündigt hatte.

(Deutſche Zeitung, Wien, Juni 1882.)

*

Römiſche Kontraſte

Rom wächſt in großer Eile zu einer modernen Stadt heran. Es gibt viele, die dies bedauern, nicht bloß vom Standpunkt derer, die früher hier herrſchten, ſondern auch derer, die dabei das geſchichtliche, poetiſche und künſtleriſche Intereſſe im Auge haben. Wer, der Rom früher gekannt hat, wird ſich nicht erinnern, wie wunderbar träumeriſch einem hier zumute wurde; wie man aus der Gegenwart geſchieden zu ſein meinte; wie ringsum große Geſtalten vergangener Zeiten aufſtiegen; wie jener Duft der Ferne, der auch das Grauenvolle poetiſch verklärt, ſeine Zauber um die Ruinenwelt von Jahrhunderten wob und mit dem Abendrot um die Wette über der melancholiſchen Campagna ein Lied von der Menſchen Größe und tragiſchem Untergang ſang; wie glänzende Säulenreſte und zerfallene Tempelmauern aus friſchem, üppig wucherndem Grün, das über die Melancholie der Mahnung an das Vergängliche aller irdiſchen Herrlichkeit das freundliche Lächeln der ewig jungen, ewig ſich erneuernden Natur zum holden Troſt verbreitete, maleriſch herausſahen. Ja, dieſes Rom war für den Hiſtoriker, den Dichter, den Künſtler ein Ort einzig in der Welt und nicht umſonſt fanden ein Winckelmann, ein Goethe und andere hier die volle Befriedigung ihrer Seelen, die Erfüllung der geheimen Sehnſucht, die den nordiſchen Fauſt treibt, das Ideal der ſüdlichen Helena zu ſuchen.

Jetzt exiſtiert dieſes alte Rom freilich auch noch, aber neben ihm ſteigt das neue Rom empor, ſo verſchieden von dem alten, wie Nacht und Tag voneinander verſchieden ſind. Anſtatt der engen, zum Teil ſchmutzigen, ſchlecht gepflaſterten, wirklich häßlichen Straßen der alten Stadt, begrenzt von dunklen Häuſern mit ſchmalen, ſteilen Treppen und Wohnungen, in denen oft mehrere Zimmer gar keine Fenſter haben, ſondern nur durch die Tür des Nebenzimmers eine dürftige Helle empfangen, enthält die neue Stadt lauter luftige breite Straßen mit bequemen Trottoirs für die Fußgänger, mit Häuſern,

denen die Erforderniſſe moderner Bequemlichkeit nicht fehlen. Nur waren jene alten Straßen dem Klima angemeſſen; ſie gaben bei ihrer Enge Schutz vor den glühenden Sonnenſtrahlen und ließen dem Wind nicht freien Spielraum, ſo daß man nicht zu fürchten brauchte, von Wolken Staubes umhüllt zu werden. Die neuen, breiten Straßen hingegen wehren der Sonne nicht, ſenkrecht auf den Scheitel niederzubrennen und dem Gehirn Qualen, oft ſehr bedenklicher Art, zu bereiten, während Scirocco ſowohl wie Tramontane frei ihr Weſen treiben und die breiten, ſchnurgeraden Straßen mit Wolken von Staub erfüllen oder eiskalt in den von der Sonne geheizten Rücken wehen können. Ähnliche Kontraſte bieten ſich innerhalb des Lebens der Bevölkerung dar. Während ſonſt der Luxus und die Pracht ſich hauptſächlich um die Kirche herum gruppierten und in den glänzenden Prozeſſionen, in dem Schmuck, der die vornehmen Prälaten umgab, ſich den Augen der Menge darſtellten, ſind es jetzt die Feſte, welche jungen Herrſchern und Fürſtenpaaren gelten, bei denen die Straßen ſich mit Blumengewinden ſchmücken und eine heiter bewegte Menge beim Klange patriotiſcher Lieder ihren Anteil an der irdiſchen Freude dahin nimmt; Gegenſätze, die ſich ebenſo gegenüberſtehen wie Vatikan und Quirinal. Um dieſe zwei Pole des jetzigen Roms konzentriert ſich das offizielle Leben in ſcharf geſonderten Formen: auf der einen Seite die volle Entwicklung modernen Staats- und Hoflebens mit glänzender Vertretung auswärtiger Mächte, auf der andern ein geiſtlicher Herrſcher ohne Staat, der ſich nicht genügen läßt an dem Königtum der Seelen und an der freiwilligen Huldigung der ihm im Glauben Untergegebenen und doch nur noch als geiſtliche Autorität von fremden Herrſchern mit Geſandten beſchickt wird.

In der höheren Geſellſchaft ſtehen ſich ebenſo zwei feindliche Lager einander gegenüber. Auf der einen Seite hält ſich die Partei der dem früheren Regiment Treugeſinnten, an deren Spitze natürlich die vornehme Prälatenwelt ſteht. Dieſe zum Teil auch geſellig ſo feinen, ausgezeichneten, geiſtreichen Her-

ren, früher die Zierden der römiſchen Geſellſchaft, ſind jetzt nur noch in den Salons der Geſinnungsgenoſſen zu finden, deren es allerdings unter der hohen römiſchen Ariſtokratie noch genug gibt. Um den jungen Hof im Quirinal hingegen ſchart ſich aus allen Teilen des Landes, was es Glänzendes, Lebensfrohes, Machtbegieriges, Jugendliches gibt, und zwar nicht nur aus der hohen Ariſtokratie, ſondern auch aus den Geldkreiſen und dem höheren Bürgertum, das ja überhaupt jetzt in der Staatsverwaltung das herrſchende Element iſt.

In den unteren Schichten, dem Kleinbürgertum und dem Handwerkerſtand, iſt die Trennung etwas weniger auffallend, doch exiſtiert ſie auch und es iſt nicht ſchwer, den eigentlichen Römer mit der vornehm ſchweigſamen Haltung von dem geſchäftigen Piemonteſen, dem heiteren Toskaner und dem ſchwätzenden Neapolitaner zu unterſcheiden. Die glänzenden modiſchen Läden des Korſo und der Via Condotti, wie auch der Via Nazionale (der Hauptſtraße des modernen Rom, die ſich bald wie eine große Ader mitten durch die Stadt von einem Ende bis an das andere ziehen wird) ſind faſt ohne Ausnahme von außen eingewandert. Die echt römiſchen Handelsgeſchäfte haben ſich in Seitenſtraßen zurückgezogen oder ſind an ihren früheren Plätzen, in engen Straßen der alten Stadt, zurückgeblieben, haben auch dort ihre alte Kundſchaft behalten, die ſich nicht durch den modernen Schimmer verleiten läßt und dem Gewohnten treu bleibt. So gibt es zum Beiſpiel in einer der alten Gaſſen, die nach dem Vatikan hinführen, einen kleinen dunklen Laden, in dem ein greiſes Brüderpaar hauſt. In dem engen Raum ſteht ein großer Webſtuhl, an dem die kleinen Männlein abwechſelnd arbeiten und ſehr gute, ſolide ſeidene Strümpfe verfertigen, deren Hauptabnehmer die hohen geiſtlichen Herren ſind, wie die Hauptfarben, rot und violett, bezeugen. Doch haben die zwei Alten auch etwas von dem Wehen des Zeitgeiſtes verſpürt und ſich herbeigelaſſen, jetzt auch bunte, baumwollene Damenſtrümpfe im modernen Stil zu verfertigen. Daß der Ghetto mit ſeinen

vielfachen Handelsaſylen noch beſteht trotz der glänzenderen Geſchäfte, die iſraelitiſche, von außen gekommene Glaubensbrüder in vornehmeren Stadtteilen angelegt haben, verſteht ſich; doch wird auch ſeine Stunde bald ſchlagen, denn auf dem neuen Regulierungsplane der Stadt ſind bedeutende Modifikationen in dieſer Gegend verzeichnet. Eine originelle Stelle des alten Rom wird damit auch verſchwinden wie ſchon ſo viele, ſo viele Dinge, deren man nicht ohne Wehmut gedenken kann; zum Beiſpiel der alten Fähre, die einſt wanderluſtige Freunde aus der Via di Ripetta hinüber führte über den Tiberfluß zu den Prati di Caſtello, in die grünen Einſamkeiten zu den Füßen des Monte Mario oder auf dieſen ſelbſt, in irgendeine herrliche Vigna, wo bei gutem Landwein und inhaltreichen Geſprächen ein paar Stunden reinſten Genuſſes entſchwanden, bis die Sterne am Himmel ſtanden, es in den Büſchen funkelte gleich Diamanten und die leuchtenden Käfer leiſe durch die klare Nachtluft zogen wie Seelchen kleiner Kinder, die geſtorben ſind, als das Leben nur erſt anfing, ein ſtilles Leuchten für ſie zu ſein. O wie ſchön, wie ſchön war das, altes, liebes, unvergeßliches Rom! Nun führt die alte Fähre nicht mehr hinüber, ſie iſt verſchwunden; aber es iſt eine neue, recht geſchmackloſe Brücke da, über die zu fahren und zu gehen man mehr zahlt als einſt für die Fähre und drüben iſt nun ein Alhambra mit banaler Muſik und ſonſt noch allerlei vulgäre Kurzweil großer Städte — kurz, der Fortſchritt iſt da und freut ſich, bei Kaffee und Bier, daß er ſelbſt R o m erobert hat. Doch birgt dieſe an Kontraſten reichſte Hauptſtadt Europas auch einige in ihrem Schoße, wo man auf beiden Seiten innige Sympathie und Freude haben kann, ſo groß die Gegenſätze in ihrer äußeren Erſcheinung auch ſind, wie zum Beiſpiel in zwei Kunſtſtätten, die ich kürzlich beſuchte. In der einen ſcheint es, als träte man in eine der einfachen, ſtillen Werkſtätten des Quattrocento, wo fromme Meiſter in keuſchem Schaffen die holdſeligen Gebilde einer von Idealgeſtalten erfüllten Phantaſie, ohne perſönlichen Ehrgeiz, wenig gekannt von der Welt, zu Ehren der heiligen Kunſt mit ſor-

gender Liebe auf die Leinwand zauberten. In der anderen könnte man ſich in die Renaiſſancezeit verſetzt fühlen, wo große Künſtler, Fürſten gleich geehrt, in prächtigen Räumen Prachtwerke ſchufen, denen der Beifall der erſtaunten Welt mit reichen Gaben lohnte.

Die erſte dieſer Kunſtſtätten liegt in einer der alten Straßen Roms, ſeitwärts von der Kirche Santa Maria Maggiore. Hier wohnt ſeit vierzig Jahren eine echt deutſche Künſtlerfamilie, Rohden mit Namen, in der ſich der heilige Beruf ſchon durch einige Generationen hindurch forterbt von Vater auf Sohn. Man tritt in ein altes, ſolides römiſches Haus, deſſen Eingang, ungewöhnlich freundlich, durch das innere Tor den Einblick in ein reizendes Gärtchen gewährt, in deſſen Mitte ſich eine Palme erhebt, die, von den Künſtlern in ihrem Knabenalter gepflanzt, nun mit ihnen Mannesalter erreicht hat. Unter der Palme rauſcht leiſe ein Brunnen, in dem Waſſerpflanzen ihre weißen Blütenkelche öffnen; im dichten Grün daneben liegen Amphoren, wie zufällig dort vor alter, alter Zeit vergeſſen. Blühende Orangenbäume füllen die Luft mit Wohlgerüchen; auf einem abgehauenen Baumſtamm, den jetzt ein Roſenſtrauch mit verſchwenderiſchem Schmuck ſeiner Blüten umrankt, ſteht oben ein Taubenhaus, mit künſtleriſchem Sinn von den Söhnen des Hauſes in den Feierſtunden zur Erholung gezimmert, und erwartet die geflügelten Bewohner dieſes reizenden Idylls. Neben dem Garten tritt man in das Studio der Maler, des Vaters und einiger Söhne. Sehr enttäuſcht würde der ſich fühlen, der hier die moderne Pracht der heutigen Malerateliers ſuchen wollte. Ein einfachſter Raum, ohne koſtbare Teppiche, prachtvolle Gefäße, antike Skulpturen, aufgebauſchte Stoffe uſw., ja faſt ärmlich, was die Ausſtattung betrifft, zeigt von vornherein, daß hier entweder die Geringfügigkeit der Leiſtungen notwendig allen Glanz fern hält oder daß das echte Künſtlerſchaffen hier wohnt, das in ſeiner Idealwelt ein ſo inniges Genüge findet, daß aller äußere Prunk überflüſſig iſt, ja arm ſein würde gegen die Schönheit der Empfindung, die in den

Künſtlerſeelen leuchtet. Und dieſes letztere iſt hier der Fall. An den ſchmuckloſen Wänden hängen Familienbildniſſe, welche die echte Meiſterſchaft, die da waltet, verraten. Da iſt der Kopf des Ahnherrn der Künſtlerreihe, von dem nun ſchon ſelbſt alten Sohn mit der Feder gezeichnet, den auch feinſte Kenner, ohne ſich des Irrtums zu ſchämen, für einen Dürer halten könnten. Da ſind Zeichnungen von den Söhnen im Knabenalter, herrliche Charakterköpfe; da ſind Ölbilder ehrwürdiger Großmütter und Muhmen, in faſt nonnenhafter Tracht, mit der feinen Seelenmalerei und dem einfach edlen Stil eines Holbein. Vor allem aber feſſeln den Blick zwei Bilder von mäßigen Dimenſionen, die vollendet und bereits im Rahmen auf den Staffeleien ſtehen. Das eine ſtellt den Tobias mit dem Engel dar, freilich ein oft behandelter Gegenſtand, hier aber ſo neu und lieblich aufgefaßt, ſo wunderbar ſchön, fein, ſorgfältig ausgeführt, in Zeichnung und Farbe ſo harmoniſch und liebreizend, daß man ſich nicht ſatt ſehen kann und fragt: wie kommt ein ſo holder raffaeliſcher Traum in unſere Zeit? Das zweite, kleinere Bildchen ſtellt die Begegnung Ruths auf dem Felde dar und iſt nicht minder lieblich. Und dieſe beiden jugendlich holdſeligen Viſionen ſind die Arbeit eines alten Mannes, den keine Lockung der Mode und des goldenen Lohnes, den ſie verheißt, aus ſeiner Bahn zu lenken vermocht hat, ein treuer Jünger jener Zeit, wo die Kunſt nicht nach Brot ging, ſondern als eine heilige Gottheit verehrt wurde, in deren reinem Dienſt zu leben Lohn und Seligkeit genug war.

Ein vollendeter Gegenſatz zu dieſem Künſtleraſyl iſt das zweite, das ich erwähnte und das ebenſo bemerkt, beſprochen und beſucht iſt, wie das erſte ſtill und unbemerkt vom großen Strom der Atelierbeſucher umgangen wird. Es iſt das Atelier Franz Lenbachs, der ſich für einige Zeit in Rom niedergelaſſen hat. Und dieſem Fürſten der Kunſt haben ſich fürſtliche Räume geöffnet. Eines der ſtolzeſten römiſchen Patriziergeſchlechter hat ihm die ſtolzen Säle des erſten Stockes in

ſeinem Palazzo (Borgheſe) für mehrere Jahre vermietet und es gehört auch dies und zwar nicht zu den geringſten der Kontraſte des heutigen Rom. Über der berühmten Galerie, die ſo viele Meiſterwerke vergangener Zeiten enthält, zieht ſich die Reihe der Prachtgemächer hin, die mit einer entzückenden Terraſſe endigen, auf der Springbrunnen unter dichtem Laubdach plätſchern und von der man einen ſchönen Blick auf den Lauf der Tiber hat. Lenbach hat mit richtigem künſtleriſchen Verſtändnis dieſe edlen Räume nicht mit kleinlichem Prunk oder luxuriöſem Flickwerk überladen. Herrliche Stoffe, faſt nur in allen Schattierungen tiefen Rots, mit Gold und Silber geſtickt und durchwirkt, breiten ſich an Türen oder Wänden, jedoch ohne Überladung, aus. Hie und da unterbricht ein wirklicher Kunſtgegenſtand, ein antiker Kopf, eine Vaſe, eine Amphore, ein indianiſcher Götze und anderes, die Ruhe dieſer großartigen Ausſtattung; wenig Möbel, aber einige von künſtleriſchem Wert, unter ihnen eine Orgel und ein Flügel, denn der Künſtler liebt den Zauber der Töne in dem Zauberreich der Farben und Linien, das er beherrſcht — einer der liebenswürdigen Vorzüge Lenbachs, den durchaus nicht alle ſeine Kunſtgenoſſen teilen. Das Schönſte freilich, was nun dieſe Räume ſchmückt, ſind die Werke des Meiſters, der ſie bewohnt, und die beſonders den vorderſten Saal, jetzt das Arbeitszimmer Lenbachs, füllen. Bemerkenswert iſt, daß ſie ganz unauffällig, ja beinahe in einer dunklen Ecke aufgeſtellt ſind. Aber ſie leuchten nichtsdeſtoweniger durch ihre Vortrefflichkeit hervor. Beſonders fallen zwei Porträts Bismarcks in die Augen, vor denen man gleich wie angezaubert ſtehen bleibt. Das eine zeigt den großen Staatsmann ſitzend, mit einem breitkrempigen Hut auf dem Kopf, einem weißen Halstuch mehrere Male um den Hals geſchlungen, und die mächtige Geſtalt mit einer ſchwarzen Jacke bekleidet. Hier iſt der große Kanzler durchaus nicht der von Ehren und Würden überhäufte, der europäiſchen Politik die Wege vorzeichnende, gewaltige Menſch, hier ſcheint er mehr der nor-

diſche Rittergutsbeſitzer, der mit klugem Blick ſeine Privatgeſchäfte überſchaut, der ein joviales, heiteres Geſpräch nicht verſchmäht und in deſſen Nähe man ſich ſogar gemütlich fühlen kann, wenn man ein ruhiges Selbſtbewußtſein und keine Angſt vor der plötzlich erwachenden titaniſchen Gewalt des Mannes hat, der uns auf dem zweiten Bild entgegentritt. Da iſt er ſtehend, unbedeckten Hauptes dargeſtellt und da lieſt man in dem tiefen, beinahe melancholiſchen Blick der Augen, in der durchfurchten Stirn, daß er, ein zweiter Atlas, die Geſchicke der Welt auf ſeinen Schultern trägt. In dieſen zwei Bildern wird die Geſtalt Bismarcks in die Geſchichte übergehen, ſo wie die Geſtalten von Lenbachs großem Vorbild, Tizian, in die Geſchichte übergegangen ſind. Außer Bismarck ſind aber noch ganze Reihen bemerkenswerter Perſönlichkeiten unſerer Zeit da, die nicht minder feſſelnd und charakteriſtiſch zu uns reden, unter anderen Gladſtone, Döllinger, der Baron Liphard, daneben Frauenköpfe, deren jeder eine ganze Geſchichte wunderbaren Seelenlebens erzählt. Lenbach ſieht eben nicht bloß mit dem Auge des realiſtiſchen Malers, er ſieht mit dem Scharfblick des feinſten Pſychologen durch die Geſichtszüge hindurch, was ſich im Grunde des Weſens bewegt und deshalb ſind ſeine Porträts zugleich Biographien, die manches geſchriebene Wort überflüſſig machen. Seine Sammlung hat ſich in dieſer an ſtilvollen, typiſchen Geſtalten ſo reichen römiſchen Welt raſch vermehrt; u. a. iſt da das treffliche Porträt ſeines Hausherrn, des Fürſten Borgheſe. Gewiß darf man es ihm auch nicht als Eitelkeit, ſondern nur als berechtigtes Selbſtgefühl auslegen, daß inmitten ſeiner eigenen Werke zwei echte Tizians, ein Porträt Franz' I. und eines Philipps II., aufgeſtellt ſind. Wer ſo wie er den Meiſter ehrt, der kann wohl freudig zu ihm aufſchauen, um ſich immer von neuem an ihm zu meſſen und ſeiner eigenen Größe dieſen Spiegel vorzuhalten.

Wollten wir die beiden geſchilderten Künſtlerſtätten vergleichen, ſo könnten wir ſagen, hier im Palazzo Borgheſe wird uns die idealiſierte Welt der Individualitäten, dort die

fromme Einfalt legendariſcher Geſtalten vorgeführt. Wenn uns aber in allem Äußerlichen hier der ſtärkſte Kontraſt entgegentritt, ſo iſt es doch ein geheimer Zug, der dieſe beiden anſcheinend entgegengeſetzten Welten verbindet — und das iſt der echte Künſtlergeiſt, der in beiden waltet und ſchafft.

(Deutſche Zeitung, Wien, Juni 1884.)

★

Erinnerungen an Michelet

Wenn es überhaupt eine große Freude iſt, die Bekanntſchaft mit einem neuen, intereſſanten, liebenswürdigen Buch zu machen (und es geſchieht das gerade nicht ſo häufig heutzutage), ſo iſt es doppelte Freude, wenn dieſes Buch uns zugleich eine Geſtalt aus dem Reich der Schatten heraufbeſchwört, die uns im Leben lieb und verehrenswert geweſen iſt und die nun gleichſam wieder in die Erſcheinung tritt, um die alte Sympathie mit neuen Tatſachen zu beleben und zu verſtärken. Es iſt dies eine Art von Spiritismus und von Geiſterzitieren, die man ſich gerne gefallen läßt und an die man glaubt; denn wer ſich im Leben ſchon Geiſt gemacht hat und ein Apoſtel der Ideen geweſen iſt, der hat ein Leben jenſeits des Grabes und in jedem Gedanken, der von ihm herrührt, in jedem Wort, das er uns hinterlaſſen hat, erſcheint er uns wieder, und zwar wirklich als ein Unſterblicher.

Solch eine Freude wurde mir zuteil, als ich jetzt den kürzlich erſchienenen erſten Teil der Memoiren von Jules Michelet, dem franzöſiſchen Hiſtoriker, las, die ſeine Witwe herausgibt. Ich ſah im Leſen die Geſtalt des kleinen, freundlichen Mannes wieder vor mir, das geiſtreiche Antlitz von weißem langen Haar umrahmt, das blitzende Auge, in dem beim Reden oft Flammen der Begeiſterung zu lodern ſchienen, und die ſchönen Stunden, die ich der Bekanntſchaft mit dieſem edlen Franzoſen verdankte, wurden wieder wach in der Erinnerung, in jenem unſichtbaren Schrein, der die Schätze unſeres Lebens aufbewahrt, wenn ſie den irdiſchen Blicken längſt entſchwunden ſind, bis auch er ſtill ſich ſchließt, um ſich nie wieder zu öffnen.

Ich lernte Michelet kennen, als er ſich ſchon dem Greiſenalter nahte, im Jahre 1859 in Paris. Er, 1798 geboren — gleichſam noch ein nachgeborenes Kind der Großen Revolution und dadurch wie zum Hiſtoriker prädeſtiniert — war damals alſo einundſechzig Jahre alt, aber der Eindruck, den man von ihm empfing, war ſo weit davon entfernt, der des Alters und

der Hinfälligkeit zu ſein, daß man ſich im Gegenteil dem feurigen Geiſte und der Herzenswärme eines jungen Mannes gegenüber glaubte. Ich kam zu ihm mit einem Empfehlungsbrief von Alexander Herzen, welchen dieſer mir bei meiner Abreiſe von London nach Paris mitgegeben hatte. Herzen war ſchon längere Zeit mit ihm befreundet und hatte, infolge gemeinſchaftlicher Diskuſſionen, in Form eines Briefes an Michelet eine Schrift veröffentlicht: „Das ruſſiſche Volk und der Sozialismus“. Hierauf hatte Michelet ihm privatim geantwortet:

„Ich leſe Sie, verehrter Herr, nach meiner Ankunft und mit großem Eifer.

Nein, Europa iſt nicht republikaniſch. Aber es wird es morgen ſein.

‚1789 waren nur zehn Republikaner in Frankreich,‘ ſagte Camille Desmoulins.

‚1778 gab es nicht einen Republikaner in Amerika,‘ ſagte Th. Paine (‚Common Sense‘). Er war es, der ſie ſchuf durch dieſes Pamphlet von dem Franklin gleich hunderttauſend Exemplare abziehen ließ.

1854 habe ich nicht einen Italiener in Italien entdecken können; alle waren Föderaliſten, einer Florentiner, ein anderer Römer uſw. 1859 waren alle Unitarier.

Alſo, lieber Herr, wiederholen wir mit dem großen Märtyrer von Genf: Non morior sed vivam. Et ridelo opera Domini.

Die elektriſchen Phänome ſind unendlich viellangſamer als die moraliſche Elektrizität, als ihr Blitz.

Ganz der Ihrige J. Michelet.“

Den ſo charakteriſtiſchen Stil Michelets, der in kurzen, ſcharf begrenzten Sätzen blitzartig eine ganze Gedankenreihe beleuchtet und erweckt, wie ihn dieſer Brief zeigt, hatte ich be-

reits durch die Lektüre vieler ſeiner Bücher kennengelernt, von denen beſonders der Band über die Renaiſſance ſowohl Herzen, mit dem zuſammen ich ihn las, wie mich wahrhaft entzückt hatte. Denſelben Stil des Ausdrucks fand ich nun auch in der Unterhaltung wieder, als ich zum erſten Male das kleine Zimmer in dem Hauſe am Luxembourggarten betrat, in dem um die Dämmerſtunde, wo die Arbeit ruhte, Michelet und ſeine Frau ihre Beſucher zu empfangen pflegten. Da ſaß der ungewöhnlich kleine Mann am Kamin in einem hohen Lehnſtuhl, auf deſſen dunkler Rücklehne ſich der geiſtvolle Kopf mit der Umrahmung des weißen Haares vortrefflich abhob. Er beſaß die angenehme Höflichkeit des alten Frankreichs, die ſo wohltätig war, weil ſie dem Goetheſchen Spruch entſprach von der Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt iſt, aus der die beſte Art des Betragens entſpringt, und er übte ſie gegen jeden, welchen Alters und Ranges er auch ſein mochte. Eben ſo liebenswürdig wußte er dem Geſpräch jene Anmut zu geben, die ſich durch ein wohlwollendes Zuhören erzeugt, auch wenn man ſelbſt der überlegenere Teil iſt, und es dabei ungezwungen durch ſeine eigene Fülle von Geiſt und Poeſie auf einer edlen Höhe zu erhalten. Das Blitzartige ſeiner Gedanken, die Art, wie er ſie hinwarf, ohne ſie weiter in ihrem geflügelten Lauf zu verfolgen und ſyſtematiſch zu entwickeln, war faſt noch anregender und fördernder im Geſpräch als im Leſen; man fühlte ſich wie von einem elektriſchen Strom berührt, entweder um ſeine Gedanken fortzuſpinnen oder um die eigenen daran zu entzünden.

Vom öffentlichen Lehramt, dem er mit Begeiſterung obgelegen hatte, ſeit Beginn des Kaiſerreiches entfernt, da er dieſem den Eid nicht leiſten wollte, hatte er in ſeinem raſtloſen Eifer ſich wieder ganz der ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit hingegeben. Das häusliche Glück, das ihm ſeine zweite Ehe gab, führte ihn neben der großen, aufregenden, oft ſo wilden Darſtellung der Geſchichte zu jener Reihe kleinerer Schriften, zu denen ihn ſein Leben auf dem Lande (der durch Aufgeben ſeiner Stellung ſehr beſchränkten Vermögensverhältniſſe

wegen), ſowie ſeine tiefe, innige Liebe für die Natur anregten. Als ich Michelets kennen lernte, waren ſie wieder in Paris wohnhaft; von jenen Schriften waren bereits „Der Vogel", „Das Inſekt", „Die Liebe" erſchienen und eben in dem Winter 1859 erſchien „Die Frau". So ſehr die beiden erſteren entzückt hatten durch ihre Naturpoeſie und ihr liebevolles Verſtändnis der Natur trotz mancher kleinen Unrichtigkeit, welche die Männer der Wiſſenſchaft zu rügen fanden, ſo ſehr erregten die zwei ſpäteren die Kritik, ja den Spott der Pariſer Welt, welche fand, daß er darin phyſiologiſche Details mit einer an Sentimentalität grenzenden Poeſie berührt habe, deren Erörterung er beſſer wiſſenſchaftlichen Fachmännern überlaſſen hätte. Aber wie Profeſſor Gabriel Monod, ſein Schüler und Freund, in ſeiner geiſtvollen und ſchönen Schrift, dem Andenken des hochgeliebten Lehrers gewidmet, ſagt: „Der einzige Fehler Michelets dabei war, nicht an das franzöſiſche Publikum zu denken, das Liebe und Ehe ſtets zu Gegenſtänden des Spottes gemacht hat. Michelet hatte nichts von dieſem Geiſt in ſich; das Lachen bei einem ſolchen Gegenſtand würde ihm wie Läſterung erſchienen ſein; durchdrungen von der Heiligkeit der Sache, hatte er den Mut, alles zu ſagen und vergaß dabei, daß, wenn dem Reinen alles rein iſt, dies nicht für die frivole, ſpottſüchtige Menge gilt." Aber für die ſchrieb er ja auch eben nicht, ſondern für die ernſten Leſer, die überall bei ihm den hohen moraliſchen Ernſt und die ſittlichen Lehren fanden, durch die er beſſern und erziehen wollte, wie er es in einigen der nachfolgenden Bücher dieſer Art mit direkt auf die Erziehung gerichtetem Plane tat, als: „Das Volk", „Unſere Söhne", „Die Bibel der Menſchheit".

Mich konnte der Spott, den ich rings um mich in der Geſellſchaft hörte, nicht irre machen, denn ſo wie ich von jeher die Frivolität haßte, die mit Luſt überall dem Zweideutigen nachſpürt und die Offenheit ernſter Seelen ins Lächerliche zu ziehen ſucht, ſo fühlte ich vom erſten Augenblick an, daß in dem edlen, von heiligen Idealen erfüllten Sinn des genialen Mannes

kein unreiner Gedanke aufkommen konnte und ich erfreute mich bei meinen wiederholten Aufenthalten in Paris jedesmal rein an den Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft und der ſeiner edlen Gattin und Mitarbeiterin zubringen durfte.

Ich ſollte ihm aber auch in ernſteren Stunden nahe kommen und da erſt ganz die Gelegenheit haben, neben ſeinem Geiſt auch ſeinen Charakter und ſein Gemüt in ihrer ſeltenen Vortrefflichkeit kennen zu lernen. Zunächſt war dies der Fall im Januar 1870, wo die Kunde von der plötzlichen ſchweren Erkrankung Alexander Herzens zu ihm gedrungen war und er alsbald kam, ſich nach deſſen Befinden zu erkundigen. Es war ſchon zu ſpät; in der Nacht hatte dieſer außerordentliche Menſch ſeine glühende Seele ausgehaucht. Die nächſten Angehörigen waren zu tief gebeugt, um Beſuche zu empfangen, ſo ſah ich Michelet allein und führte ihn zu der Leiche deſſen, der noch vor wenigen Tagen in anſcheinend unzerſtörbarer Kraft ſeiner gewaltigen Perſönlichkeit allen Freunden ein noch lang verbürgter Beſitz gedünkt hatte. Vor dieſer in erhabener Ruhe wie ſchlummernd daliegenden Hülle, in der das ſprudelnde Geiſtesleben verſtummt war, ſtanden wir zwei, geprüfte Wanderer auf dem ſteilen Pfad, der zu den Höhen des Lebens führt, ſtumm und tief bewegt und ſtille Tränen rannen aus Michelets Augen wie aus den meinen. „Ein großes Herz hat da ausgeſchlagen, ein echter Menſch weniger iſt auf der Erde," ſagte er endlich leiſe, wie um den Schlummernden nicht zu wecken, und reichte mir die Hand.

Aber noch in anderen Trauerſtunden ſollte dasſelbe Jahr uns vereinen, diesmal ihn als den am ſchwerſten Betroffenen. Er war es, der faſt allein unter allen Franzoſen, öffentlich gegen den heraufziehenden Sturm des Krieges mit Deutſchland proteſtierte. „Er hätte ein Recht gehabt, gehört zu werden," ſagt Monod, „er, der ſein Leben lang den Patriotismus wie eine Religion gepredigt, aber auch auf Grund des wahren Patriotismus die Brüderlichkeit der verſchiedenen Völker gegründet zu ſehen gehofft und bereits im

Geiſt alle Fahnen der Nationen friedlich vereint erblickt hatte, die grüne Trikolore Italiens (Italia mater), den weißen Adler Polens (das ſo viel für uns geblutet), die große Fahne des heiligen Reiches, meines lieben Deutſchlands, ſchwarz-rot-gold." Seine Stimme wurde nicht gehört. Am 16. Juli ſchrieb er an Monod: „Die Ereigniſſe haben ſich überſtürzt — — das Verbrechen iſt vollbracht. Europa wird intervenieren, aber nicht ſo ſchnell, als daß nicht vorher ſchreckliches Unheil ſich vollziehe." Er irrte ſich nur in dem einen Punkt: der Intervention Europas. Die ſchwache Geſundheit Michelets, heftig durch die Kriegsereigniſſe erſchüttert, erlaubte ihm nicht, daran zu denken, die Entbehrungen während der Belagerung von Paris auszuhalten. Seine um ihn zitternde Gattin führte ihn nach Florenz, wo auch ich damals lebte. Mehr als je fühlte ich mich als Deutſche in dieſem Augenblick verpflichtet, die in Paris empfangene Gaſtfreundſchaft des edlen Paares zu vergelten. Ich ſah ſie oft und es erfüllte mich mit Bewunderung, wahrzunehmen, welchen hohen Standpunkt Michelet den Ereigniſſen gegenüber einnahm, die doch ſein Herz bis in die tiefſte Tiefe bewegten und ihn alle Leiden ſeines Vaterlandes mitempfinden ließen, als ſei er dort gegenwärtig. Aber ſeine Einſicht als Hiſtoriker und ſein Gerechtigkeitsgefühl verleugneten ſich nie und vielleicht wurde ſein Schmerz nur noch verſchärft durch die Erkenntnis, daß Frankreich nicht unverdient litt und daß Eitelkeit und Leichtſinn es an den Rand des Abgrunds gebracht hatten. Die Kapitulation von Paris war aber zu viel für ihn; ein erſter Schlaganfall ſetzte ſeine Freunde in Beſorgnis und Schrecken. Er erholte ſich davon, aber jedes andere Gefühl als das, Franzoſe zu ſein, vergeſſend, veröffentlichte er eine Broſchüre: „Frankreich vor Europa", worin er ſich zum erſten Male zu blinder Parteilichkeit und zu ungerechten Anklagen des ſiegreichen Feindes hinreißen ließ. Dennoch verleugnete ſich auch in dem Augenblick ſein gütiges, zartfühlendes Herz nicht. Am Morgen, wo die Broſchüre erſchien, erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir ſagte, er ſchicke ſie mir nicht, weil er denke, ſie

könne mich verletzen; ich ſolle aber überzeugt ſein, daß, was auch trennend zwiſchen ſein Vaterland und das meine träte, ſeine perſönlichen Gefühle für ſeine deutſchen Freunde nie eine Änderung erfahren würden. Ich traf ihn noch an demſelben Tage bei anderen franzöſiſchen Bekannten, die ſich ebenfalls nach Florenz geflüchtet hatten. Wir drückten uns ſtumm die Hand, ohne die Broſchüre zu erwähnen.

Der Ausbruch der Kommune in Paris rief einen neuen, heftigeren Schlaganfall hervor; ſein Herz, das an Frankreich mit Sohnesliebe hing und deſſen Todeswunden mit empfing, brach beinahe vor Schmerz. Dennoch ermannte er ſich noch einmal, kehrte nach Frankreich zurück, nach der Provence, und begann mit Eifer eine neue Arbeit, „die Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts", von der er drei und einen halben Band in der Zeit von drei Jahren beendete, zu raſtloſer Tätigkeit vom Vorgefühl des nahenden Todes getrieben und wohl auch, weil die damaligen Zuſtände in Frankreich und die klerikale Reaktion von 1873 ihm keine Hoffnung ließen, bald ein großes Erwachen des Volkes, das er liebte, zu ſehen. Er ſtarb in Hyères am 9. Februar 1874 um Mittagszeit, umflutet vom Licht des Südens, das er ſo leidenſchaftlich geliebt hatte. Er empfing den Tod mit edler Faſſung und auf ſeinem friedvollen, ernſten Antlitz lag der Ausdruck, den die letzten Worte ſeines Teſtaments bezeichnen: „Gott gebe mir, die meinigen und alle, die ich geliebt habe, wiederzuſehen. Er empfange meine Seele, die ihm für ſo viel Gutes, für ſo viele arbeitſame Jahre, ſo viele Werke, ſo viele Freundſchaften dankbar iſt. "

Dieſelben ſchönen Worte las ich acht Jahre ſpäter auf dem einfach würdigen Monument, welches Liebe und Verehrung ihm auf dem Père-Lachaiſe bei Paris — wohin ſeine irdiſche Hülle von Hyères aus gebracht wurde — errichtet haben. Auf großer Marmortafel ruht in Relief die ſehr ähnliche Geſtalt des Verſtorbenen, während die Geſchichte, eine edle weibliche Figur, ſeinen Namen auf die Blätter der Unſterblichkeit ſchreibt. Mit weiblich zartem Sinn hat die Witwe am Fuß

des Monuments einen Brunnen graben laſſen, der mit wohltätiger Friſche nicht nur die Pflanzen, zum Monument gehörig, ſondern mit ausdrücklicher Erlaubnis auch die der nächſtliegenden Gräber verſehen ſoll. Es iſt dies ganz in Michelets Geiſt geſchehen, in dem Geiſt, der den Menſchen nicht allein und vereinzelt, ſondern in innigſter Verbindung mit der ihn umgebenden Natur hinſtellte, nur auf der oberſten Stufe in der Reihenfolge der Exiſtenzen, aber allen Erſcheinungen derſelben verwandt, wie ſeine Liebe zur Natur es ihn lehrte, wie ſein gütiges Herz es ihn in liebevoller Teilahme nicht bloß gegen leidende Mitmenſchen, ſondern auch gegen Tiere und Pflanzen betätigen hieß.

Alle dieſe Erinnerungen wurden wach in mir, als ich das liebenswürdige Buch las, das Frau Michelet mit ausgezeichneter Sorgfalt aus den einzelnen Aufzeichnungen ihres verſtorbenen Gatten zuſammengeſetzt hat. Der bis jetzt erſchienene Teil behandelt die Kindheit und erſte Jugend ihres Gatten und hat — neben dem Intereſſe an der Perſönlichkeit ſelbſt und den hiſtoriſchen Anknüpfungen aus einer ſo tief durchwühlten, bedeutungsvollen Zeit wie das Ende des vorigen und der Anfang dieſes Jahrhunderts — durch die reizend einfache Darſtellung und die anmutigen Epiſoden, wie zum Beiſpiel die der erſten Liebe des Autors, alle Anziehung einer vorzüglichen Novelle. Man kann ſich nur freuen, daß noch mehrere Teile in Ausſicht ſtehen und kann dem ſinnigen Leſepublikum dieſe Lektüre nicht genug empfehlen, um ſich nach den vielen ſeichten Produktionen der Neuzeit Frankreichs wieder einmal Geiſt und Herz an einem durch Inhalt und Form gleich wohltätigen Buche zu erfriſchen.

Wir wollen dem Vergnügen des Leſers nicht durch Zitate vorgreifen, aber nur noch hinzufügen, daß, wenn uns die Schilderung ſeiner in tiefer Dürftigkeit und Entbehrung jeder Jugendfreude hingebrachten Kindheit mit Rührung und Mitleid erfüllt, wir doch auch wieder aus dem Verlauf dieſes ſchönen Lebens den Troſt ſchöpfen, daß es dem ſtarken, auf hohe Ideale gerichteten Wollen geiſtbegabter Menſchen möglich iſt,

die Ungunſt der Verhältniſſe zu überwinden und daß, wer ſich ſelbſt treu bleibt und die Ehre ſeines unbefleckten Charakters der Ehre der Welt vorzieht, am Ende des Lebens wie Michelet danken kann für das, was ihm möglich war zu vollbringen, danken kann für die Freundſchaft echter Menſchen, die dem Guten zuteil wird.

(Deutſche Zeitung, Wien, Juni 1884.)

*

Marco Minghetti

Es iſt längſt ein allgemein bekanntes Ereignis, daß am 10. Dezember des vergangenen Jahres*) Italien wieder einen jener edlen Patrioten aus der Zeit ſeiner Wiedergeburt verlor, deren Zahl ſich von Jahr zu Jahr vermindert und mit denen eine Epoche ſeiner Geſchichte ſchließt, die ſo reich war an großen, opferbereiten, ſelbſtloſen, von glühender Vaterlandsliebe erfüllten Individualitäten wie kaum je die Geſchichte eines anderen Landes. Mit Recht verſetzt jeder derartige Verluſt das Land in tiefe Trauer und wer es miterlebt hat, wie dieſes um Cavour, um Viktor Emanuel (denn auch er gehört mit in die Reihe), um Garibaldi und um viele der minder Hervorragenden aus jener Schar trauerte, der wird ſich nicht gewundert haben über den tiefen, aufrichtigen Schmerz, der aus allen Teilen des Landes und von ſeiten aller Parteien ſeinen Ausdruck fand, als der Telegraph noch am Abend des 10. Dezember durch ganz Italien die Nachricht trug: Marco Minghetti iſt tot.

Er war der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bekanntlich ſchon ſeit Jahren fern, aber die Würde ſeiner Perſönlichkeit, die hohe Achtung, die Freund und Feind ſeinem Charakter zollen mußten, die Überlegenheit ſeines klaſſiſch gebildeten, von philoſophiſchem Ernſt erfüllten Intellekts und die Urbanität und milde Güte ſeines Weſens übten einen Einfluß aus, den er ſelbſt vielleicht nicht einmal ganz kannte und der dazu beitrug, die Wirkung jeder ſeiner Reden in der Kammer, deren glänzendſter Redner er war, zu einer ſiegreichen zu machen. Seine Jugend fiel in jene Zeit, wo in dem edleren Teil der italieniſchen Jugend nur e i n Ideal lebte: die Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrſchaft und die Wiedergeburt der vereinzelten italieniſchen Stämme zu einer einigen, großen, freien Nation. Dieſes Ideal hatte alles Denken und Sinnen der Italiener mit einer Leidenſchaft in Beſitz genommen, wie man ſie kaum in einem anderen Lande geſehen hat,

*) 1886.

wie denn freilich auch kein anderes Land in Europa ſich in ſolcher Zerriſſenheit, unter ſolchem Druck deſpotiſcher, auswärtiger Regierungen und ſo fern von einem einheitlichen nationalen Leben befand wie Italien, von dem man ſagen durfte, es ſei nur noch ein geographiſcher Begriff. Die Leidenſchaft, mit der, wie geſagt, dies Ideal die Seelen füllte, hatte viele ins Verderben, in den Tod, in das entbehrungsvollſte Exil geführt und wer es geſehen hatte, mit welcher Seelengröße dieſe feurigen Patrioten, Mazzini u. a., alle Opfer brachten und allem perſönlichen Glück entſagten um jenes Zieles willen, der mußte eine hohe Idee von der Zukunft Italiens hegen, wenn dieſe Menſchen einmal ſeine Geſchicke zu leiten hätten.

Minghetti hatte ein milderes Schickſal als die im Exil Lebenden. Zu der Zeit der politiſchen Konſpirationen der Carbonari und des jungen Italiens war er noch zu jung und zu ſehr mit ſeinen Studien beſchäftigt, um ſich daran zu beteiligen. Doch iſt es kein Zweifel, daß auch in ſeiner Seele von früheſter Jugend an das Ideal der italieniſchen Patrioten lebendig war, wie es ſpäter das alles beherrſchende Prinzip ſeines Lebens wurde. In einer reichen, bürgerlichen Familie und nach dem frühen Tod des Vaters unter der Leitung einer überaus tüchtigen, charaktervollen Mutter aufgewachſen, hatte ſich in ihm jener feſte, ehrenwerte Bürgerſinn entwickelt, der nicht wenig dazu beitrug, ihm das ſchöne Gleichgewicht und die maßvolle Harmonie zu verleihen, die ihn durch das ganze Leben hindurch begleiteten und auch in den ſturmvollſten Zeiten desſelben nicht verließen. Außer der gründlichen klaſſiſchen Bildung, die der Grundzug ſeines intellektuellen Lebens wurde, waren es die ökonomiſchen Studien, denen er ſich mit Vorliebe widmete. Schon im Jahr 1841, alſo in ſeinem dreiundzwanzigſten Lebensjahr, ſchrieb er zwei Abhandlungen, die von vornherein den Geſichtspunkt bezeichneten, unter dem er fortan immer entſchiedener den ökonomiſchen Fortſchritt betrachten würde, nämlich: daß jede materielle Verbeſſerung menſchlicher Zuſtände Hand in Hand mit dem

moraliſchen Fortſchritt gehen müſſe. Vielleicht gingen dieſe Schriften in jugendlicher Begeiſterung manchmal über das Mögliche im Erreichbaren hinaus, aber die edle, humane Geſinnung, die ſich in ihnen bekundete, fand die ſchönſte Zuſtimmung von ſeiten Sismondis, des berühmten Ökonomiſten und Geſchichtsſchreibers. Dieſer äußerte ſich darüber in einem Privatbrief und ſagte: „Für mich iſt der Augenblick gekommen, aus dem Kampf zu ſcheiden, aber ich kann nicht ſagen, mit welcher Befriedigung ich neue Kämpfer meinen Platz einnehmen und die Sache des Volkes, die Sache des Ackerbauers und Handwerkers, denen man in unſerer Zeit, im Namen des Fortſchritts des öffentlichen Reichtums, alle Erholungen des Lebens verſagt, mit Geiſt und Talent führen ſehe“ uſw. —

Ebenſo wie ſich hier die Grundzüge ſeiner Anſichten über die ſozialökonomiſchen Verhältniſſe bereits vorfanden, findet ſich in einer anderen früheren Veröffentlichung über die Philoſophie der Geſchichte das Bekenntnis der religiöſen Empfindungen, die, frei von dogmatiſchem Zwang, ſeiner Seele bis zur letzten Stunde des Lebens innewohnten. Sein Glaube an die Freiheit des Willens, an die Exiſtenz Gottes und eine in ihm wurzelnde ſittliche Weltordnung ſtand bei ihm unerſchütterlich feſt; ebenſo der Glaube an die perſönliche Fortdauer nach dem Tode. Er ſagte darüber in jener Schrift: „Man kann für das Übel keine genügende Erklärung finden, wenn man nicht an ein zukünftiges Leben glaubt, wo alle Widerſprüche gelöſt, alle Ungleichheiten ausgeglichen, alle Leiden vergütet werden. Was iſt dieſes unendliche Verlangen nach Glückſeligkeit, das uns immerfort bewegt und treibt, ohne daß je irdiſche Dinge es befriedigen können? Was iſt dieſer Zorn, der uns ergreift, wenn wir die Tugend unterliegen und das Laſter triumphieren ſehen? Was iſt das Mitleid mit dem Elend, was die Bewunderung und Begeiſterung für das Erhabene zu allen Zeiten? Was iſt der Eifer, mit dem wir das Wahre, Schöne, Gute ſuchen, das uns zu fliehen ſcheint und nur ſo viel von ſich zeigt als hinreicht, um es immer mehr zu lieben und zu erſehnen? Beweiſe ſind es, daß der Menſch

ſich unwiderſtehlich nach dem Unendlichen ſehnt und ſich nur in ihm beruhigen kann, da das Leben ſelbſt etwas Vorübergehendes iſt und zu einem überirdiſchen Ziele hinſtrebt. Wenn die andern Argumente zugunſten der univerſellen Harmonie von dieſem getrennt werden, ſo fallen ſie zu Boden wie ſtumpfe Pfeile und es bleibt nur das Eitle oder, beſſer geſagt, das Nichtige aller Dinge übrig. Aber wenn die irdiſchen Dinge ſich an die ewigen anſchließen, ſo erhalten ſie einen verhältnismäßigen Wert und es gibt alsdann kein Ereignis und kein Weſen mehr, das nicht eine gewiſſe Bedeutung hätte in bezug auf jenes höchſte Ziel, zu dem die menſchliche Perfektibilität, der Zug der Nationen und der menſchliche Fortſchritt nur Studien und Mittel ſind." Er ſchließt dann: „So iſt die Vorſehung das Poſtulat und der Anfang der Philoſophie der Geſchichte und die Unſterblichkeit der Seele iſt ihre Vollendung und ihr Schluß."

Wie ſehr eine ſo feſte, tröſtende Überzeugung, die keiner Periode des Zweifels, der peſſimiſtiſchen Anwandlungen je unterworfen war, dem ganzen Weſen eine heitere, harmoniſche Ruhe geben mußte, iſt einleuchtend. Und dieſe heitere, gläubige Ruhe thronte in Minghettis Seele über den ganz unvermeidlich durch das Leben und die Ereigniſſe öfter veranlaßten leidenſchaftlichen und zornigen Erregungen, wie der tiefblaue Himmel auf Alpenhöhen über den Gewitterwolken thront, die unter den Gipfeln dahinziehen. Denn eine Flamme glühte auch in ſeiner Seele und zog ihn fort von ruhigen Studien, aus friedlicher, bürgerlicher, wohlhabender Exiſtenz zu den ſtürmiſchen Wechſelfällen der patriotiſchen Tat.

Die erſten Zuckungen des erwachenden Lebens in Italien riefen ihn von ſchönen und lehrreichen Reiſen in den ziviliſierteſten Ländern Europas zurück, in jeder Weiſe würdig vorbereitet, einen entſcheidenden Anteil an der Befreiung des Vaterlandes zu nehmen. Der Täuſchung, daß dieſe vom Papſttum ausgehen könne, gab auch Minghetti ſich hin, folgte dem Rufe in das Finanzdepartement der Staatskonſulta in Rom 1847 und wurde im März 1848 Miniſter der öffentlichen

Arbeiten im erſten Laienminiſterium Pio IX., als dieſer der Befreier und Erlöſer Italiens werden zu wollen ſchien. Da ſchon zeigten ſeine erfolgreiche Tätigkeit und ſein richtiger Blick in der Wahl ſeiner Mitarbeiter den künftigen großen Staatsmann, der nicht nur nach idealen Theorien handelt, ſondern auch praktiſch die richtigen Mittel zu ihrer Ausführung zu finden weiß. Mit energiſchem Entſchluß aber ſchnitt er die für ſeine Jugend ſo ehrenvolle Laufbahn ab, als er einſah, daß Pio IX. es bereute, ein Segenbringer für Italien zu ſein. Er eilte in die Lombardei, um unter Karl Albert für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen, wurde in den Generalſtab aufgenommen und zeichnete ſich auch auf dem Schlachtfelde durch frohen Mut und begeiſterte Tatkraft aus, ſo daß nach der Schlacht bei Goito im Mai 1848 der König Karl Albert ſelbſt ihm das Ritterkreuz umhing. Er pflegte öfter, wenn er von jenen Tagen ſprach, zu ſagen, es ſei die glücklichſte Zeit ſeines Lebens geweſen. Nach der unheilvollen Schlacht bei Novara (März 1849), die für den Augenblick die Hoffnungen Italiens vernichtete, zog ſich Minghetti in die Einſamkeit ſeiner Heimat, zu ſeinen ökonomiſchen und agrariſchen Studien zurück. Zwei Jahre ſpäter führten ihn häufige Reiſen nach Turin, wo ſeine Freundſchaft mit Cavour begann. Dieſer ſchätzte ihn alsbald ſo hoch, daß er ihn 1856 zu dem für Italiens Zukunft ſo wichtigen Kongreß nach Paris mitnahm. In der letzten großen Rede, die Cavour 1861 im Parlament in Turin hielt, legte er ein öffentliches Zeugnis ſeiner Anerkennung der Verdienſte Minghettis bei jenem Kongreß ab, indem er ſagte: „Mächtig unterſtützt von meinem ausgezeichneten Freunde, dem Miniſter Minghetti, der einen Hauptanteil an jenen Verhandlungen hatte“ uſw., „habe ich von da an beſtimmt erklärt, das einzige Mittel, die Romagna und die Marken einem normalen Zuſtande zuzuführen, ſei, zu bewirken, daß dieſe Länder ſich ohne fremde Okkupation ſelbſt regieren könnten, d. h. ihre Verwaltung durchaus von Rom zu trennen und ſie adminiſtrativ und finanziell unabhängig zu machen.“

Es handelte ſich nämlich in dieſer Rede um die Notwendigkeit der Beſitznahme Roms als Hauptſtadt Italiens. Die Überzeugung von dieſer Notwendigkeit bildet auch ein Hauptmoment in der politiſchen Laufbahn und Tätigkeit Minghettis. Die Maßregeln, die aus dieſer Überzeugung hervorgingen und Minghetti zum Teil ſeine Popularität koſteten, ſind ſo verſchieden beurteilt worden und die Veranlaſſung dazu iſt ſo viel weniger bekannt als die übrigen Akte ſeiner ſtaatsmänniſchen Tätigkeit, daß wir ſie hier beſonders betrachten wollen.

Im Juni 1861 ſtarb Cavour und die Geſchicke Italiens, die eben erſt mit Hilfe Frankreichs angefangen hatten, ſich hoffnungsreich zu geſtalten, ſchienen von neuem bedroht. Auf ausdrücklichen Wunſch des Königs Viktor Emanuel blieb Minghetti im Miniſterium, kehrte, nach kurzer Zwiſchenpauſe, als Finanzminiſter und nach Farinis Austritt als Miniſterpräſident in dasſelbe zurück und ſchloß als ſolcher jene Konvention vom September 1865, wodurch die Hauptſtadt von Turin nach Florenz verlegt wurde. Dem König von Piemont koſtete es einen bitteren Kampf, dem Erbſitz ſeines glorreichen Hauſes zu entſagen, aber als König von Italien zögerte er nicht, der Konvention beizuſtimmen. Die Piemonteſen empfanden es vielleicht noch mehr wie er als eine Kränkung und vergaben es Minghetti erſt im letzten Jahre ſeines Lebens, freilich auf ſehr ſchöne Weiſe, indem ſie ihn aufforderten, die Gedächtnisrede auf Cavour am fünfundzwanzigſten Jahrestage von deſſen Tod zu halten, was Minghetti, obſchon ſchwer krank, mit Begeiſterung tat.

Jene Septemberkonvention wurde beſchloſſen, weil ohne den Wechſel der Hauptſtadt Napoleon III. niemals ſeine Truppen aus Rom zurückgezogen haben würde. Der letzte Gedanke Cavours war geweſen, daß, geſetzt Italien würde ſich ganz von der Herrſchaft Öſterreichs in Venedig befreien, es ſchwer ſein würde, ſich dann von der Gegenwart der Franzoſen in Rom und ihrer Obergewalt in Italien frei zu machen. Zu dieſem Zwecke glaubte er, daß es nützlich ſein würde, damit anzufangen, die Franzoſen von Rom zu ent-

fernen, weil Frankreich, einmal aus Italien hinaus, durch ſeine traditionelle Politik ſelbſt mehr geneigt ſein würde, auch die Öſterreicher daraus entfernt zu ſehen. Von dieſem ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkt aus kann man allein jene Konvention richtig verſtehen. Die Okkupation Roms durch die Franzoſen war, nach deren Politik, das Gegengewicht der öſterreichiſchen Okkupation Venedigs und konnte man ſie von Rom entfernen, ſo war man ſicher, Frankreich eher zu einer Allianz mit Preußen und zu einem Krieg mit Öſterreich zu bewegen. Im Jahr 1864 wurden auch in der Tat die erſten Verſuche zu einer deutſch-italieniſchen Allianz gemacht, deren eifrigſter Anhänger und Beförderer Minghetti bis an den Tod blieb. Er und die Staatsmänner, die mit ihm die Verantwortung teilten, verſtanden ſehr wohl, daß, wenn Napoleon III. Rom aufgegeben hätte, ſein 1859 unterdrückter Wunſch, Öſterreich aus Venedig zu vertreiben, wieder erwachen würde. Um Rom zu verlaſſen, hatte aber der Kaiſer gefordert, daß Italien die Hauptſtadt nach Florenz verlege, damit er einen Vorwand habe, ſein Verlaſſen des Papſtes zu rechtfertigen. Ob Napoleon es damit aufrichtig meinte, bleibt dahingeſtellt, aber Minghetti begriff, daß der Abzug der Franzoſen Rom Italien nähern würde, das dann mit größerer Ruhe den Augenblick der letzten Tat erwarten konnte. Außerdem hatte aber auch gleichzeitig die Oppoſition im Parlament ſtürmiſch nach einer Verlegung der Hauptſtadt verlangt, da ſie die Übermacht der Piemonteſen fürchtete und es für unmöglich erklärte, Italien von Turin aus zu regieren, weil der Süden zu entfernt ſei von der Anziehungskraft, die von der Hauptſtadt ausgehe. Wäre Florenz nicht gewählt worden, ſo würde die Oppoſition es wahrſcheinlich durchgeſetzt haben, daß Neapel der Sitz der Regierung geworden wäre und dann wäre dieſe niemals von da zurück nach Rom gekommen.

Daß die Männer, die dieſe Angelegenheit leiteten, der erſte unter ihnen Minghetti, ſich ſelbſt dieſer von einer weitausſchauenden Politik gebotenen Maßregel zum Opfer bringen

mußten, verſteht ſich. Sie konnten ihre Pläne auf Rom nicht der Öffentlichkeit preisgeben und mußten das Gehäſſige, das die Verlegung der Hauptſtadt anſcheinend hatte, auf ſich nehmen. Minghetti trat vom Miniſterium zurück und wirkte nur als Deputierter eifrig zur Verbeſſerung der Finanzen mit. Der ausdrückliche Wille des Königs aber ernannte ihn 1869 zum Miniſter des Handels und Ackerbaues und obgleich er dieſen Poſten nur wenige Monate lang bekleidete, ſo bereitete er doch mit ſeiner unausgeſetzten, von ſtets jugendlichem Eifer angeſpornten Tätigkeit eine Menge Reformen, beſonders zum Beſten der arbeitenden Klaſſen, vor und ging mit Plänen um, ſeine nationalökonomiſchen Theorien zu verwirklichen, als ihn eine neue Miniſterkriſis aus dem Miniſterium entfernte. Aber nicht nur für die ökonomiſchen Reformen bewirkte er in dieſer kurzen Zeit Großes, auch in der allgemeinen Politik war es ſeine Energie und ſein ſtaatsmänniſcher Scharfblick, die eine für Italien äußerſt wichtige Frage entſchieden, obgleich er ſich dabei im Widerſpruch mit ſeinen Kollegen und ſogar mit dem König befand. Es iſt auch dies eine weniger allgemein bekannte Tatſache. Im Herbſt 1869 nämlich bemühte ſich Napoleon III. eifrig, ein Bündnis mit Öſterreich und Italien zuſtande zu bringen zu dem Zweck, die Einheit Deutſchlands, die durch die Erfolge Preußens wahrſcheinlich wurde, zu verhindern. Die drei Staaten ſollten eine gemeinſame Politik verfolgen und im Falle eines Krieges zuſammen handeln. Öſterreich und Italien waren dafür große territoriale Vergütungen verſprochen. Napoleon ſelbſt ſchrieb darüber an Viktor Emanuel und dieſer war dem Plane geneigt, obgleich er die Notwendigkeit der Entfernung der Franzoſen aus Rom, die nach dem mißlungenen Unternehmen bei Mentana dahin zurückgekehrt waren, einſah. Auch im Miniſterrate war große Verſchiedenheit der Meinungen und viele ſtimmten dem Plane ſehr bei. Da trat Minghetti mit aller Entſchiedenheit dagegen auf und ſetzte einen Beſchluß durch, wonach die Verhandlungen von folgenden zwei Punkten abhängig gemacht wurden, nämlich: daß Frankreich, indem es

Rom verlaſſe, fernerhin das Prinzip der Nicht-Intervention daſelbſt anerkennen müſſe und zweitens müſſe feſtgeſtellt werden, daß der Zweck der Allianz weder die Vernichtung der Folgen des Krieges von 1866, noch die Verhinderung des Zuſtandekommens der deutſchen Einheit ſei. Es fanden mehrere vertrauliche Unterredungen zwiſchen dem König und Minghetti ſtatt; der König begriff ſehr wohl, daß dieſe Bedingungen den Vertrag ſcheitern machen würden und er beklagte das; aber auf der andern Seite würde der Rücktritt Minghettis aus dem Miniſterium eine Kriſis herbeigeführt haben. Die Antwort lautete alſo, wie Minghetti es verlangt hatte. Natürlich nahm Napoleon die Bedingungen nicht an und der kühne Widerſtand des großen Staatsmannes rettete für ſein Vaterland die Möglichkeit eines Bündniſſes mit Deutſchland.

Im Frühling 1870 erneuerte der Kaiſer denſelben Vorſchlag, zwar nicht direkt, aber mittels eines Bündniſſes mit Öſterreich, von dem er hoffte, daß es notwendig den Beitritt Italiens nach ſich ziehen werde. Minghetti, obgleich nicht mehr Miniſter, erkannte die noch größere Gefahr des Vertrags in dem Augenblick des Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich und ging im Einverſtändnis mit Visconti-Venoſta, dem damaligen Miniſter des Äußern, nach England, um daſelbſt eine Übereinkunft zu Neutralität mit Anſchluß der andern nicht beteiligten Mächte zuſtande zu bringen, aus der keine derſelben heraustreten ſollte ohne die Zuſtimmung der übrigen.

So gelang es Minghetti, das Ziel, das er immer vor Augen gehabt hatte, zu erreichen, d. h. Italien Deutſchland gegenüber nicht zu kompromittieren. Denn er ſah ein, daß Deutſchland dasſelbe Recht auf nationale Einheit habe wie Italien und daß Preußen dabei dieſelbe Aufgabe zufalle, wie ſie Piemont in Italien gehabt hatte als der beſtorganiſierte und tatkräftigſte der Einzelſtaaten, um den ſich eine große, dauerhafte Einheit zuſammenſchließen konnte.

Nach Florenz zurückgekehrt, wurde Minghetti alsbald wieder tätig, um ein anderes Ziel erreichen zu helfen, das er eben-

ſo unerſchütterlich feſt anſtrebte wie das oben erwähnte. Die Möglichkeit, nach Rom zu gehen, fing an, wahrſcheinlich zu werden und Minghetti ging nach Wien, um einem möglichen Widerſtand Öſterreichs vorzubeugen. Da er die Stimmung daſelbſt günſtig fand, ſo beeilte er ſich, das italieniſche Kabinett zu raſchem Handeln zu bewegen; hierfür ſind die Beweiſe in ſeinen Noten da, die alles widerlegen, was man in dieſer Beziehung gegen ihn geſagt hat. Am 13. September 1870 ſchrieb er: „Meine ſehr beſtimmte Meinung iſt, daß die gemäßigte Partei das Programm des Grafen Cavour durchaus verwirklichen und nicht einmal vermuten laſſen muß, daß ſie auf Rom als Hauptſtadt verzichte.“ Ferner: „Ein Kongreß wird uns nie mehr geben, als was wir ſelbſt genommen haben. Demzufolge werde ich alles tun, was menſchenmöglich iſt, um einen Konflikt zu vermeiden und um eine Manifeſtation der Römer hervorzurufen. Aber auf dem Punkte, wo wir jetzt ſind, würde ich jedenfalls damit enden, die Stadt zu beſetzen.“ Und endlich: „Mein Rat iſt, nach Rom zu gehen, gleich, u m j e d e n P r e i s.“

Und das große Reſultat der diplomatiſchen Miſſion Minghettis war, daß gerade Öſterreich durch den Grafen Beuſt zu allererſt die vollbrachte Tatſache anerkannte.

Es iſt gewiß, daß mit der Beſetzung Roms als Hauptſtadt Italiens alle Empfindlichkeiten und ehrgeizigen Wünſche der anderen Zentren, die früher Hauptſtädte kleiner Einzelſtaaten geweſen waren, ſchweigen mußten. Die Glorie, die Rom umgab, hatte den Traum von dieſer Beſtimmung in den Herzen der Patrioten von jeher genährt; Mazzini hegte einen myſtiſchen Glauben an die Bedeutung Roms, da der Name Roma umgekehrt Amor heißt und er meinte, Rom müſſe zum drittenmal die Welt beherrſchen, aber diesmal durch die Liebe, die Brüderlichkeit, ohne Unterſchied der Nationalität; das vergeiſtigte, veredelte Ideal des Papſttums.

Minghetti verſtand jedoch, wie auch Cavour es verſtanden hatte, daß die Beſitznahme von Rom noch nicht die ganze Löſung des Problems ſei und daß es ſich hier um ein ethiſches

Prinzip handelte, um die Freiheit der religiöſen und moraliſchen Überzeugungen, deren Garantie die freie Kirche im freien Staat ſein ſollte. Daß dieſe, ihrem geſchichtlich entwickelten Weſen nach, es nicht ſein konnte und n i e ſein wird, war der Punkt, worin die beiden ausgezeichneten Staatsmänner ſich irrten. Aber beider Geſichtspunkt von der Freiheit der Kirche war ein durchaus hoher, idealer. Minghetti hatte ſchon 1855 Briefe über die religiöſen Freiheiten veröffentlicht; 1878 nun erſchien ſein Buch „Staat und Kirche", das ganz in dem milden, verſöhnenden Geiſt, der der ſeine war, geſchrieben, das Streben nach einem ſozialen Ideal ausſprach, das ſich nur im Verein mit der Entwicklung hoher ethiſcher Kräfte erreichen laſſe. In dieſem Sinne war auch der Anteil aufgefaßt, den er an dem Geſetz der Garantien genommen hatte. Aber es ging ihm hier, wie es den Idealiſten zu gehen pflegt: er ſetzte eine ideale Löſung voraus, der die Anſprüche einer dogmatiſchen Kirche, die nach abſoluter Herrſchaft im geiſtigen wie im materiellen Leben verlangt, für immer entſchieden widerſprechen. Minghetti war ſo vollkommen überzeugt von der Notwendigkeit, der Kirche — nachdem ihr die weltliche Macht genommen war — eine uneingeſchränkte Freiheit in der Ausübung ihrer geiſtigen Vollmacht zu geben, daß er nicht zögerte, zu behaupten, daß, wenn man ſie nicht freiwillig gäbe, man gezwungen ſein würde, ſie mit Gewalt genommen zu ſehen. In Beziehung auf die Verteilung und Verwaltung der Kirchengüter brachte er im Verein mit Herrn Peruzzi ein Amendement ein, das jedoch damals zu kühn erſchien und es noch ſcheint. Auch ſchien Minghetti ſelbſt nicht ganz ſicher zu ſein über die Folgen und Wirkungen, die es haben könnte, denn er ſchloß es mit den Worten: „Die Maßregeln, die wir vorſchlagen, werden wie ein Keim ſein, der in die Erde geworfen iſt. Wenn der Keim einen günſtigen Boden für ſeine Befruchtung findet, ſo werden Sie das erwünſchte Reſultat erlangen und das Laientum wird überall an der Verwaltung der Kirchengüter teilnehmen. Wenn der Boden aber dürr und unfähig zur Produktion iſt, ſo wird das

unleugbar beweiſen, daß alle Anſtrengungen, die wir machen könnten, nicht die Macht haben, einen Leichnam wieder zu beleben.“ Der Leichnam war das katholiſche Laientum, das ſich der Annahme des Amendements widerſetzte.

Dieſelbe Weite und Höhe der Ideen, die Minghetti in die Frage der geiſtlichen Angelegenheiten brachte, übertrug er auch, wie ſchon bemerkt, auf ſeine ſozial-ökonomiſchen Anſichten; ſein größtes ſchriftliches Werk iſt ſicher das Buch über die „Politiſche Ökonomie in ihrem Zuſammenhang mit der Moral und dem Recht“. Er neigte entſchieden zu den Anſichten der engliſchen Ökonomiſten und verwarf den ſogenannten Staatsſozialismus. Jedoch ſprach er auch dem Staate ein berechtigtes Eingreifen in die ökonomiſchen Angelegenheiten zu da, wo die Tätigkeit der Individuen nicht ausreiche. In einer bedeutenden Vorleſung, die er im Mai 1882 im Theater Caſtelli zu Mailand hielt, führte er dieſen Gedanken in ſeiner glänzenden oratoriſchen Weiſe aus, indem er dabei auf die Lehre Romagnoſis hinwies, deſſen Anſichten auch die ſeinen waren.

„Ich ſpreche von G. D. Romagnoſi, der den Vorurteilen ſeinerzeit nicht nachgab und, ſich in der Mitte zwiſchen den Extremen der einen und der anderen Theorie haltend, jene mittleren Axiome feſtſetzte, die den Wert ſeiner Doktrin ausmachen und jeder weiſen Regierung als Norm dienen ſollten. Denn er ſagte keineswegs, daß der Staat ein notwendiges Übel ſei, dem man die Flügel möglichſt beſchneiden müſſe, indem man ſeine Befugniſſe auf die Verteidigung des Rechts und der Ordnung beſchränke, aber ebenſowenig ſagte er, daß dieſer allvermögend ſei und den Zuſtand der Geſellſchaft von Grund aus verändern könne. Jedoch geſetzt, daß die erſte Aufgabe dem Individuum zufiele und die zweite den freiwilligen Aſſoziationen, ſo meinte er doch durchaus nicht, daß der Staat den großen öffentlichen Intereſſen fernbleiben könne, ſondern ſagte, daß dieſer nicht nur die Pflicht des Schutzes, ſondern auch die der Hilfe habe, ſo daß er ihn als eine große Vormundſchaft und eine große Erziehung defi-

nierte. Wenn aber die eine und die andere dieſer Befugniſſe ſich auf alle Bürger ausdehnen ſoll, ſo iſt es klar, daß dabei auch eine Vormundſchaft der Rechte der ärmeren Klaſſen ſein muß und daß die Hilfe, die Erziehung, immer da zu wünſchen ſind, wo die Tätigkeit der einzelnen und der Aſſoziationen nicht ausreicht."

Immer aber blieb in ſeinen vielen darauf bezüglichen Schriften und Reden der Geſichtspunkt der vorherrſchende, daß die gerechtere Verteilung des Reichtums der ſoziale Fortſchritt überhaupt, ſich auf die moraliſche Veredlung der Geſellſchaft ſtützen müſſe. So ſchloß er eine Rede, gehalten in der Univerſität zu Bologna bei der Verteilung der Preiſe für Ackerbau und Induſtrie, mit folgenden Worten: „Ich weiß wohl, daß alles dieſes (die ökonomiſchen Maßregeln) nicht hinreicht, wenn nicht höhere Grundſätze und edlere Gefühle die Seelen erfüllen, wenn die Moral und die Religion nicht jeden andern Fortſchritt der Ziviliſation ſozuſagen heiligen. Aber unter der Leitung dieſer erhabenen Ideen iſt es erlaubt, das Herz der Hoffnung zu öffnen, daß ſich eines Tages das bemerkenswerte Votum, das eben in der Ausſtellung zu Paris wiederholt wurde, erfüllen wird, nämlich, daß die Maſſen Teilnehmer an jenen Gütern werden können, die in den vergangenen Jahrhunderten nur das Eigentum von einigen wenigen Privilegierten waren."

Was Minghetti in finanzieller Beziehung Großes für Italien geleiſtet hat, iſt zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Zu beklagen iſt es, daß ein Zerwürfnis zwiſchen ihm und Sella eintrat, welches das Zuſammenwirken dieſer beiden vorzüglichen Finanzmänner unterbrach, gewiß zum größten Schaden Italiens, und daß ſich auch bis zum Tode Sellas das Einverſtändnis nicht wiederherſtellte; ſonſt wären Italien ſicher manche Fehlgriffe und deren ſchlimme Folgen erſpart geblieben.

So ſehr Minghetti aber auch in ſeinen ökonomiſchen Theorien für eine gerechtere Verteilung des Reichtums und für die Verbeſſerung des Loſes der arbeitenden Klaſſen ſtimmte, ſo

war er doch ſo wenig ein Sozialiſt wie er ein Republikaner war. Sein politiſches Ideal war die konſtitutionelle Monarchie. Das im Jahr 1881 veröffentlichte Buch: „Die politiſchen Parteien und ihre Einmiſchung in das Recht und die Verwaltung“ iſt wieder außer der gründlichen Sachkenntnis, die er zu allen Themen, die er behandelte, hinzubrachte, ein Beweis, wie er auch bei dieſem ſeinem politiſchen Ideal das Maß anlegte, das immer zwiſchen den Extremen der Theorien jene Mitte ſuchte, in der ſich die ſchroffen Gegenſätze mildern und harmoniſch verſöhnen; dies war der Grundzug ſeiner Natur und nach allen Richtungen hin ſeiner Theorien.

Von dieſem Geſichtspunkt aus muß auch die ſcheinbare Abtrünnigkeit gegen ſeine frühere Partei, die Rechte, deren Haupt er ſtets geweſen war, beurteilt werden. Nachdem er ſeit 1876 aus dem Kabinett geſchieden und nicht wieder öffentlich in die Verwaltung des Staates eingetreten, ſondern nur als Deputierter tätig war, hatte er ſich ſeit einigen Jahren mehr und mehr dem Miniſterpräſidenten Depretis, der ihm in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gefolgt war, genähert. Das wurde ihm von vielen Mitgliedern der Gegenpartei und zum Teil auch von ſeinen früheren Parteigängern arg verdacht und mit dem ironiſch gebrauchten Namen des Transformismus belegt. Hatte man aber den Gang der Dinge in Italien etwas beobachtet, ſo mußte man erkennen, daß Minghetti hierbei auch wieder ganz ſelbſtlos, das eigene Anſehen opfernd, jener Tendenz der Vermittlung folgte, in der er das Heil ſah. Dem erbitterten Streit der alten Parteien, der in perſönlichen Hader ausartete und über dem das Wohl des Landes hintangeſetzt wurde, ein Ende zu machen, der Regierung eine ſtarke Majorität in einer neuen Partei zu verſchaffen und den Parlamentarismus wieder auf ſeine einzig rechtmäßige Aufgabe: die Tätigkeit für das öffentliche Wohl zurückzuführen, das war das geheime leitende Motiv Minghettis. Wie ſehr dabei die hohe Achtung vor ſeiner Perſönlichkeit, vor ſeinem ſelbſtloſen Patriotismus, dazu beitrug, dieſes Ziel zu fördern, möge folgende Tatſache beweiſen, die

mir aus beglaubigter Quelle mitgeteilt wurde, aber noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen iſt. Zwei der einflußreichſten und hartnäckigſten am Alten feſthaltenden Mitglieder der früheren Rechten waren durch den Einfluß Minghettis ſo weit gekommen, daß ſie in einer Privatzuſammenkunft erklärten, ſie würden ſich der miniſteriellen Majorität anſchließen, aber nicht dem gegenwärtigen Miniſterpräſidenten, ſondern ihm, Minghetti, und durch ihn der Partei.

Dies geſchah wenige Tage vor Minghettis Tod, aber ob ſein Einfluß in dieſer Beziehung auch über das Grab hinaus dauern wird, bleibt dahingeſtellt. Jedenfalls fehlt nun im Parlament die Stimme, die in klaſſiſch-ſchöner Rede voll Maß und Weisheit Würde und vornehme Ruhe in die Verhandlungen zu bringen wußte und ſtets auch den erbittertſten Gegnern imponierte. Man konnte mit Recht von Minghetti ſagen: er war der vollkommene Gentleman in der ſchönſten Bedeutung des Wortes. Nicht nur Italien, auch die Geſellſchaft der meiſten Hauptſtädte Europas, hat den hochgebildeten, liebenswürdigen Mann gekannt und die Freundſchaft der ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen hat ihm nicht gefehlt, unter ihnen viele auf den höchſten Stufen der geſellſchaftlichen Rangordnung ſtehend. Aus der bürgerlichen Sphäre, in die ihn die Geburt geſetzt hatte, hob er ſich durch Talent und Verdienſt zu der höchſten geſellſchaftlichen Stellung empor, ohne ſich je zu überheben und die Beſcheidenheit zu verlieren, die den wahrhaft großen Menſchen immer eigen bleiben wird, weil nur dieſe recht wiſſen, wieviel auch noch dem Größten zu erreichen übrig bleibt. Sein Haus war, beſonders durch die Fürſorge ſeiner durch Geiſt, Schönheit und Grazie ausgezeichneten Frau, zu einem Sammelplatz der bedeutendſten geiſtigen Perſönlichkeiten geworden und wer die italieniſche Geſellſchaft von ihrer beſten Seite kennenlernen wollte, mußte es dort tun. Auch da waltete immer der milde, gerechte Sinn des Hausherrn über den oft zu hitzig werdenden Gemütern und lenkte ſtets maßvoll die Unterhaltung in die Grenzen genußvoller Diskuſſion zurück. Wer aber Minghetti als einen

wirklichen Kulturmenſchen ſchätzen und kennenlernen wollte, der mußte ihn auf dem Lande, in der einen oder andern ſeiner Beſitzungen bei Bologna, ſehen. Hier trat die Politik mehr in den Hintergrund und ſeine Freunde, die Klaſſiker, die ihn hier in ſchönſten Ausgaben in ſeiner Bibliothek umgaben, gewannen beinah den Vorrang vor den lebenden Freunden. Schon am frühen Morgen ſah man ihn mit einem Buch in der Hand, leſend im Garten umherwandeln und fragte man, was es ſei, ſo war es ſicher einer der lateiniſchen Dichter, unter denen er beſonders den Virgil ſo liebte, daß er ihn ſogar dem Homer vorzog. „Es iſt gut, den Tag mit Poeſie zu beginnen", ſagte er. Er hatte dies gemein mit ſeinem edlen Landsmann Garibaldi, der auch, ſogar während ſeines heroiſchen Feldzuges in Sizilien, bei Tagesanbruch ſich unſterbliche Geſänge rezitierte. In der herrlichen Einſamkeit von Settefonti, Minghettis Landgut, hoch in den Apenninen, ſagte er mir einmal, daß, könnte er ganz nach ſeiner Neigung leben, er etwa drei Wintermonate in größeren Städten, bald Rom, bald Paris, bald Palermo uſw., den größten Teil des Jahres aber auf ſeinen Beſitzungen in der Nähe ſeiner Vaterſtadt zubringen würde. Denn er liebte ſein Bologna und er verdankte ihm ſicher einen großen Teil des ſchönen Gleichgewichts in ſeiner geiſtigen Entwicklung. Wenige Städte tragen ſo das Gepräge eines freien, in Wiſſenſchaft und Kunſt erblühten, unabhängigen Gemeinweſens wie dieſe herrliche Stadt. Wenn die Univerſität auch nicht mehr den alten Ruhm hatte, ſo beſaß ſie in der Jugendzeit Minghettis doch noch treffliche Lehrer, wie u. a. Paolo Coſta, die den Jüngling für Wiſſenſchaft und Literatur begeiſterten, und die Bauten und köſtlichen Kunſtwerke, die ſein Auge von Kindheit auf an die Betrachtung des Schönen gewöhnten, entwickelten in ihm gleichzeitig das künſtleriſche Verſtändnis für alles wahrhaft Schöne und Erhabene. Man kann nicht ſagen, daß er eine Natur der künſtleriſchen Initiative geweſen ſei, wie er überhaupt keine ſchöpferiſche Natur war, ſondern eine Natur, die nur produktiv wurde durch die tiefe und gründliche

Aſſimilation der verſchiedenſten Kulturelemente, die ſich in ihm zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigten, das nun ſein eigen war. Wie hoch und edel aber ſein Geſichtspunkt auch gegenüber der Kunſt war, geht aus den Schlußworten einer Rede hervor, die er im Jahre 1854 bei Verteilung der Preiſe für die ſchönen Künſte hielt: „Wehe dem Künſtler, der ſich ganz von den eigenen Werken befriedigt fühlt! Seinem Geiſt iſt die Idee der vollkommenen Schönheit ſchon verdunkelt. So war Raffael nicht, der es beklagte, daß er die Bilder, die ſeinem Geiſt vorſchwebten, nicht verkörpern konnte. So war Michelangelo nicht, der, immer unbefriedigt von ſeinem Schaffen, es oft zornig hinwarf und es der Vollendung unwert hielt. Das ſind die Vorbilder, zu denen ihr aufblicken, denen ihr nachſtreben müßt. Liebt die Kunſt, aber nicht als ein Mittel zu Gewinn und Gunſt, ſondern als den himmliſchen Strahl der ewigen Schönheit und erinnert euch, daß ſie eiferſüchtig iſt und es kaum verträgt, daß man ihr Reich mit anderen Neigungen teile. Sucht die Einſamkeit, nicht die Menge; die Studien, nicht den Zeitvertreib; die Würde, nicht die Schmeichelei; die höchſte Vollendung, nicht die Mittelmäßigkeit. Kurz: wollet groß ſein und ihr werdet es ſein. Das Vaterland bittet euch durch meine Stimme, ihm ſeinen alten Glanz wiederzugeben und bereitet euch den ſchönſten Preis für große Seelen: die Dankbarkeit der Nachwelt und unſterblichen Ruhm.“

In der Muße, die ihm die Politik ließ, wandte er ſich mit Vorliebe Gegenſtänden der Kunſtgeſchichte zu, die ihm dann ſtets Anlaß zu gründlichen Studien wurden. So ſchrieb er einen intereſſanten Artikel über die italieniſchen Frauen, die ſich in der Kunſt ausgezeichnet haben und im Jahre 1883, am 400. Geburtstag Raffaels, ſprach er öffentlich in Urbino über deſſen Genius und ließ ſeine dann weiter ausgearbeitete Auffaſſung in einer Reihe von Artikeln erſcheinen, die ſpäter in einem Band zuſammengefaßt wurden. Unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften wird ſich auch in dieſer Richtung wohl noch manches Fragment finden, deſſen Nichtvollendung wir be-

dauern müſſen. Vor allem aber wird es zu beklagen ſein, daß ſeine Memoiren nicht bis zu Ende geführt ſind, obwohl ſie auch ſo ein für die Geſchichte Italiens gewiß höchſt wertvolles Werk ſein werden. Alle ſeine Papiere hat er ſeiner Gattin, der intimen Teilnehmerin ſeines geiſtigen Lebens, hinterlaſſen, die darüber im Verein mit ihrem Sohn erſter Ehe, dem Prinzen Camporeale, der in Minghetti einen zweiten Vater liebte, gewiß im Sinne des Verſtorbenen verfügen wird.

Wie vielſeitig aber auch die Kenntniſſe und die Intereſſen Minghettis waren, immer behauptete doch die Tätigkeit des Staatsmannes, des Politikers, des für das Wohl des Vaterlandes beſorgten Deputierten den erſten Platz in ſeiner Seele. Wie ſehr ihm manchmal auch in Augenblicken der Ermüdung jener oben erwähnte Wunſch nach dem Frieden des Landlebens aus dem Herzen kommen mochte, ſo hätte er doch ſicher nie auf längere Zeit müßig dem Gang der öffentlichen Angelegenheiten zuſehen können. Es ging ihm darin, wie es nach ſeiner Ausſage in der Rede, die er ſchon ſchwer leidend noch im Juni 1886 am Todestage Cavours in Turin hielt, dieſem gegangen war: „Inzwiſchen trat Cavour aus dem Miniſterium, aber er ſuchte umſonſt in angenehmen Reiſen oder in den geliebten Beſchäftigungen mit dem Ackerbau die Befriedigung, er konnte hinfort nur noch Ruhe finden in der Erfüllung der großen Aufgabe, die im Grunde ſeiner Seele lebte.“

Schon dem Tode geweiht und es wiſſend, wankte der bleiche Mann noch wenige Tage vor ſeinem Ende in die Kammerſitzungen, immer in der Abſicht, zu befeſtigen, was er begonnen hatte, die Bildung einer gemäßigten liberalen Majorität, die nach innen ruhig fortſchreitend die gewünſchten Reformen zuſtande bringen und nach außen das Bündnis mit den Zentralmächten, beſonders Deutſchland, aufrechterhalten könne.

Er brachte zu der Verwirklichung dieſer Abſicht, wie Bonghi ſagt, immer das abſolute Opfer ſeiner ſelbſt hinzu, das in

ſeiner Natur war, und den abſoluten Gedanken an die Dinge ſelbſt, der ſeine Würde ausmachte. Wie ganz dies in ſeiner Art lag, beweiſen die Worte, die er bei ſeinem letzten Beſuch in der Kammer an den Präſidenten richtete: „Erinnere dich, daß ich durchaus keine Ovation in der Kammer nach meinem Tode will.“ Sein Werk ſollte ſeine Lobrede ſein, nicht eitle Worte, ſo fühlte er und als er, ſchon ein Sterbender, auf ſeinem Lager war und ſein König und deſſen Gemahlin (die mehrere Jahre hindurch ſeine Schülerin in der lateiniſchen Sprache geweſen war und bei dem trefflichen Unterricht ſich mit ſtaunenswerter Schnelligkeit in den vollſtändigen Beſitz derſelben geſetzt hatte) zum letzten Lebewohl an dasſelbe traten, da kehrte noch einmal der Grundgedanke ſeines Lebens wieder und mit Zuſammenfaſſung der letzten Kraft hob er das Mützchen, das den Kopf bedeckte, zu ehrerbietigem Gruß empor und hauchte die Worte: „Ich hätte noch leben mögen, um noch meinem Vaterlande und meinem Könige zu dienen.“

Zwei Tage darauf ruhte er in demſelben Zimmer, in dem er geſtorben war, in ſchwarzer, würdiger Kleidung, von Blumenkränzen umgeben, von dem wechſelvollen, ereignisſchweren Leben aus. Ein feierlicher Frieden lag auf dem bleichen Angeſicht des Toten, ein Zeugnis, daß der Frieden eines in ſich einigen Lebens auch die letzten bewußten Momente des Sterbenden erfüllt hatte. Schon das Nahen des Todesengels fühlend, hatte er zu ſeiner Gattin geſagt: „Ich widerrufe nichts in meinem Leben, aber ich will in der Religion ſterben, in der ich gelebt habe,“ und der milde Prieſter, der Viktor Emanuel die letzten Tröſtungen der Religion gegeben hatte, ſtand auch an Minghettis Sterbelager, um dem Scheidenden das Geleit der Kirche in das Jenſeits zu geben.

Das ſchönſte Geleit aber, das dem Geſchiedenen zuteil wurde, war die allgemeine Trauer, die ſich bei der Nachricht von ſeinem Tode in aufrichtiger Weiſe kundgab. Ja, man kann es ſagen: an ſeinem Grabe trauerte eine ganze Nation; alle Parteiunterſchiede ſchwiegen und auch ſeine politiſchen

Gegner bekannten freimütig die Größe des Verluſtes. Francesco Criſpi, der ihm in der Aſſoziation der Preſſe die Gedächtnisrede hielt, ſchloß ſeinen ſchönen Vortrag mit den Worten: „Jetzt, wo das lange Leben des Patrioten beendet iſt, wo wir deſſen Phaſen alle in ihrer Folge und ihrem letzten Ausdruck überſehen können, dürfen wir behaupten, daß in Minghetti jene Kraft war, die wenige während ſeines Lebens ihm zugeſtehen wollten. Der roſige, künſtleriſche, liebenswürdige, geſprächige, fügſame Minghetti war ein ganzer Charakter, eine unleugbare Kraft, eine eiſerne Hand unter einem Handſchuh von Samt.“

Doch auch über ihm hat ſich nun die Welle ſchon wieder geſchloſſen, die im großen Ozean der Zeiten ein Opfer nach dem anderen verſchlingt; aber ſo wie ſeine edle Geſtalt in den Herzen derer, die ihn kannten und verehrten, unvertilgbar lebendig daſteht, ſo wird ſein Name in der Geſchichte Italiens in lichtem Scheine in der Reihe derer glänzen, denen Italien ſeine Auferſtehung von den Toten dankt. Möchten die kommenden Generationen die würdigen Enkel ſolcher Ahnen ſein!

Anhang.

Dem vorſtehenden politiſchen Charakterbilde Marco Minghettis fügen wir folgendes Programm bei, das als der Ausdruck ſeiner letzten politiſchen Gedanken kurz vor ſeinem Tode einem vertrauten Freund mitgeteilt wurde und als ſein politiſches Teſtament für ſein Land gelten kann.

„Ziel: Die Bildung einer redlichen und ſtarken Regierung, unterſtützt von einer übereinſtimmenden und feſt geſchloſſenen Majorität.

Es ſind, wie wir nicht verkennen wollen, Schritte getan worden nach dieſem erwünſchten Ziel, aber ſie ſind nicht hinreichend geweſen. Und wir glauben, daß die Zeit gekommen iſt, das Werk zu vollenden und dieſer Majorität, die in der letzten Zeit angefangen hat ſich zu bilden, Feſtigkeit und Dauer zu verſchaffen.

Es handelt ſich zunächſt hier um die Diſſidenten. Ohne zu verlangen, daß einige von ihnen in das Miniſterium eintreten, erkennen wir es doch als angemeſſen, ſie in die Majorität zu berufen, was die Erreichung des Zieles ſehr erleichtern würde. Zu dieſem Zweck müßte man ſich mit den Häuptern der Diſſidenten ſelbſt zuvor über das Programm und ihre Bereitwilligkeit, in die Majorität einzutreten, verſtändigen.

Programm.

Geſetze finanziellen und ökonomiſchen Charakters (Bilanzen, Umlauf, Zolltarife); Geſetze politiſchen Charakters (Kommunal- und Provinzialgeſetze und, wenn der Fall eintritt, ein Geſetz für die Reorganiſation der Miniſterien, wovon ſpäter die Rede ſein wird).

Man kann die Wahrheit einer uns gemachten Bemerkung nicht leugnen, nämlich: Die Gefahr liegt vor, daß, wenn einige der Häupter der Diſſidenten in die Majorität eintreten, andere Mitglieder derſelben ſie verlaſſen werden, wie dies die Art und Weiſe der Zentren iſt. Man müßte ſich daher deſſen verſichern, daß der größte Teil als Quantität und alle die beſten als Qualität wieder in die Majorität einträten, wenn das Programm, auf das oben hingewieſen iſt, ausgeführt würde und wenn ſie einen gerechten Anteil an der Regierung bekämen. Wenn es aber unmöglich wäre, dies von den Diſſidenten zu erlangen, ſo hörte doch deshalb unſere legitime Forderung an den Miniſterpräſidenten nicht auf. Im Gegenteil, es würde die Notwendigkeit noch einleuchtender, eine organiſche Majorität für die Regierung zu bilden, die wirklich fähig wäre, ſo vielen widerſpruchsvollen und zerſetzenden Elementen zu widerſtehen.

Dies iſt es, was wir von dem Miniſterpräſidenten verlangen. Sollte dieſer entſchloſſen ſein, nicht darauf einzugehen, oder die Ausführung aufs Unbeſtimmte hinauszuſchieben, ſo ſind wir für unſer Teil feſt entſchloſſen, uns unſere völlige Freiheit des Handelns zurückzunehmen. Sollte der Miniſterpräſident aber auf dieſe Ideen eingehen, ſo müßte man

vor Eröffnung des Parlaments die Methode bestimmen, die zu den genannten Folgerungen führen würde.

Wir verzichten nicht auf das Gesetz über die Ministerien, als geeignet, diese Gelegenheit herbeizuführen, die sich indessen besser durch die Prüfung der Finanzen darbieten würde. Was das Kommunalgesetz betrifft, so ist es zu fernabliegend und zu verwickelt, um es hierbei in Betracht zu ziehen. Ja, wir glauben sogar, daß, wenn die Majorität nicht vorher gebildet und befestigt wäre, es eher geeignet wäre, sie zu zersplittern als zu vereinen.

Welches auch das Thema sei, das der Ministerpräsident wählen wird, jedenfalls ist es nötig, sich erst genau über die Art der Diskussion, über ihre Führung, über die Abstimmung und die Wirkungen, die deren Folgen sein würden, zu verständigen."

Die Schritte zur Verständigung und zur Ausführung des Programms waren schon geschehen und die hohe Achtung, die Minghettis Charakter auch seinen politischen Gegnern eingeflößt hatte, zog bereits viele abtrünnige Elemente, die seiner Autorität allein sich fügten, in die Majorität hinein. Da kam der Tod und zeigte, wie gefährlich es für ein Staatsleben ist, wenn die Handlungen der Parteien, anstatt von festen, redlich befolgten Prinzipien, von einer Persönlichkeit abhängen, selbst wenn diese eine so edle, uneigennützige ist, wie die Minghettis war. Kaum war sein versöhnender, maßvoller, immer auf das öffentliche Wohl gerichteter Einfluß vorüber, so zerfiel wieder, was er zu vereinigen gesucht hatte; feindlicher als je stehen sich heute die Parteien gegenüber und könnte der edle Staatsmann jetzt in das Leben zurückkehren, er würde mit tiefer Trauer auf die Zustände seines Vaterlandes blicken und die Stunde wieder herbeiwünschen, in der sein Auge sich vor allem Erdenwirrsal schloß.

(Deutsche Revue, August 1887.)

*

Tannhäuſer in Paris und in Bayreuth

(1861. 1891.)

Unter den vielen, die mit erwartungsvollem Herzen im vorigen Jahr nach Bayreuth kamen, waren wohl wenige, denen insbeſondere die Aufführung des Tannhäuſer ein ſo tiefbewegendes Ereignis war wie mir. Fern vom Vaterland, im Exil lebend, war es mir nie zuteil geworden, der Aufführung eines der Werke Wagners, ſoweit ſie damals auf deutſchen Bühnen ſtattfanden, beiwohnen zu können. Und doch hatte ich keine größere Sehnſucht als dieſe; denn ich war durch das Leſen von Wagners Schriften vollſtändig vorbereitet und begeiſtert für die Idee des muſikaliſchen Dramas und was mir von den Dichtungen bis dahin bekannt geworden war, hatte dieſe Sehnſucht bis zum heißeſten Verlangen geſteigert. Den Winter von 1859 auf 60 verlebte ich in Paris und traf dort mit Wagner zuſammen, den ich ſchon in England perſönlich hatte kennen lernen. Er hatte das Haus der italieniſchen Oper für drei Konzerte gemietet, in denen er unter ſeiner eigenen Leitung das Pariſer Publikum mit Bruchſtücken aus ſeinen Werken bekannt machen und ſo den Weg für vollſtändige Aufführungen bahnen wollte. Wenn bei dem erſten dieſer Konzerte noch die Überraſchung und die Neuheit des Eindrucks den vollſtändigen Sieg über die von vornherein vorhandene feindliche Partei hinderten, ſo unterlag die letztere völlig in den zwei folgenden Konzerten und der enthuſiaſtiſche Beifall, der ſich in ihnen kundgab, war ein wirklicher Ausbruch der Freude, der höchſten Begeiſterung. So war alſo auch das verſtändnisfähige, unparteiiſch entgegenkommende Pariſer Publikum vorbereitet, eine vollkommene Aufführung eines der Werke des Meiſters mit würdiger Aufmerkſamkeit und voller Hingabe zu hören. Wie hätten da die Freunde nicht hoffen ſollen, daß nun endlich in der großen Weltſtadt dem Meiſter ſelbſt und ſeinen treueſten Anhängern es zuteil werden ſollte, das Kunſtwerk der Zukunft in der Gegenwart zu erleben.

Die anfänglichen freudigen Hoffnungen zerſchlugen ſich je-

doch und der ſchmerzlichen Enttäuſchung wurde für die Freunde nur Erſatz durch die Stunden in Wagners Haus, wo er den Hochbegünſtigten, zu denen ich gehörte, mit Hilfe ſeiner muſikaliſchen Schüler und Freunde, die nacheinander ſeinetwegen nach Paris kamen, am Klavier beinahe den ganzen Triſtan, die Walküre und den Tannhäuſer vortrug. Wer dies erlebt hat, wer ihn — mit ſeiner geringen Stimme — ſeine Sachen hat ſingen hören, der hat allerdings ein Verſtändnis und einen Eindruck empfangen, nach dem man ſagen muß, daß die meiſten der in ſeinen Werken tätigen Künſtler noch weit entfernt davon ſind, ſeinen Intentionen gerecht zu werden. Ganz beſonders ergriff mich bei dieſen Vorträgen die tragiſche Größe und künſtleriſche Schönheit des Charakters des Tannhäuſer, der mir ſchon aus dem Textbuch als eine der wunderbarſten dramatiſchen Geſtalten erſchienen war. Mit welchem Entzücken erlebte ich es demnach, als eines Morgens, da ich gerade bei Wagners zum Frühſtück war, die Botſchaft anlangte, der Kaiſer habe die Aufführung des Tannhäuſer in der großen Oper befohlen. Einerlei, von welcher Seite die Anregung zu dieſem Befehl gekommen war: das erſehnte Ziel war erreicht und wir begrüßten es mit wahrem Jubel. Auch ſtand bei mir der Entſchluß alsbald feſt, da ich nach England zurückkehren mußte, im Herbſt um jeden Preis wiederzukommen, um der Aufführung des Tannhäuſer beizuwohnen.

Ich führte es auch aus. Als ich im Spätherbſt nach Paris zurückkam und am Abend zu Wagners ging, fand ich den Meiſter am Klavier beſchäftigt, einer jungen Sängerin das Hirtenlied einzuſtudieren. Nachdem die Probe vorüber war, kam der Meiſter auf mich zu und ſagte: „Wie gut, daß Sie kommen, es wird eine ausgezeichnete Aufführung werden.“ Alles ließ hoffen, daß ſich dies bewahrheiten werde. Vorzügliche Kräfte waren gewonnen und beſonders für die Hauptrolle war ein berühmter Sänger aus Deutſchland berufen. Auch war man ſo bereitwillig, alles nach des Meiſters Wünſchen herzuſtellen, daß am Gelingen kein Zweifel blieb. Im Anfang ſchienen die Proben den Meiſter auch zu befriedigen

und er lud mich zu der ersten vollen Orchesterprobe ein, mit dem Zusatz, daß es schön werden würde. Es herrschte auch eine wirkliche Begeisterung unter den Musikern und Sängern und nach dem herrlichen Septett am Ende des ersten Aktes erhob sich das Orchester wie ein Mann und brachte dem Meister seine Huldigung dar. Wir waren alle in der glücklichsten Stimmung und als die Probe aus war, lud Wagner mich ein, mit ihm und seiner Frau in einem der großen Restaurants auf dem Boulevard zu Nacht zu speisen. Bei dem Mahl war der Meister innig bewegt und erzählte, wie er der jungen Marie Sachs, der Sängerin der Elisabeth, die stumme, pantomimische Antwort auf Wolframs Frage, nach dem Gebet, einstudiert habe. Ihre Gebärde sollte ausdrücken: „Ich danke dir für deine zarte Freundschaft, aber mein Weg geht allein, dorthin", indem sie gen Himmel zeigte. Tief glücklich ergriffen und von freudigster Hoffnung erfüllt, gingen wir in der Nacht nach Hause.

Allein es kam anders. Nach und nach umdüsterte sich des Meisters Stirn und Befürchtungen aller Art stiegen herauf. Wir, die Freunde, wünschten sehnlich, daß der Meister selbst die Leitung des Orchesters übernehmen möchte und hofften damit, noch alles gerettet zu sehen. Aus verschiedenen Gründen geschah dies nicht und der Unverstand des Orchesterchefs ließ alles befürchten. Inzwischen hatte sich auch die bekannte Kabale der Herren des Jockeyklubs gebildet und alle bösen Leidenschaften der korrumpierten aristokratischen Jugend und des politischen Hasses rüsteten sich, das Gelingen des Werkes zu hindern.

Dennoch war die Generalprobe, der ich beiwohnte, so ungestört für den Eindruck des Ganzen, daß ich hohen Genuß davon hatte, wenngleich eine Menge Einzelheiten zu wünschen übrig ließen. Beim Herausgehen traf ich aber den Meister und sah auf seinem verstörten Antlitz, wie wenig er befriedigt war. Es kam die erste Aufführung am 13. März 1861. — Die Einleitung, sowie die Szene im Venusberg verliefen ruhig, und wenn auch das Ballett weit hinter dem zurückblieb, was Wag-

ner gewollt hatte, ſo war der ganze Eindruck doch ein mächtiger und wir hofften ſchon, es werde möglich ſein, den gut geſtimmten Teil des Publikums mit dem Werke bekanntzumachen. Aber kaum hatte ſich die Wandlung vollzogen und war dem düſtern Venusberg die rührend heitere Friſche des Waldmorgens unter der Wartburg in vollendet ſchöner Inſzenierung gefolgt, ſo begann bei den erſten Tönen des Hirtenliedes der hölliſche Lärm. Der Kampf zwiſchen den ſchamloſen Feinden und den Vorurteilsloſen, die zu hören verlangten, dauerte den ganzen Abend fort, ohne daß es jedoch den erſteren gelang, den Vorhang zum Fallen zu bringen. Alles Lob gebührte dabei den Sängern, die ſich nicht irre machen ließen und, wenn der Lärm den Geſang unterbrochen hatte, unerſchrocken bei derſelben Note wieder anfingen, wo ſie hatten aufhören müſſen. Der zweiten Aufführung ging es nicht beſſer. Der Meiſter wollte bereits die Partitur zurückziehen und ließ nur auf Bitten der Freunde, die doch noch an die Möglichkeit einer ungeſtörten Aufführung glaubten, die dritte geſchehen, wohnte dieſer aber nicht mehr ſelbſt bei.

Daß unter dieſen Umſtänden an einen vollkommenen Eindruck nicht zu denken war, verſteht ſich. Und dennoch war ſelbſt dieſer geſtörte mächtig genug geweſen, um in dem beſſeren Teil des Publikums die Empörung über das ſkandalöſe Betragen der vornehmen Herren und das Bedauern, daß man das Werk nicht hatte würdigen können, wachzurufen. Hat man nun geſehen, welchen vollſtändigen Sieg der Lohengrin im vergangenen Jahr*) in Paris errang, trotz der politiſch viel ſtärkeren Aufgeregtheit und der ebenfalls vorbereiteten Gegendemonſtrationen, ſo muß man ſagen, daß es nicht die Unfähigkeit des Pariſer Publikums war, die es hinderte, den Tannhäuſer vollſtändig zu würdigen. Wem aber trotz allem die wundervolle Bedeutung des Werkes aufgegangen war, dem blieb die größte Sehnſucht, es in einer würdigen Aufführung zu hören, und der Erfüllung dieſer Sehnſucht ging ich entgegen, als ich im vorigen Jahr nach Bayreuth reiſte. Was

*) 1891.

ich da ſah und hörte, gab mir die tiefſte Überzeugung, daß der Tannhäuſer ſich in jeder Beziehung als den ebenbürtigen Vorläufer ſeiner großen Brüder, Triſtan, Meiſterſinger, Nibelungen, Parſifal, betrachten darf. War auch einzelnes kaum beſſer als in Paris, ſo war doch nun der Eindruck *im Ganzen* ein vollſtändiger und nichts ſtörte mehr darin. Die Szenerie war vielleicht ebenſo ſchön geweſen in Paris, das Feſt im Saale der Wartburg ebenſo prächtig, für die Rolle der Eliſabeth in der jugendlichen Marie Sachs eine Sängerin gefunden, der die ſchönſten Stimm-Mittel zu Gebote ſtanden. Aber die hohe Einheit des künſtleriſchen Gedankens, wie ſie *hier* zu vollendetem Ausdruck kam, war wohl *noch nie* dageweſen und ließ kleine Unvollkommenheiten der Darſtellung vergeſſen. Die Überzeugung befeſtigte ſich, daß der Tannhäuſer ohne Frage einer der wundervollſten tragiſchen Helden iſt, welche die Poeſie hervorgebracht hat, ſo wie ihn Wagner von allem Beiwerk der Sage befreit und zum wahren Typus des in voller Lebensglut mit den zwei Gewalten, die „ach! in des Menſchen Bruſt wohnen", ringenden Genius gebildet hat. Dieſer gewaltige Kampf, der ſich in den zwei Namen Venus und Eliſabeth verkörpert und in dem Finale des zweiten Aktes den erſchütterndſten Ausdruck findet, macht den Tannhäuſer noch intereſſanter als Triſtan, der uns mehr rührt, während jener uns fortreißt. Und die Erlöſung durch die reine Liebe, wie ſie als der herrlichſte Schlußgedanke durch Wagners ſämtliche Werke geht, wo wäre ſie ſchöner dargeſtellt als im Tannhäuſer? Mit Recht gehörte daher dies Werk in ſeiner jugendlichen Friſche nach Bayreuth, wo es nun als erſte Stufe der Himmelsleiter ſteht, auf der wir in das ideale Reich der Gralsburg ſteigen. Hoffentlich erleben wir es noch, die ganze Reihe der herrlichſten dramatiſch-muſikaliſchen Werke, die je dageweſen, in chronologiſcher Folge in Bayreuth zu hören. Dann erſt wird die große Aufgabe gelöſt ſein und wir werden es dann ſtolz ſagen dürfen: „Wir haben eine deutſche Kunſt." (Bayreuther Blätter 1892.)

*

Italieniſche Sommerfriſchen

Dieſer Sommer*) hat die Geduld mancher eine erquickende Sommerfriſche Suchenden auf eine harte Probe geſtellt, denn wenn man ſich nicht in die hohen Alpen begeben wollte, fand man an den meiſten Orten die ungewöhnliche Hitze dieſes Hochſommers vor und mußte von einem Ort zum andern wandern, um wirkliche Friſche zu finden. Wir hatten uns zuerſt, die Freunde von Norden, ich von Süden kommend, an einem Ort am ſüdlichen Abhang des Gotthard begegnet, der jetzt, beſonders von Mailand aus, ſtark beſucht wird. Der Ort heißt Faido, iſt eine der Stationen der Gotthardbahn, 800 Meter über dem Meer gelegen, in einem etwas engen Alpental, in dem der Ticino, ſchöne Waſſerfälle bildend, längs einer ſteilen, mit Tannen bedeckten Felſenwand dahinbrauſt, während auf der anderen Seite grüne, mit Kaſtanien und anderem Laubholz bewachſene Höhen ſich allmählich erheben. Der eigentliche Ort liegt etwas unterhalb der Station, wo das Tal ſich ein wenig erweitert und hat ein altes, ſtark beſuchtes Gaſthaus, eine Piazza mit netten Häuſern, Läden, Apotheke uſw. Bei zunehmendem Beſuch aber hat ſich der Unternehmungsgeiſt raſch entwickelt und es ſind nun ſchon, nahe der Station, zwei neue Wirtshäuſer entſtanden, die geräumigere Zimmer als jenes unten, gute Koſt und Bedienung, dabei hübſche Gärten und leichteren Aufſtieg zu den Höhen haben. Man hat hier Gelegenheit, den koloſſalen Verkehr auf der Gotthardſtraße zu bewundern. Vielen wird freilich der Lärm der unaufhörlich ſich folgenden Züge unangenehm, aber am Tag entgeht man ihm durch Wandern in der Gegend und in der Nacht iſt er bedeutend geringer, da nur die Perſonenzüge gehen und der Schlaf durch die ſtärkende Luft ſo feſt und geſund wird, daß man nichts hört. Denn als Luftkurort iſt Faido ſehr zu empfehlen, es iſt nicht ſo hoch, um dem plötzlichen Einbruch von Schnee und Eis ausgeſetzt zu ſein wie die hohen Alpentäler und doch hoch genug, um der allzu heißen Sonne den Zutritt

*) 1895.

zu wehren, während der raſch dahineilende Ticino ſtets einen kühlenden Luftſtrom mit ſich führt. Ich weiß von vielen Fällen, wo Kranke bei längerem Verweilen hier völlige Geneſung gefunden haben und manche, die einmal gekommen ſind, kehren gern zurück. Meine nordiſchen Freunde*) aber verlangten mehr nach dem Süden und ſo verließen wir den freundlichen Ort nach einiger Zeit und fuhren hinunter an den König der italieniſchen Seen, den Lago maggiore, nach Streſa, dem friſcheſten und ſchönſtgelegenen der Orte an ſeinen Ufern. Wahrhaft majeſtätiſch breitet ſich die Waſſerfläche hier aus, umgeben von den kühn und maleriſch geformten Bergen, die ſich zum Teil ganz ſelbſtändig in ſeltſamen Verſchiebungen erheben, ſo beſonders der zweigipflige Saſſo di ferro, der in der Form ſehr dem Veſuv ähnelt. Bei ſehr hellem Wetter ſollen auch die Schneegipfel des Monte Roſa zu ſehen ſein, da aber die höheren Berge, der Hitze wegen, ſtets von einem Nebelſchleier umgeben waren, ſo wurde uns dieſer Anblick nicht zuteil. Dagegen ſtrahlten die Ufer mit ihrer prachtvollen Vegetation und die lieblichen borromeiſchen Inſeln in voller Sommerherrlichkeit. Der Beſitzer dieſer letzteren, der Graf Borromeo, wohnt mit ſeiner Familie im Sommer auf der Iſola bella, der berühmteſten derſelben, welche ſchon durch Jean Paul, der ſie nie geſehen hatte, merkwürdigerweiſe in ſeinem Roman „Titan“ ſo genau beſchrieben iſt, daß man ſie ſeit langem zu kennen glaubt, noch ehe man jemals dort war. Die Inſel iſt einſt ein platter Fels geweſen mit wenigem Baumwuchs, wurde aber in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts von einem Grafen Borromeo mit einem Schloß und terraſſenartigen Gärten geſchmückt. Das Schloß enthält in ſeinen zahlreichen mit fürſtlicher Pracht, wenn auch nicht immer mit beſtem Geſchmack, ausgeſtatteten Räumen manche hiſtoriſche Erinnerung, ſo u. a. das Schlafzimmer Napoleons I., der hier einige Tage vor der Schlacht bei Marengo weilte mit Berthier, deſſen Schlafſtätte auch gezeigt wird. Welche Gedanken mögen in dieſen Nächten

*) Familie Monod.

durch des Welteroberers Seele gezogen ſein! Noch war er weit von der Erfüllung ſeiner ſtolzen Träume; er träumte ein Weltreich und es mögen ihn hier Zweifel beſchlichen haben, ob er es gründen werde, aber ſicher dachte er nicht, daß ſein Siegeslauf auch auf einer Inſel, aber fern im Ozean, als ein Gefangener und von der Welt Geächteter enden würde. Seine Initiale N ſchnitt er in die Rinde eines der Bäume im Garten ein und der Baum bewahrte ſie treulich als ein memento mori für alle, die über das Maß menſchlicher Kräfte hinaus nach Macht ſtreben. Der Graf Borromeo ſcheint ſolchem Ehrgeiz fern zu ſein; dagegen aber den edleren zu haben, nicht um Geldeswert ſeinen köſtlichen Beſitz zu ſchmälern; nahe bei Iſola bella liegt ein kleines Stück Erde über dem Waſſer, das kaum den Namen Inſel verdient, mit ein paar dürftigen Bäumchen darauf, und für dies winzige Eiland hat ihm ein Rothſchild eine koloſſale Summe geboten, wohl in der Hoffnung, durch künſtlichen Aufbau eine Iſola ancora piu bella über den Waſſern aufſteigen zu laſſen. Der Graf hat es aber abgeſchlagen.

Iſola madre mit einem kleineren unbewohnten Palaſt hat eine noch wunderbarere Vegetation als die vorher genannte Inſel. Die ſeltenſten exotiſchen Bäume ſind hier in ſolcher Vollendung durch üppigen Schlingpflanzenwuchs verbunden und mit niederem Geſträuch der mannigfachſten Art begleitet, daß man ſich faſt in einem Urwald träumen könnte. Dies wurde von Frau Förſter-Nietzſche bejaht, der Schweſter des kranken Philoſophen, die ſich auch in Streſa befand und mit uns die Inſel beſuchte. Dieſe hart geprüfte Frau fand dort alte Bekannte aus den Urwäldern von Paraguay, in deren Nähe ſie zehn Jahre verlebte und wo ſie, als das Schickſal ihr in grauſamer Weiſe den geliebten Gatten geraubt hatte, mit für eine Frau ſeltenem Mut und kühner Energie die Direktion der Förſterkolonie von Neu-Germanien übernahm. Ein noch traurigeres Schickſal rief ſie nach Deutſchland zurück: die Erkrankung ihres heißgeliebten Bruders, deſſen Pflege ſie nun mit der Mutter teilt. Ihren Troſt findet

ſie jetzt in der Beſchäftigung mit den Werken Nietzſches, in deſſen Papieren ſie wertvolle, ganz fertige Arbeiten aus ſeiner früheſten Zeit in Baſel vorgefunden hat, die der Veröffentlichung entgegengehen. Viele meinen, daß ſie dabei in etwas zu auffälliger Weiſe verfahre und daß eher ein ehrfurchtsvolles Schweigen das traurige Schickſal des umnachteten Geiſtes umgeben ſollte. Aber der ungeheure Anhang, den Nietzſches Schriften gefunden haben, fordert gleichſam die Oeffentlichkeit heraus und jedenfalls hat Frau Förſter der an ihrem Bruder teilnehmenden Welt eine ſchöne Gabe bereitet durch den erſten Band der Biographie, der unlängſt erſchienen iſt. Mit vielem Takt hat ſie darin hauptſächlich nur Material aus den Kinder- und Jünglingsjahren Nietzſches gegeben und faſt ganz alle perſönlichen Erläuterungen vermieden, ſo daß man ſich das Bild der urſprünglich ſo edlen und reich begabten Natur aus ſeinen eigenen Äußerungen herſtellen kann, ohne dabei ſchweſterliche Parteilichkeit fürchten zu müſſen. Man ſieht aus dem Buche, wie frühreif der ernſte Geiſt des Knaben war, ſo daß ſein muſterhaftes Betragen und ſein Lerneifer ihm ſo ſehr die Herzen ſeiner Lehrer gewannen und ihn mit ſolcher Auszeichnung nennen ließen, daß ſeiner Mutter eine Freiſtelle in Schulpforta für ihn angeboten wurde, die ihn dann auch in dieſe Erziehungsanſtalt führte, wo er aber, obgleich er unter der ſtrengen Zucht der dort herrſchenden Disziplin ſtand, doch den ihm angeborenen Hang zu Poeſie und Muſik nicht verlor. Frau Förſter ſteht nun vor der bei weitem ſchwereren Aufgabe des zweiten Teils, mit deren Löſung ſie jetzt beſchäftigt iſt. Auch verſpricht ſie für ſpäter Mitteilungen aus ihrem Leben in Paraguay, die gewiß ſehr intereſſant ſein werden.

Streſa iſt der Sommeraufenthalt der Herzogin von Genua, Mutter der Königin von Italien, die einen Teil ihrer Jugendjahre daſelbſt verbrachte und auch jetzt jeden Sommer einen kurzen Aufenthalt hier nimmt. Der Palaſt der Herzogin liegt inmitten eines ſchönen Gartens, der bis an den See hinunter geht. Während unſerer Anweſenheit in Streſa empfing

ſie den Beſuch des Herzogs von Aoſta mit ſeiner jungen Frau, der Prinzeß von Orleans. Es iſt unglaublich komiſch und rührend naiv, wie ein derartiger Beſuch von der Bevölkerung eines kleinen Ortes in Italien empfangen wird. Man tat ſein Beſtes, um es feierlich zu machen; Fahnen wurden aufgepflanzt; die Allee, die von dem Landungsplatz der Dampfſchiffe nach dem herzoglichen Palaſt führt, wurde durch Blumentöpfe, die zwiſchen die Bäume der Allee geſtellt wurden, geſchmückt; eine Stadtmuſikbande war aus einem benachbarten größeren Ort herbeigerufen, um den unvermeidlichen inno reale zu ſpielen, der bei jeder Gelegenheit, wo Perſonen der königlichen Familie erſcheinen, vorgetragen werden muß. Schließlich zog die Geſellſchaft der Veteranen, mit ihren mit Federn gezierten Hüten und mit Fahnen, dem Landungsplatz zu, um die Ehrenwache zu bilden und Böllerſchüſſe ertönten, als das Schiff in Sicht kam, das die fürſtlichen Gäſte brachte. Am Land ausgeſtiegen, kamen dieſe zu Fuß durch die abgeſperrte Allee, um den nahen Palaſt zu erreichen, während die Bevölkerung ſie, teils laufend, teils gehend, auf der breiteren Straße begleitete, mehr mit nichtsſagendem Geſchrei als mit enthuſiaſtiſchen Zurufen.

Die Bevölkerung von Streſa, wie überhaupt dort an den Seen, iſt nämlich durchaus nicht monarchiſch, ſondern ganz republikaniſch geſinnt. Wir fragten einen der Bootsleute, der uns auf dem See fuhr, ob viele in der Bevölkerung ſo dächten wie er, da er ſich uns als Republikaner bekannt hatte. Mit dem feinen Witz des italieniſchen Volkes antwortete er: „giusto il doppio della metà“, (gerade das Doppelte der Hälfte). Er erzählte dann, wie die Regierung jetzt damit umgehe, den Fiſchfang, beſonders der trefflichen Lachsforellen des Sees, zu monopoliſieren und damit den armen Fiſchern die einzige Erwerbsquelle des Winters zu nehmen. Bisher zahlten ſie nur eine geringe Pacht an den Grafen Borromeo, welcher der eigentliche Herrſcher des Sees iſt. Auch haben ſie Proteſt eingelegt und die Herzogin von Genua hat ihre Fürſprache verſichert. Sie wird überhaupt, ihrer Mildtätigkeit

wegen, geliebt, während man das jetzige Gouvernement mit ironiſcher Geringſchätzung beurteilt. Es gibt wohl überhaupt jetzt im ziviliſierten Europa kaum eine Regierung, die ſchärfer im Volk verurteilt wird als die, welche augenblicklich Italien beherrſcht und die glänzenden Feſte, die man feiert und bei denen man in prahleriſchen Phraſen die Größe des Vaterlandes preiſt, heben nur deſto ſchneidender das Elend hervor, das jetzt wieder Tauſende von der Heimat weg in das Exil des fernen Weſtens treibt, in der Hoffnung, daß man dort wenigſtens nicht zu verhungern braucht.

Aber nicht bloß politiſch, auch religiös-moraliſch hat in jenen Gegenden am Lago maggiore ein freierer, edlerer Geiſteshauch geweht. Dort lebte und wirkte Antonio Rosmini, der edle, philoſophiſch aufgeklärte und wahrhaft religiöſe Prieſter, deſſen Lehren der beſſere Teil des jungen Klerus angehört und der unter den bedeutenden Männern Italiens Freunde und Jünger zählte, den aber die Zeloten und Intranſigenten im Vatikan ſo haßten, daß Pius IX., der ihn zum Kardinal ernannt hatte, nachgeben und die Ernennung widerrufen mußte. Rosmini ſtarb infolge der vielen Kränkungen am gebrochenen Herzen und iſt in der Kirche des Rosminianerkollegiums oberhalb Streſa begraben.

Die ungewöhnliche Hitze dieſes Hochſommers, die von der glänzenden Seefläche noch erhöht zurückgeſtrahlt wurde, trieb uns von dieſem ſchönen Aufenthalt hinweg, um nochmals eine mäßige Höhe aufzuſuchen, wieder an einem See, der nicht fern von Streſa 400 Meter hoch liegt und nach dem kleinen Städtchen Orta, an ſeinem Ufer gelegen, genannt wird. Von Streſa fährt man zu Wagen nach Feriolo, immer längs des Sees, wo ſich ein bedeutender Betrieb mit den Granitblöcken, die in den benachbarten Steinbrüchen abgeſprengt werden, befindet, der Hunderte von Arbeitern beſchäftigt, welche die Blöcke zu mannigfachem Gebrauch behauen, wonach ſie dann auf Boote geladen und mittels der vielen Flüſſe, die in den See münden, verſchickt werden, ſogar bis nach Rom.

So plündert und verunstaltet der Mensch gar oft die Natur für seine egoistischen Zwecke, denn die bloßgelegten, nackten Felsgerölle, die einst herrliches Waldgrün bedeckte, bringen eine wenig schöne Note in die Harmonie dieser Gegend.

Von Feriolo, das vor einigen Jahren durch plötzliches Steigen der Wasser des Sees versenkt und vollständig in der Tiefe begraben wurde, nun aber am Ufer neu und freundlich auferstanden ist, fährt man mit der Eisenbahn nach Orta, an dem Ufer des gleichnamigen Sees gelegen. Der See wird in zwei beinah gleich große Hälften geteilt durch den Sacro Monte d'Orta, eine bewaldete, ziemlich steile Anhöhe, auf der sich ein Gasthof befindet, mit Recht Belvedere genannt, in dem wir einkehrten und Tage innigster Befriedigung verbrachten. Der Monte Sacro ist ein Wallfahrtsort, dem heiligen Franziskus geweiht. Zwanzig einzelne Kapellen, zum Teil sehr hübsch mit Säulenportikus, liegen auf der Höhe zerstreut und enthalten in lebensgroßen Figuren aus Terrakotta, die auf einem gemalten Hintergrund hervortreten, die Lebensgeschichte des Franz von Assisi, von seiner Geburt an bis zu seinem Tod. Die Sitte dieser Darstellungen, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, ist sehr verbreitet in jenen Gegenden Norditaliens. In dem nicht fernen Varallo befindet sich ein Kalvarienberg, dessen Gruppen wahren Kunstwert haben sollen. Auch hier, auf dem Monte d'Orta, sind einige der Darstellungen sehr gelungen und interessant ist die Versammlung des heiligen Kollegiums, wo Franziskus heilig gesprochen wird und Bischöfe und Kardinäle in langen Reihen sitzen, da dies jedenfalls, was Anordnung und Kostüme betrifft, eine getreue Nachahmung der Zeit ist.

Der ganze Berg ist mit mächtigen Bäumen der verschiedensten Nadelholzarten bedeckt, die einen würzigen Duft ausströmen und in deren Schatten die schönsten Plätze zum Verweilen einladen. Tief unten liegt der See, von ansehnlichen und malerischen Höhen umgeben, die sich in seinen stillen Wassern spiegeln und mit kleinen Orten und Villen besät sind. In der Mitte des Sees befindet sich die kleine Insel San Giulio, ganz

mit Wohnungen bedeckt, wie ein seliges, weltentrücktes Asyl glücklicher Menschen, das sie natürlich, in der Nähe gesehen, nicht ist. Früher befuhren zwei Dampfschiffe den See, um den Verkehr zwischen den verschiedenen Orten zu erleichtern, aber seit die Eisenbahn längs des Ufers hinläuft, hat die Schiffahrt aufgehört, doch Boote führen von Orta nach der Insel hinüber. Sie hat auch ihre Legende. Es ist der Vorzug des christlichen Mittelalters, wie es der der antiken Welt war, daß es die Orte und Begebenheiten des täglichen Lebens durch liebliche Legenden schmückte, wie jene es durch Mythen tat. Nietzsche sagt einmal in einer seiner ersten und schönsten Schriften, daß sich unser Horizont erst wieder mit Mythen umstellen müsse, damit das Leben wieder schön und poetisch würde. Nun, hier ist der legendäre Held der heilige Julius, der im Jahre 379 aus Griechenland kam, um diese Gegenden zu evangelisieren. Es heißt, daß ein Bootsmann sich weigerte, ihn nach der Insel hinüberzuführen, da trat der Heilige auf einen Stein, nach anderen auf seinen Mantel, und fuhr so hinüber. Als er nun eine Kirche bauen wollte, verweigerte eine reiche Frau, die er darum anging, ihm das Geld, worauf alsbald ein Balken vom Gerüst herunterfiel und sie erschlug. Diese und noch andere Begebenheiten aus seinem Leben erzählen uralte Reliefs aus grobem Stein, die in der Sakristei der Kirche aufbewahrt werden. Diese Kirche, wie man sagt von ihm gegründet, ist öfter restauriert worden, hat eine schöne Kanzel im romanischen Stil, Fresken aus der Schule Luinis und in der Krypta unter dem Hochaltar den Sarg des Heiligen, prächtig aus Kristall und Gold gefertigt. Ich sollte außer in dieser Kirche noch mehr Gelegenheit haben zu bewundern, wie selbst in diesen von der großen Flut der Reisenden abseits liegenden Gegenden immer noch, das was der katholische Kultus geschaffen hat, das Reichste und Bedeutendste ist. Welch eine staunenswerte Weltmacht war die Kirche, die zur Verherrlichung der absoluten Idee überall, auch inmitten irdischer Armut und Verlassenheit, die Stätte schuf, wo ein Gefühl des Erhabenen die Seele durchdringen und dem Gemüt Flügel

verleihen ſollte, um ſich über das Vergängliche zu dem Bewußtſein des Unvergänglichen aufzuſchwingen.

Bei der Rückfahrt im Boot kam es wie gewöhnlich in dieſen Gegenden infolge der liebenswürdigen Intelligenz der Leute aus dem Volke zu einem lebhaften Geſpräch mit dem Schiffer, der ſich, ſo wie die Leute in Streſa, als entſchiedener Republikaner kundgab. Als wir ihn nach dem Deputierten des Ortes fragten, welcher Geſinnung der ſei, zuckte er die Achſeln und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „va coll' acqua“ (er ſchwimmt mit dem Strom). So gut kennt das Volk ſeine Leute! Welche Mittel müſſen daher bei den Wahlen angewendet werden, um trotzdem Deputierte in das Parlament zu ſchicken, die bereit ſind, eine gefällige Majorität für die Regierung zu bilden, anſtatt für die lokalen Intereſſen ihrer Wähler zu ſorgen.

Von dem herrlichen Sacro Monte d'Orta mit ſeinem weiten Nadelholzhain, unter dem es ſich ſo gut denken und träumen läßt in Geſellſchaft des heiligen Franziskus (auch einer von denen, die ihr Leben daran ſetzten, ein Ideal zu verwirklichen, ohne es zu erreichen!), kann man die ſchönſten Ausflüge machen; gute Fußgänger auf die Höhen, von wo man in die große Alpenwelt hineinſieht; ſolche, denen Alter und geringere Kräfte das nicht mehr geſtatten, zu Wagen auf trefflich geführten, ſchön beſchatteten Straßen, zwiſchen parkähnlichen, mit Bäumen beſetzten Wieſenplätzen, Villen mit ſchönen Gärten und herrlichen Fernblicken, zu den Orten der mäßigeren Höhen in der Umgebung des Sees. Ein beſonders ſchöner Ausflug iſt der nach dem dem Sacro Monte gegenüberliegenden Miaſino, einem Ort mit freundlichen, reinlichen Häuſern und einer bemerkenswerten, reich ausgeſtatteten Kirche, welche, hoch gelegen, den Ort beherrſcht. Die Tribünen ſind mit prächtigen, teils vergoldeten Reliefs geſchmückt; ſehr originelle Pilaſterverzierungen, einige Bilder von Wert, ein reizend gearbeitetes Sakramenthäuschen, ein mit den koſtbarſten Marmorarten bekleideter Hochaltar, bilden den inneren Schmuck der Kirche, die 1620 erbaut worden iſt. Von hier aus führt die Straße in oben beſchriebener Art nach Ameno, einem ebenfalls lieb-

lichen Ort, und nun öffnet ſich über die gegenüber am See liegenden Höhen hinüber der Blick auf die wundervollen Eisgipfel des Monte Roſa, der gleich einer Fata Morgana nach der einen Seite bis an den Mont Cervin, nach der andern bis an die Spitzen des Miſchabel, des Fletſchhorns und anderer wie ein blitzendes Zauberland vor dem tiefblauen Himmel erſcheint.

So unendlich viel Schönes reiht ſich um dieſen Monte d'Orta, daß er auch der Erinnerung ein Monte Sacro wird und man nur mit Bedauern aus den freundlichen Räumen des gut gehaltenen Hotels Belvedere ſcheidet. Es war nun einmal dies Jahr die Reihe an den Seen und es wurde beſchloſſen, über den Comer See nach Lugano zu gehen und dort am See die letzten Tage zu verweilen, ehe die große Straße, die hier vorüberzieht, die froh Vereinten wieder trennen würde, die einen nach Norden, die andern nach Süden führend, zum Troſt beladen mit den Erinnerungen ſchön verlebter Stunden — der einzige Beſitz, den kein Geſchick uns rauben kann.

Glücklicherweiſe gönnte uns auf dem Wege nach Como der Wechſel des Zugs in Saronno eine Stunde Zeit, um abermals ein Heiligtum zu beſehen, das in höchſtem Grade Sehenswertes enthält. Hier hat man Gelegenheit, die beiden Maler zu bewundern, die dieſen ganzen Teil der Lombardei beherrſchen. Herrliche Platanenalleen führen zu dem Sanctuarium, das 1498 zu bauen begonnen, aber erſt ſpät beendet und dann meiſt im Barockſtil gebaut wurde. Das Innere der Kuppel iſt von Gaudenzio Ferrari mit einem Engelchor bemalt und an den Wänden ſind Fresken von Luini, die zu dem Schönſten gehören, was dieſer produktive Künſtler hervorgebracht hat. Ganz beſonders gefiel mir Chriſtus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel. Die noch knabenhafte Geſtalt, in der ſchon göttliche Weisheit leuchtet und die Gelehrſamkeit alter Pedanten beſchämt, iſt auf das liebenswürdigſte dargeſtellt.

Welch ein Land, dies Italien, wo man nur ſo zwiſchen zwei Zügen einen herrlichen Kunſteindruck mitnehmen kann, um

dann nach kurzer Fahrt in eine Provinzialſtadt zu gelangen, wo neben moderner Induſtrie doch wieder des Schönen und Erhabenen aus alter guter Zeit ſo viel auf den Beſchauer wartet. Ach, ſchönes Italien, warum biſt du deiner Vergangenheit jetzt nicht wert? Warum vergeudeſt du das Leben deiner Jugend und die Millionen, die dem Schweiße deines Volkes abgewonnen werden, an die öde Kolonialpolitik, die dürre Frucht eitlen Größenwahns, anſtatt beides, rüſtige, junge Kräfte und Geld, im Dienſte innerer Kultur zu verwenden? Wer würde dich nicht gern friedlich wieder aufblühen ſehen, ohne dich zu ſtören, während jene ſchlauen Halbwilden, die dir überlegen ſind durch die Bedingungen des Bodens und des Klimas, die ſie erzogen haben, nichts von der Ziviliſation wiſſen wollen, die du ihnen anbieteſt, und dir ſtets geheime Feinde bleiben werden.

Nach kurzer Fahrt kamen wir von Saronno nach Como und hatten noch Zeit, den herrlichen Dom zu bewundern, von Rodari im 15. Jahrhundert aus dem gotiſchen in den romaniſchen Stil überführt, eine Kirche von ſchönſten Proportionen und architektoniſch reich geſchmückt. Sie enthält auch wieder wertvolle Bilder von Gaudenzio Ferrari und Bernardo Luini, und wie immer die Renaiſſance in ihre Kunſtſchöpfungen auch ganz chriſtlicher Art die Antike in mancherlei Formen miſchte, ſo ſind hier zu beiden Seiten des ſchönen Hauptportals an hervorragender Stelle zwei ſitzende Statuen in antiken Gewändern angebracht, von denen eine darunter befindliche Inſchrift verkündet, daß die eine Plinius der ältere, die andere Plinius der jüngere ſei. Man kann nicht umhin, zu lächeln über dieſe heidniſchen Wächter des chriſtlichen Heiligtums und ſich zu freuen über den Geiſt nobler Toleranz, der damals in der Kirche geherrſcht hat und ſie das Hohe, menſchlich Würdige, auch abgeſehen vom kleinen dogmatiſchen Bekenntnis, zu ehren lehrte.

Am Morgen darauf trug uns das Dampfſchiff über den Comer See, deſſen Zauber zu bekannt ſind, um auch davon zu reden und der nur den einen Fehler hat, daß ſeine Ufer zu ſehr

mit Hotels und Penſionen gleich der Schweiz überladen ſind. Nach kurzer Fahrt auf einer originellen kleinen Bahn, welche die beiden Seen verbindet, beſtiegen wir abermals ein Schiff und fuhren über den See von Lugano nach der Stadt gleichen Namens. Sie hat, obgleich der Schweiz zugehörig, ein durchaus italieniſches Ausſehen, das Klima iſt italieniſch und die herrſchende Sprache iſt die italieniſche. Unmittelbar neben ihr erhebt ſich der Berg San Salvadore über 900 Meter hoch, auf den jetzt eine Bergbahn bequem hinaufführt, und von deſſen Höhe man eine ſchöne Ausſicht auf den See und die rings ſich auftürmende Gebirgswelt genießt. In der Stadt hat auch wieder Luini ſehr bemerkenswerte Spuren ſeiner Tätigkeit hinterlaſſen. In der Kirche St. Maria degli angeli ſteht man gleich beim Eintreten vor einem Fresko, die Kreuzigung darſtellend, das die ganze Breite der Kirche einnimmt und die Wand der Chorbühne bedeckt. Es iſt eine gruppenreiche Darſtellung; ſehr ſchön und ergreifend iſt die Gruppe der Mutter mit den Frauen, ſehr kraftvoll und bewegt die der Soldaten, die ſich in die Kleider teilen; ſchön der Ausdruck des reuigen Schächers, deſſen gerettete Seele bereits von Engeln erwartet wird, während der Dämon über dem anderen lauert, um ihn zur ewigen Verdammnis zu führen. Oben auf einem zweiten Plan ſind in verkleinertem Maßſtab die übrigen Szenen der Leidensgeſchichte dargeſtellt. Dies großartige Fresko iſt gewiß eines der bedeutendſten Werke des liebenswürdigen Malers, wo ſeine vorherrſchende Anmut und Lieblichkeit einem ernſten, männlichen, dramatiſch bewegten Ausdruck in Zeichnung und Farbe Platz gemacht haben. Dagegen enthält eine Seitenkapelle nun wieder eine ſeiner holdſeligſten Madonnen mit dem Jeſuskind, dem kleinen Johannes und dem Lamm, ferner ein Fresko mit dem Abendmahl, das beſonders in der Hauptfigur ſicher unter der Inſpiration von ſeines großen Meiſters erhabenem Werk entſtanden iſt. Kurz, auch hier hat italieniſche Kunſt ſchöne Spuren hinterlaſſen und hat den Reizen der Natur den Stempel geiſtigen Lebens hinzugefügt. Die Natur aber hat Lu-

gano reich bedacht und es iſt nicht zu verwundern, daß jetzt viele Nordländer, Sonne ſuchend, ſich für längeren Aufenthalt dorthin begeben, da auch für gutes Unterkommen geſorgt iſt in den vielen Hotels und Penſionen, die ſich längs des Sees, am Fuß des Salvadore, eingerichtet haben. Das andere Ende des Halbkreiſes, in dem die Stadt den See umſchließt, wird durch eine herrliche Villa gebildet, deren prächtige, dicht gedrängt ſtehende Bäume wie ein dunkelgrünes Band das Panorama abſchließen. Es iſt die Villa Ciani, deren jetziger Beſitzer Fremden den Eintritt gewährt. Ich hatte ein Buch in der Hand, auf deſſen Titel der Name Mazzini groß gedruckt zu leſen war. Die Aufſeherin, die uns führte, ſah dies und ſagte: „Mazzini war ein großer Freund der Herren Ciani, der zwei Onkel des jetzigen Beſitzers, und iſt oft in dieſer Villa geweſen.“ Daß Mazzini die letzten Jahre ſeines Lebens in Lugano verbracht hatte, wußte ich; und nun rief dieſer Ort, den er oft betreten, im Verein mit dem Buch, das die edle Perſönlichkeit dieſes Märtyrers in ſchönſtem Lichte zeigt, eine ſo lebhafte Erinnerung an eine ſchon ferne Vergangenheit zurück, daß ſich mir damit die genußreiche Gegenwart, die nun zu Ende ging, zu dem Seufzer vereinte: „Das iſt das Los des Schönen auf der Erde: Vergehen.“

(Nach dem Manuſkript gedruckt.)

*

Auf dem Monte Oliveto Maggiore

Ich verließ Rom an einem Junitage bei herrlichem Wetter und ſtieg einige Stationen vor Siena aus, um mit einer Seitenbahn bis zu der erſten Station zu fahren, wo ein Wagen von dem Kloſter Monte Oliveto Maggiore meiner harren ſollte. Dieſer fand ſich nicht vor. Nun war guter Rat teuer; denn an der kleinen Station und dem kleinen, auf einem Hügel darüber gelegenen Ort war an ein Fuhrwerk nicht zu denken; ebenſowenig an ein Wirtshaus oder ein Unterkommen für die Nacht. Ein rüſtiger Bauer erbot ſich, den Weg nach dem Kloſter zu machen und womöglich das Fuhrwerk des Abtes zu holen.

Die ſchöne Abendſtunde mit glühendem Sonnenuntergang verging zu ſchnell und mit Bedauern ſahen wir die Nacht heraufziehen, zwar vom Vollmond erhellt, doch uns den Genuß des Weges in die Berge ſchmälernd. Endlich verkündete der Ton kleiner Glocken das Nahen des Fuhrwerkes und es erſchienen zwei leichte Wägelchen, jedes mit einem Pferd beſpannt. Nun ging es fort, die Höhen hinauf, wo es uns beinahe kalt umwehte, an Abgründen vorüber, deren weiße Kalkwände der Mond mit geiſterhaftem Licht übergoß, ſo daß es ſchien, als ſtürzten gigantiſche Waſſerfälle in eine ungemeſſene Tiefe; denn in dem weißen, nebelhaften Glanz ſprühte und wogte es wie Waſſerſtaub. In den Büſchen zur Seite des Weges flimmerten unzählige Leuchtkäfer, als wären es Funken, die von den ſtrahlenden Sternen über uns herniederfielen. Plötzlich hemmte ein ſeltſamer Zug unſern Weg und mäßigte den raſchen Lauf des muntern Pferdes, das unſer erſtes Wägelchen führte. Es waren Bauern zu Pferd, mit langen Lanzen bewaffnet, die eine Anzahl Büffelochſen vor ſich her trieben. Der ſchweigende Zug auf dieſer Straße, ſchwarz gegen den monderhellten Hintergrund ſich abhebend, erhöhte den phantaſtiſchen Eindruck der Fahrt; erſt als ſie von der Straße abbogen, flogen unſere kleinen Fuhrwerke wieder raſch dahin, halb geneigt über tiefe Abgründe, aber

mit ſicherer Hand von den jungen Bauern, die als Kutſcher dienten, geleitet, bis wir nach einer Stunde endlich durch ein kleines elendes Dörfchen fuhren.

Weiterhin zeigte ſich die mit Cypreſſen beſtandene Höhe, auf der das mächtige Kloſtergebäude ſteht. Eine lebensgroße Madonna mit dem Chriſtuskind auf dem Schoß, von Luca della Robbia, grüßt aus einer Niſche oberhalb des Tores den Wanderer; wir konnten ſie in ihrer Lieblichkeit freilich erſt am folgenden Morgen deutlich beſchauen. Der dienende Laienbruder empfing uns vor der Tür des Kloſters mit einer Laterne, um uns in das Innere zu geleiten, das bei der jetzigen Verlaſſenheit nicht mehr erhellt iſt. Denn als in dem geeinigten Italien die Klöſter aufgehoben wurden, mußte auch Monte Oliveto von ſeinen noch immer zahlreichen Bewohnern verlaſſen werden. Es wurde freilich ſeiner hohen künſtleriſchen Bedeutung wegen zum Monumento Nazionale erklärt; aber die Regierung gewährt den jetzigen wenigen Bewohnern des Baues den Luxus einer Beleuchtung der Treppen nicht. An der Türe des kleinen Refektoriums empfing uns der Abt des Kloſters, jetzt Hüter des nationalen Monuments, der merkwürdige Mann, von dem ich ſchon ſo viel hatte reden hören und den der franzöſiſche Schriftſteller Paul Bourget in verſchiedenen Schriften in die Öffentlichkeit gebracht hat.

Südöſtlich von Siena zieht ſich ein Landſtrich mit tiefen Abgründen, in die blendend weiße Kalkwände ſchroff hinabſtürzen, bis an die Maremmen hin. In den Tiefen wachſen hier und da, dicht bewaldend, Eichen, Birken, Oliven, Kaſtanien, Ulmen und auf den Höhen, zwiſchen zwei Abgründen, ſieht man einzelne kleine Häuſer in rotem Backſtein, die zu Bauernhöfen gehören, während über alledem in der Ferne ſchöne Linien blauer Berge, nach Oſten die hohen Gipfel der Apenninen und ringsum ferne, in Duft gehüllte Spitzen hervorragen. Auf einem der kleinen Plateaus dieſer ſonderbaren Gegend, ungefähr 30 Kilometer von Siena, erhebt ſich die

Abtei von Monte Oliveto, eines der herrlichſten Denkmäler aus der Blütezeit Italiens.

Wie ſo oft entſtand auch dieſer wunderbare Ort, ohne daß ſeine Gründer eine Ahnung hatten von dem großen Werk, zu dem ſie den Grund legten. So wie einſt der heilige Franziskus aus der Mitte des Reichtums und der Weltluſt ſchied, um in Armut und Entſagung die große Seelenarbeit an ſich ſelbſt und an Unzähligen zu beginnen, ſo ging es auch hier. Bernhard Tolomei, 1272 geboren, einem der älteſten und edelſten Geſchlechter Sienas angehörig, hatte nach der Sitte damaliger Zeit das Waffenhandwerk geübt, dann aber der Wiſſenſchaft ſich gewidmet und als Lehrer der Jurisprudenz an der Univerſität Siena hohes Anſehen ſich erworben. Eine Augenkrankheit, die ihn mit Blindheit bedrohte, bewog ihn zum Gelübde der Weltentſagung, wenn ihm Geneſung würde; und als dieſe eintrat, hielt er noch einmal einen Vortrag vor ſeinen zahlreichen Schülern, aber nicht mehr über die Jurisprudenz, ſondern über die Verachtung des Vergänglichen und die Sehnſucht nach dem Unvergänglichen. Und dann ſchied er aus dem Glanz und Ruhm ſeines Weltlebens und begab ſich mit zwei gleichgeſinnten Seelen, dem Ambroſius Piccolomini und dem Patricius Patrizzi, in die Wildnis, damals Accona, heute Monte Oliveto genannt, die ihm gehörte.

Dort gruben ſie in die Tonerde des Berges drei Grotten und an dem Rand des Abgrundes bauten ſie eine kleine Kapelle zum gemeinſamen Gebet.

Dies war 1313. Das Beiſpiel Tolomeis und ſeiner Gefährten entzündete in vielen Herzen den Wunſch nach einem neuen, reineren, ewigen Gedanken geweihten Leben und bald waren die drei Einſiedler von Accona nicht mehr allein: Jünglinge und reife Männer verließen das fröhliche, glänzende Leben der ſchönen Stadt Siena und zogen hinaus gleich jenen, um ihr Leben in Gebet und Buße hinzubringen, ſo daß die Wildnis bald zu einer Oaſe ſich umwandelte, die den Neid erweckte, der ſie beim Papſte der Ketzerei beſchuldigte. Dieſer ließ die Mönche nach Avignon fordern. Bernhard Tolomei

hielt es für ſeine Pflicht, ſelbſt zu gehen und ſeine Sache zu führen. Es gelang ihm auch alsbald, den Papſt zu überzeugen und dieſer übertrug es dem Biſchof von Arezzo, die Einſiedler von Accona einem der von der Kirche anerkannten Orden einzugliedern. Sie wurden der Regel des heiligen Benedikt unterworfen, nahmen das weiße Ordenskleid an und erhielten zum Wappen drei Bergſpitzen mit einem Kreuz und zwei Olivenzweigen darauf. Die Kongregation aber empfing den Namen von „Monte Oliveto", den von nun an der Gipfel von Accona trug.

Bernhard ſchlug es anfangs in ſeiner Demut aus, Abt des neuen Ordenshauſes zu werden; endlich aber, 1322, konnte er dem Drängen der Seinen nicht mehr widerſtehen und wurde dann bis zu ſeinem Tode ſtets wiedergewählt, ſiebenundzwanzig Jahre hintereinander, während denen das Anſehen des Kloſters immer im Zunehmen war und zahlreiche Tochterklöſter an vielen Orten in Italien und auch außerhalb entſtanden. Aber vor ſeinem Tode und ſchon im hohen Alter krönte er ſein Leben durch die Tat der höchſten Opferfreudigkeit. Im Jahre 1348 brach in Toskana die Peſt aus und verwandelte die volkreichen Städte in Einöden. Da ſtieg Bernhard an der Spitze ſeiner Mönche von ſeinem Berge nieder und unter ſeiner Leitung verrichteten ſie Wunder der Menſchenliebe und des Erbarmens, begruben die Toten, tröſteten die Überlebenden und zahlten endlich mit dem eigenen Leben: der Abt und achtzig ſeiner Brüder.

Eine Reihe ausgezeichneter Männer folgten ſich in der Würde des Generalats. Unter ihrer Herrſchaft wuchs das Kloſter zu einem koloſſalen Gebäude heran; es entſtanden die Kirche und der ſchöne Glockenturm; die weitläufigen Beſitzungen ringsum wurden von den Mönchen bebaut, ur- und fruchtbar gemacht; Straßen wurden eröffnet. Neben der materiellen Arbeit ſchlug die geiſtige ihren Sitz auf und vor allem wurde die Kunſt herbeigerufen, um die Hallen der herrlichen Abtei mit unſterblichen Werken zu ſchmücken. Abt Airoldi berief Luca Signorelli, damit dieſer unter den Arkaden des größten

der drei Kloſterhöfe, einem großen Viereck, Fresken aus dem Leben des heiligen Benedikt male (1497—1498). Während der drei Jahre, die das Generalat dauerte, konnte aber nur ein geringer Teil der Fresken vollendet werden und erſt als Airoldi ſeiner hohen Eigenſchaften wegen 1505 zum dritten Male zum Abt gewählt wurde, konnte er das Werk, das ihm am Herzen lag, zu Ende führen. Er berief aus Siena einen jungen, noch wenig bekannten Maler, einen Schüler Leonardo da Vincis, der in Monte Oliveto den Weg zum größten Ruhme fand. Es war Antonio Bazzi, bekannter unter dem Namen Soddoma, der in der Kraft und realiſtiſchen Strenge der Zeichnung wie in dem aſketiſchen Ernſt hinter Signorelli zurückſteht, ihn aber dafür an Lieblichkeit des Ausdrucks, an zarter Schönheit auch der Landſchaft und Harmonie der Farbe übertrifft. Er vollendete die Erzählung in Farben vom Leben des heiligen Benedikt, welche die frommen Mönche nun, unter den Arkaden wandelnd, in andächtigem Schauen genießen konnten.

Außer dieſen großen Künſtlern gab es aber auch unter den Mönchen ſelbſt ſolche, deren Ruhm nur infolge ihrer Demut vielleicht weniger glänzend in die Außenwelt ſtrahlte. So war der Mönch Johann von Verona ein unermüdlicher Arbeiter auf allen Gebieten der Kunſt, bald Architekt, bald Bildhauer, Holzarbeiter, ja Schmied, bildete treffliche Schüler, und ſchöne Werke ſeiner Hand finden ſich noch in Monte Oliveto, wenn auch das meiſte teils zerſtört, teils fortgeführt wurde. Das bewundernswerteſte derſelben iſt in dem Chor der Abteikirche die Intarſiaarbeit der Chorſtühle.

Auch anderes Treffliche findet ſich noch von ihm in den verſchiedenen großartigen Räumen des weitläufigen Baues, u. a. eine geſchnitzte Tür, die zu der von Säulen getragenen Bibliothek führt, deren ſchöne Architektur aus den Anfängen der Renaiſſance ebenfalls das Werk Johanns von Verona iſt. Leider iſt dieſer herrliche Raum ſeines vielfachen Schmuckes beraubt, ebenſo ſeines Hauptinhaltes, der koſtbaren Bücher und Handſchriften.

Schon im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte der Orden der

Olivetaner vieles Ungemach erlebt. Viele Klöſter waren ihnen mit Gewalt entriſſen; nur die große Mutterabtei von Monte Oliveto ſtand noch feſt und auch unter den Mönchen daſelbſt gab es noch ſolche, die ihr Leben im ſtrengen ernſten Sinn früherer Zeit verbrachten. Aber als die Herrſchaft Napoleons über Toskana ſich verbreitete, wurde im Jahre 1810 die Aufhebung der Klöſter ausgeſprochen. Die neue Verwaltung und alle, die nun aus- und eingehen konnten, fielen über die Kunſtſchätze her und entführten vieles auf Nimmerwiederkehr. 1815 kamen die Mönche nach und nach zurück und das Leben von Monte Oliveto nahm, wennſchon ärmer und beſcheidener, ohne Verſammlungen des Kapitels und ohne die Oberherrſchaft über viele Tochterklöſter, ſeinen früheren Charakter wieder an, bis 1866, einem neuen Geſetze des geeinigten Italien zufolge, die Klöſter abermals aufgehoben wurden. Monte Oliveto verödete, wurde aber ſeiner Kunſtſchätze wegen als nationales Monument erklärt und einer Kommiſſion der ſchönen Künſte zur Aufſicht übergeben. Nur ein treuer Hüter des einſtigen Heiligtums blieb zurück, der ehemalige Abt des Kloſters, Don Gaetano di Negro, einer vornehmen Genueſer Familie angehörig. Ihm iſt jetzt die Oberaufſicht über das weitläufige Gebäude und den Grundbeſitz, den man dem Kloſter nach der Konfiszierung des beträchtlichſten Teiles gelaſſen hat, anvertraut. Sein Ordenskleid darf er nicht mehr tragen; er trägt nur die gewöhnliche Soutane des Prieſters. Er iſt bemüht, die Würde des ihm anvertrauten Denkmals ſoviel als noch möglich aufrechtzuerhalten und ſeinem Widerſtande hat man es zu danken, daß der herrliche Ort nicht in ein Wirtshaus verwandelt iſt. Wenn Fremde daſelbſt ſich aufhalten wollen, bedarf es einer Erlaubnis der Kommiſſion der ſchönen Künſte, die in Siena ſich aufhält; man iſt dann ein privilegierter Gaſt des Kloſters, wenngleich für ein mäßiges Koſtgeld.

Der Abt iſt ein ausgezeichneter Mann, nicht nur freundlich, gefällig, heiter, er hat auch vielſeitige Intereſſen und weiß den tiefen Schmerz über die Säkulariſierung ſeines

Heiligtums zu verbergen unter der Sorge für die Erhaltung des geliebten Ortes.

Im vorigen Jahrhundert wurden Architekten von den Mönchen berufen, um Schadhaftes an den Gebäuden auszubessern und Neues nach dem Geschmack des Jahrhunderts hinzuzufügen. Leider verdarben sie, anstatt zu verbessern, die Kirche ganz und gar, der sie den ernsten, strengen Stil der früheren Jahrhunderte nahmen, auch von außen einen Rokokorundbau anfügten, der in schreiendstem Widerspruch an den schönen, ernsten Glockenturm sich anschließt; das Innere veränderten sie, ließen viel Licht durch große viereckige Fenster im Schiff einströmen und die ganze Kirche weiß übertünchen. Dieselbe Barbarei verübten sie im Innern des Klosters in mehreren der großen Räume, deren Fresken mit weißem Kalk überstrichen und damit zu einer beklagenswerten Monotonie verunstaltet wurden. „Aufklärung!"

Der treffliche Abt hatte den glücklichen Gedanken, in einer kleinen Kapelle, die zu den ehemals für den Abt-General bestimmten Zimmern gehörte, den Kalk vorsichtig in einer Lünette über dem Fenster etwas abzukratzen, und — siehe da — es war unter der weißen Hülle der Kopf einer lieblichen Madonna hervorgekommen. Jetzt ist nicht nur die ganze, sehr wohl erhaltene Lünette frei, sondern die ganzen mit Fresken bedeckten Wände der kleinen Kapelle; leider hat man den Eingang in dieselbe sechsmal verändert und dadurch die Fresken unterbrochen und stark beschädigt; aber was noch bleibt, ist zum Teil sehr schön und verrät den Pinsel Soddomas. Der Abt wird auch an andern Räumen sein Enthüllungswerk versuchen, besonders an einem der großen Refektorien, wo bereits ein Versuch ein Stück Malerei von großer Schönheit bloßgelegt hat.

Dies ist die Arbeit für die einsamen Wintertage; jetzt hat der treue Hüter außer seinen Amtsgeschäften viel zu tun, um die vielen Besucher, die nur auf Stunden aus dem nahen Siena oder von der andern Seite her kommen, umherzuführen, denn es ist kein anderer da, der es tun könnte. Dann hat er

ſeinen kleinen Privatgarten, dem er gegen Abend ſeine Sorge widmet. Da begießt er ſeine Pflanzen, unter denen viele ſind, deren mediziniſche Wirkung er zum Beſten der Bauern benützt; beſondere Sorgfalt verwendet er auf Anpflanzung von Cypreſſen, die bereits in großer Menge und in ſeltener Schönheit das Kloſter umgeben und der ganzen Gegend einen eigentümlichen, ernſten Charakter verleihen.

Gegen Abend, wenn ſchon ein erquickender Hauch über die Berggipfel wehte, führte uns der gute Abt in der Gegend umher von einem ſchönen Punkt zum andern und zeigte uns die Maßregeln, die er getroffen hat, um den reißenden Bergwaſſern und Erdſtürzen zu wehren, die ſogar den Kloſtergebäuden gefährlich werden könnten. Schon hat er weite Strecken mit Wein bepflanzt, der ganz vorzüglich gedeiht und ein treffliches Getränk liefert. An einem Abend führte er uns auf der Straße, die nach Siena geht und mit Hecken wilder Roſen und mit Cypreſſen eingefaßt iſt, zu einem Bauernhof. Dabei erzählte er mir, daß er lange im ſtillen geſpart habe, um an ſechs ſolcher Bauernhöfe Brunnen zu graben, da es ihnen völlig an Waſſer fehlte. Fünf derſelben waren bei der Konfiszierung der Güter des Kloſters in den Beſitz der Regierung übergegangen; nur dieſer eine war noch dem Kloſter erhalten geblieben. Ein wehmütiges Lächeln umſpielte bei der Erzählung ſeinen Mund. Die Eigentümer waren noch auf dem Felde und ſo ſetzten wir uns einſtweilen auf einen Baumſtamm und ſahen dem prachtvollen Untergang der Sonne zu, die in einem Meer von Gold und Purpurwölkchen, hinter zartblauen Berglinien, majeſtätiſch niederſank. Jetzt kehrten die Bauern heim: ein prächtiges Menſchenpaar, ſchönſte toskaniſche Typen, und ein wahrhaft holdſeliges Mägdlein, das 15 Jahre ſchien, aber erſt 11 zählte und gleich zu einer Madonna das Modell hätte ſein können, ſolche Anmut war in dem blondgelockten Köpfchen, ſolche Demut im Ausdruck des Geſichtes und in der Haltung der ſchlanken Geſtalt.

Als wir endlich langſam nach dem Kloſter zurückwandelten,

deſſen roter Backſtein noch purpurn im Abendlicht glühte, kam uns der kleine Sohn der Familie entgegen, der die ihm anvertraute kleine Herde der Ziegen und Schafe heimführte. Am Sonntag dient er bei der Meſſe als einziger Chorknabe, jeden Morgen in erſter Frühe gibt der Abt ihm eine Stunde Unterricht und der Knabe teilt die erworbenen Kenntniſſe dann andern Altersgenoſſen der Umgegend mit. Der Kleine, mit ebenſo ſchönen, reinen Augen wie ſeine Schweſter, ſagte uns auf des Abtes Aufforderung ſeinen Katechismus her und zog dann mit ſeinen Schützlingen weiter. Ich aber überdachte gerührt das würdige Leben dieſes Mannes, der von einer hohen kirchlichen Stellung herabgeſtiegen iſt und einfach mit Pflanzen, Tieren und Kindern, allen wohltuend, verkehrt, ohne Klage, ohne Bitterkeit und es hinnimmt, wie es gegeben iſt.

(Kölniſche Volkszeitung.)

*

Graf Rudolph Hoyos

Wie viele Stimmen werden noch laut werden, um dieſem Geſchiedenen Worte der Verehrung und Liebe nachzurufen in das kaum geſchloſſene Grab! Auch mich drängt es, ihm dieſen letzten Tribut der Freundſchaft darzubringen, um ſo mehr, da der Schmerz um ſeinen Verluſt den um einen anderen, früheren wachruft, den wir gemeinſam beweint haben und der zwiſchen uns das feſte, unzerſtörbare Band innigſter Zuſammengehörigkeit geworden iſt.

Es war in den kunſtvoll geſchmückten Räumen des Palaſtes Modena in Venedig bei dem damaligen öſterreichiſchen Generalkonſul, Alexander von Warsberg, wo ich den Grafen Hoyos kennenlernte. Wir beide — er der langjährige Freund, ich erſt kürzlich, aber durch tiefſte Sympathie raſch dem Hausherrn verbunden — weilten dort als Gäſte Warsbergs in einer Gemeinſchaft, wie ſie auch zwiſchen einander bisher perſönlich Unbekannten gleich das beſte im Menſchen hervorruft und über konventionellen Zwang und geſellſchaftliche leere Form hinweg Menſch zu Menſch in edelſte Beziehung treten läßt. Ich hatte ſchon von Hoyos in liebenswürdigſter Weiſe reden hören von einigen, die ihn gekannt hatten, als er vor Jahren in Rom mit ſeinen Freunden, Graf und Gräfin Nako, längere Zeit verweilte. Ich war daher nicht überraſcht, als mir der freundliche Mann mit der gemütlich zutraulichen Art entgegenkam, die ich überhaupt öfter als eine angenehm auszeichnende Eigenheit des öſterreichiſchen Adels zu beobachten Gelegenheit hatte. Wohl aber war ich überraſcht, als ich in dieſem vornehmen, liebenswürdig einnehmenden Kavalier einen Edelmann nicht nur der Geburt nach, ſondern der höheren Bedeutung des Wortes nach fand, der, durch Geiſt, Herz und Charakter gleich ausgezeichnet, in jeder Beziehung ein edler Mann war. Es waren gerade zauberiſche Frühlingstage, die wir damals in Venedig verbrachten, und der Palaſt Modena hatte den für Venedig ſo ſeltenen Vorzug eines großen Gartens voll herrlicher, alter Bäume, in deren

Schatten Kopien antiker Statuen ſtanden, umweht von den Düften blühender Sträucher und umtönt von den Liedern fröhlicher Singvögel, die in den hohen Baumkronen ihr ungeſtörtes, von keinem mörderiſchen Rohr bedrohtes Leben führten. Bei der einzig ſchönen Art der Gaſtfreundſchaft, wie ſie auch Warsberg übte, den Gäſten volle Freiheit zu laſſen, ſich ihr Leben nach eigenem Behagen einzurichten, traf es ſich, daß Graf Hoyos und ich uns in den frühen Morgenſtunden, in denen Warsberg ſeiner angegriffenen Geſundheit wegen noch der Ruhe pflegte, in dem Garten zuſammenfanden und dort Stunden in den angeregteſten Geſprächen verbrachten. Kein Gebiet des geiſtigen Lebens blieb da unberührt und ich lernte mit innigſter Befriedigung in dem Grafen nicht nur den feingebildeten Äſthetiker, Dichter und kunſtſinnigen Menſchen kennen, ſondern auch einen philoſophiſchen Denker, deſſen von edelſter Humanität durchdrungene Lebensanſchauung mich mit freudiger Sympathie erfüllte. Er hatte Schopenhauer offenbar ſtudiert und ſtimmte in vielem mit ihm überein, aber er ging auch ſeinen eigenen Weg und ſtand nicht ſtill bei einmalig erworbener Erkenntnis. „Streben, ſtreben, das iſt alles, auf jedem Gebiet, auf ethiſchem wie wiſſenſchaftlichem, im Leben wie in der Erkenntnis," ſagte er. Und die Summe ſeiner Weltanſchauung faßte er einmal zuſammen in folgender Weiſe: „Das klaſſiſche Fatum der antiken Tragödie iſt die ewige göttliche Gerechtigkeit, der kein Menſchenſchickſal entgeht. Das Fatum des Orientalen iſt blinde Vorherbeſtimmung, Notwendigkeit, gegen die der Wille ohnmächtig iſt. Dem Chriſten iſt es Vorſehung, anderen iſt es Zufall uſw. Dem Denker aber iſt es Kauſalgeſetz im weiteſten Sinne als Relation. Nur dieſes iſt vorherbeſtimmt, nicht die einzelnen Konſequenzen. Das Schickſal des Menſchen iſt nur das notwendige Reſultat des Zuſammenwirkens ſeiner und der Welt Kraft, des Willens und der Natur." Er war entſchieden gegen die übermäßige Bedeutung des Individualismus und gegen die dualiſtiſche Weltanſchauung, die Teilung des Schöpfers und des Geſchaffenen, des Subjekts und Objekts, der Urſache

und Wirkung. „Mir iſt dieſe Teilung," ſagte er, „unphiloſophiſch, unpoetiſch, unwürdig des Höchſten, das nur ein Einheitliches ſein kann. Jede Teilung mindert." Und er rezitierte dann:

Über allem Wechſel der Erſcheinung
Und erhaben über Raum und Zeit
Stehet unſichtbar die Wirklichkeit
Des Geſchaffnen und des Schöpfers Einung.

Leider ging die ſchöne Zeit zu Ende, Hoyos verließ Venedig vor mir und ich ſah ihn nie wieder, wie oft auch Hoffnung da zu ſein ſchien für ſein Kommen nach Rom oder das meine nach Wien. Es entſtand aber ein ziemlich eifriger Briefwechſel, der ſich mehrere Jahre hindurch fortſetzte, bis er durch Abnahme der Kräfte auf beiden Seiten allmählich endete, jedoch überlebt wurde durch beiderſeitiges treues Gedenken.

Was uns aber ungefähr um Jahresfriſt nach dieſem ſchönen Begegnen trotz der Entfernung auf das innigſte verband, das war die tiefe Sorge um den teuren Freund, unter deſſen gaſtlichem Dach wir uns kennengelernt hatten. Alexander von Warsbergs durch ein chroniſches Leiden ſeit Jahren ſchwer erſchütterte Geſundheit verſchlimmerte ſich ganz plötzlich durch eine Reiſe in ſchlechter Jahreszeit, im Auftrage der Kaiſerin unternommen, erſt nach Korfu, dann nach Wien, ſo daß der Kranke dort liegenbleiben mußte, anſtatt nach Venedig in ſeinen erſt kürzlich mit hohem Kunſtſinn vollends eingerichteten Palaſt Modena zurückzukehren. Durch die Güte des treuen Freundes, in deſſen Obhut ich ihn wußte, erhielt ich fortwährend Nachrichten; leider waren es ſolche, die mich nur in den trübſten Ahnungen beſtärken konnten, denn Hoyos ſchrieb: „Ich halte die Kataſtrophe für nahe." Endlich hatte ſich der Zuſtand aber doch ſoweit gebeſſert, daß die Ärzte es für möglich hielten, ihn die Rückreiſe nach Venedig antreten zu laſſen. Hoyos ſchrieb: „Ich werde ihn natürlich mit dem Arzt nach Venedig begleiten, es iſt ein ſchwerer Leidensgang für den Armen, aber auch ebenſo für alle, die ihn lieben." Auch aus Venedig erhielt ich durch ihn oder durch ſeine Ver-

mittlung fortwährend Nachricht, bis endlich „noch nähere Pflichten", wie er mir ſchrieb, ihn nach Wien zurückriefen, worauf ich nach Venedig eilte, ihn bei dem Kranken zu erſetzen, leider aber nur noch zu der letzten Kataſtrophe kam. Auf den Brief, den ich alsbald nach des Freundes Tod an Hoyos ſchrieb, antwortete er mir: „Nichts verbindet ſtärker, dauernder, als geteilter Schmerz. Ich danke Ihnen für das, was Sie mir ſagen, was Sie mir getan. Ihr Brief gibt mir die erſten tröſtlichen Details, denn es iſt ein Troſt, zu wiſſen, daß er ruhig geſtorben, vom Tode verklärt worden iſt. Möge es uns einſt auch ſo werden!"

Hatte ich bei dieſer traurigen Veranlaſſung die ganze Fülle ſeines gemütvollen Weſens kennengelernt, ſo eröffnete mir nun die Korreſpondenz immer vollſtändigere Einblicke in ſein reiches geiſtiges Leben. Er hatte die Güte, mir nach Warsbergs Tod ein umfangreiches Manuſkript mitzuteilen, das Auszüge aus ſeinen Antworten auf des Freundes Briefe enthielt, meiſt polemiſcher Art, da ihre Anſichten in vielen Fragen auseinandergingen, die aber Zeugnis ablegten von der unausgeſetzten Gedankenarbeit und dem „Streben" des ſeltenen Mannes nach immer größerer Klarheit. Auf eine philoſophiſche Bemerkung meinerſeits antwortete er mir einmal: „Die ſchönen, aufrichtigen Worte Ihres philoſophiſchen Geſtändniſſes ſind mir aus Mund und Herzen genommen. Grau iſt jede (Erſcheinungs-) Theorie und grün nur des Ideales goldner Baum." Einen liebenswürdigen Beweis ſeines Vertrauens gab er mir, indem er vor der Veröffentlichung des Bandes ſeiner Gedichte vom Jahr 1892 mir im Manuſkript eine Anzahl davon, unter ihnen die im Bande nachher gedruckten Sonette, ſchickte und dazu ſchrieb: „Alles in Ihrem Brief erfreut mein Herz wie ein ſchöner Herbſttag. (Er war noch auf ſeinem Gut im Spätherbſt.) Leider gibt es deren auch recht graue, rauhe, verdüſternde. Einige der Beilagen werden Ihnen dieſen Eindruck machen. Ich knüpfe die Bitte an meine Sendung, daß Sie mir aufrichtig Ihre Anſicht ausſprechen, ob es ſich der Mühe lohnt, das Publikum mit der-

gleichen zu behelligen? Namentlich mit der in Sonettenform gebrachten Gedankenpoeſie? Oder ob Sie letztere für eine Verirrung der lyriſchen Muſe halten?" Ich konnte ihm nun mit vollſter Überzeugung ſagen, daß ich gerade dieſe Sonette der Form und dem Inhalt nach für das Schönſte der Sammlung halte, welcher Anſicht ich auch blieb, als mir nachher der gedruckte Band mit einer rührend liebevollen Widmung von ſeiner Hand vorlag. Wie das Gemüt, das liebevolle Teilnehmen an anderen, die wahre Humanität vorherrſchten in dieſem vornehmen Ariſtokraten, der ſeinen berechtigten Platz hatte zwiſchen allen denen, die ſich durch den Zufall der Geburt für eine beſondere, über die Maſſe erhabene Menſchenklaſſe halten, davon zeugten mir in vielen Proben ſeine Ausſprüche in den wertvollen Briefen*), die ich bis vor wenigen Jahren von ihm erhielt, bis uns beiden, wie ſchon geſagt, das zunehmende Alter nicht mehr viel Korreſpondieren erlaubte. Charakteriſtiſch für den tiefſten Grund ſeiner Lebensanſchauung war u. a. folgender Anfang eines ſeiner Briefe: „Sie leuchten mir in allem voran, auch im Altwerden und doch Jungbleiben!

Wenn ich ſechs Hengſte habe, ſind ihre Kräfte dann nicht mein?

Sie haben dieſe beflügelten Tiere: Phantaſie und Erinnerung, Arbeit und Wiſſen, Güte und Liebe.

Liebe vor allem!

Fauſt hat ſchlecht überſetzt; er hätte leſen müſſen: Im Anfang war die Liebe!"

Wie weit er dieſen Grundzug alles Seins ausgedehnt haben und auf alle ſozialen Fragen als Prinzip angewendet wiſſen wollte, bewies mir u. a. folgender Ausſpruch: „Die Zeit wird kommen, wo zum Beiſpiel das Erbrecht ebenſo perhorreſziert werden wird wie heute die Sklaverei."

Zum Schluſſe aber ſei noch folgende Stelle aus ſeinem letzten Brief an mich in Antwort auf eine Stelle in meinem Brief

*) Briefe von und an Malwida von Meyſenbug." Seite 287—293.

angeführt: „Das iſt's. Menſchen ſollen wir ſein, ſo gut wir's können. Güte iſt der Freibrief! Das ganze Paradies iſt unſer, nur von der verbotenen Frucht ſollen wir nicht eſſen und dieſe iſt: anderen wehe tun! Wir ſollen wohl tun, auch uns!"

Wem dies das letzte Wort des langen Lebenskampfes iſt, den können wir mit ſchmerzlich-freudigem Lächeln hinausſchreiten ſehen zu der dunklen Pforte in das unbekannte Land; denn er hat die irdiſche Aufgabe gelöſt, ein ganzer, guter, edler Menſch zu ſein und kein ſchöneres Paradies kann ihn erwarten als das, welches er in ſeinem Herzen trug.

(Neue Freie Preſſe, 20. November 1896.)

*

Stimmungsbilder aus Rom

Rom iſt nicht ſo groß oder ſo großſtädtiſch, daß eine etwas ungewöhnliche Erſcheinung, die in Städten wie Paris, London, Berlin uſw. nur einen etwas größeren oder kleineren Teil der Geſellſchaft beſchäftigen und intereſſieren würde, nicht gleich die Aufmerkſamkeit der ganzen ſogenannten gebildeten Welt in Anſpruch nähme. So war es anfangs dieſes Winters mit der Ankunft eines Brahminen*), der von der Gründerin einer theoſophiſchen Geſellſchaft, einer ausgezeichneten engliſchen Dame, berufen, hier erſchien, um Vorleſungen über indiſche Philoſophie zu halten.

Das Intereſſe an den Gedanken dieſer Urweisheit unſeres Geſchlechtes, die wie ein neuer Stern des Orients, gleichſam auferſtanden aus jahrtauſendelangem Todesſchlaf, ſeit einiger Zeit immer heller in unſer okzidentales Geiſtesleben hineinleuchtet, gab dieſer Erſcheinung einen beſonderen Reiz. Schon das Äußere des noch ſehr jungen Mannes mit dem kleidſamen weißen Koſtüm ſeiner indiſchen Heimat, dem maleriſchen weißen Turban auf dem ſchwarzen Haare, dem gebräunten Geſichte und den dunklen ſchwärmeriſchen Augen mochte manche, beſonders die zahlreich herbeieilenden Zuhörerinnen anziehen. Dann aber auch waren Tieferfühlende überraſcht und ergriffen von der einfachen Schönheit der ethiſchen Anſchauungen, die er vortrug, und es mochte das dem Ergriffenſein gleichen, mit dem einſt in der alten, von Korruption zerfreſſenen römiſchen Welt einfache Seelen die Lehre der Liebe und ſittlichen Reinheit, die ihnen auch vom Orient kam, aufnahmen. Es bildete ſich alsbald eine theoſophiſche Geſellſchaft, deren Mitglieder keine andere Verpflichtung zu übernehmen haben, als für Verbreitung ſittlicher Grundſätze, wahrer Toleranz und brüderlicher Geſinnung unter den den verſchiedenen Konfeſſionen Angehörigen tätig zu ſein und dazu beizutragen, daß indiſche Philoſophie und Literatur mehr und mehr im Okzident bekannt werden.

*) Chattergy.

Daß dieſes letztere ſchon ſeit Jahren das Beſtreben hervorragender Männer ausmacht, iſt bekannt. Die bereits zu einer Bibliothek angewachſenen engliſchen Überſetzungen indiſcher Literatur durch Max Müller, zum Teil von ihm ſelbſt, zum Teil unter ſeiner Leitung vollbracht, dann in Deutſchland die vortrefflichen Überſetzungen und Schriften Deuſſens und andere haben Einblicke eröffnet in eine Welt voll höchſter Weisheit, überſtrömender Poeſie und geiſtvoller Symbolik, die im Oſten im vollen Lichte ſtrahlte, als unſer Abendland noch mit dunkler Nacht bedeckt war. Es hat wohl nie ein Volk gegeben, das ſeine Philoſophie ſo gelebt hat wie das indiſche und bis auf den heutigen Tag iſt alles ſynthetiſche Weisheit bei ihnen, nicht analytiſche, wie die heutige okzidentale Wiſſenſchaft. Es iſt Tradition, welche die großen Meiſter, die Wiſſenden, die Lehrer, die dort den Schatz des höchſten Wiſſens allein bewahren, allmählich den Schülern mitteilen. Sehr merkwürdig und faſt beſchämend für unſere Kultur iſt es, daß jene wunderſamen Urväter unſeres Geſchlechtes vor Jahrtauſenden durch Intuition ſchon vieles wußten, was die heutige Wiſſenſchaft erſt nach mühſamem Studium als Tatſache feſtſtellt, ſo unter anderem die Lehre von der Vibration. Dieſe iſt ihnen Vermittlerin aller Vorgänge des Lebens; ſie wiſſen ſehr wohl, daß der Schall das Ohr durch Wellenbewegung erreicht, ſowie daß alle Sinne nur durch Vibration ihre Funktionen ausführen; ja, es geht dieſe Anſicht bei ihnen ſo weit, daß manche ihrer großen Lehrer im Kreiſe der Schüler ſitzen, ohne zu ſprechen, daß die letzteren aber die Lehre des Meiſters vollkommen verſtehen, mittels der durch die Gedanken erregten Vibration, die ihnen dieſelbe zuführt. Es freute mich beſonders, dies zu hören, da es mit einem Lieblingsgedanken von mir verwandt iſt, den ich hege, ſeit ich die Lehre von Helmholtz, unter anderm über die Wellenbewegung, kennengelernt habe, nämlich daß der Gedanke, als die höchſte, poſitive Realität, ebenfalls ſolche Schwingungen veranlaßt, die ihn in die Ferne tragen zu denen, an die er gerichtet iſt und denen er fühlbar und verſtändlich wird.

Neu dagegen war mir die Erklärung, die der Inder mir auf meine Frage nach der Kasteneinteilung gab, deren moralische Bedeutung mir immer höchst zweifelhaft erschienen war. Er sagte, daß es bei der Einrichtung der Kasten durchaus auf die Erzielung höherer Inkarnationen und dadurch einer veredelten Menschheit ankomme. Die Ehen in den oberen vollkommeneren Kasten würden gar nicht aus Liebe, aus Erregung der Sinne geschlossen, sondern die weisen Männer, die Führer, wählten zwei Naturen, die ihnen füreinander passend schienen, um eine dritte, vollkommene zu erzeugen und so den sittlichen und geistigen Adel der Menschheit zu vermehren. Dies erinnert an die schöne Legende, daß eine herrliche Königin des Orients zu Alexander dem Großen kam, um mit ihm einen Sohn, ein vollendetes Wesen, zu erzeugen. Es ist ein Kulturgedanke von solch hoher ethischer Idealität, daß es ein Volk schon adelt, ihn gehabt zu haben. Ich fragte dann etwas skeptisch, wie es aber mit den anderen Kasten stehe? Da erwiderte er, daß ihnen durch den Weg der immerwährenden Wiedergeburt die vollkommene Möglichkeit gegeben sei, in die höchste Kaste einzugehen, für die sie in ihrer gegenwärtigen Existenz noch nicht reif seien. In dieser Form erklärt, erscheint die Einrichtung in einem so hohen Lichte, daß die frühere Reinhaltung des Stammbaumes in unserem Geburtsadel nur wie ein schwacher, jetzt längst verwischter Abglanz davon anmutet. Der feste Glaube an die Wiedergeburt gehört allerdings dazu; der ist das unumstößliche Fundament der ganzen indischen Philosophie und sie geben vor, auf den höchsten Stufen der Vervollkommnung und Weisheit schon fähig zu sein, sich früherer Inkarnationen zu erinnern. Hervorragende Gestalten der sittlichen und geistigen Welt aus der Vergangenheit wandeln auch jetzt, erkannt und bewußt, unter ihnen, so unter anderen Giordano Bruno, dessen Lehren sie als völlig übereinstimmend mit den ihren erkennen und für den sie eine hohe Verehrung haben.

Wie erbärmlich muß ihnen daher das Verbot der italienischen Regierung erschienen sein, das jetzt, im Anfang dieses Jahrhunderts, die Feier des dreihundertsten Jahrestages der

Verbrennung Brunos unterſagte durch öffentlich in den Straßen angeſchlagenes Plakat. Natürlich konnte man dies nicht anders erklären, als durch einen der beklagenswerten Beweiſe von Schwäche der Regierung gegenüber dem Vatikan. Ein friedlicher Zug zu der Statue des edlen Märtyrers, um als Zeichen der Verehrung für den Verfechter des höchſten Prinzips der Menſchheit: der Freiheit des Gedankens, Blumenkränze dort hinzubringen, wurde ſtreng verboten.

Wie hoch die Inder Giordano Bruno achten, beweiſen die Perſönlichkeiten, mit denen man ihn zuſammenſtellt. Dieſe ſind keine Geringeren als Pythagoras und Jeſus Chriſtus. Den letzteren erinnert die Tradition als vollſtändig den indiſchen Weisheitslehren zugehörig und es geht die Sage von ſeiner einſtigen Erſcheinung dort und von einer neuen Inkarnation, in der er jetzt da weilt. Ob dieſe Bewegung, indiſche Philoſophie in das praktiſche Leben nach Europa herüber zu tragen, ein großes Reſultat haben wird, bleibt der Zukunft überlaſſen; jedenfalls iſt es eine Bewegung ſittlicher, humaner Art und man kann ſie deshalb nur gutheißen und ihr Gedeihen wünſchen. Von den Zutaten der Symbolik und des Aberglaubens, die ſich hier wie immer an eine urſprünglich reine Lehre hängen, abgeſehen, ſind die einfachen Grundprinzipien der indiſchen Philoſophie die reinſte Ethik, die überhaupt jemals in menſchlichen Anſchauungen vorgekommen iſt. Wenn es gelingt, ſie, wie es jene hoffen, auch an Schulen und Univerſitäten zum Vortrag kommen zu laſſen wie jede andere Philoſophie, ſo kann man hoffen, daß manches Samenkorn daraus auf fruchtbaren Boden fallen und manches Herz mit jener Idealität füllen wird, welche die Seelen der Urväter unſeres Geſchlechtes durchleuchtete.

Dieſem friedlich guten und geiſtig wohltuend anregenden Vorgang gegenüber findet ſich im ſozialen öffentlichen Leben, vom vorigen Jahrhundert überliefert, eine ſolche Anzahl von Miſſetaten, von Zeugniſſen tiefſter ſittlicher Verkommenheit, von empörenden Prozeſſen, daß man ſich mit Ekel abwendet von ſolch einer Welt und ſich traurig fragt: Wird es auch

in dieſem Jahrhundert ſo weitergehen? Da ſind zum Beiſpiel, um nur zwei zu nennen, die Prozeſſe von Mailand und Viterbo; der erſte enthüllt die Taten der ſeit langer Zeit in Sizilien herrſchenden Mafia, die, obgleich den Behörden vollſtändig bekannt, ungeſtraft die abſcheulichſten Verbrechen begehen durfte, wie unter anderem die Ermordung eines hochgeſtellten Ehrenmannes, des Signor Notarbartolo, deren Tätern man nie auf die Spur kam, weshalb die Sache endlich ruhen gelaſſen wurde. Kürzlich erſt nahm man ſie wieder auf und nun ſtellt ſie in endloſen Verhandlungen mit einer Unzahl zu verhörender Zeugen ein Schauſpiel dar, wie man es in einem Kulturſtaat nicht für möglich halten ſollte. Aus der berechtigten Selbſthilfe eines edlen Volksſtammes, der durch ſchlechte Regierungen und durch Bedrückung von ſeiten der oberen Klaſſen in materielle und ſittliche Not geſunken iſt, wurde mit der Zeit eine Organiſation des Verbrechens, an der ſich nicht bloß die rohe Leidenſchaftlichkeit des verwahrloſten Volkes, ſondern auch die Habſucht, der Ehrgeiz und der Neid der bevorzugten Stände beteiligten. Ungehindert trieb dieſe Organiſation ihr Weſen und Mord und Raub verrieten ungeſtraft ihr Daſein. Der Prozeß von Viterbo, der ſich ebenſo endlos hinauszieht, geht von dem abſcheulichen Verbrechen eines Prieſters aus, der den eigenen Vater ermorden ließ, um das Vermögen allein zu beſitzen zur Befriedigung eines zügelloſen Lebens, und dann durch Beſtechung Zeugen herbeiſchaffte, die den Verdacht auf drei unſchuldige, ehrenhafte Männer der Stadt lenkten. Die wurden dann mit übereiltem Gerichtsſpruch verurteilt und lebten mehrere Jahre in Sträflingskleidung nur als Nummern, während der Prieſter, im Beſitz des Vermögens, ſein ſtrafbares Leben fortſetzte. Jetzt iſt der Prozeß auch wieder aufgenommen; die Unſchuld der drei Männer iſt bewieſen; aber noch müſſen ſie in Sträflingskleidung den Verhandlungen beiwohnen. Sie rühren das Publikum durch die Erzählung ihrer Leiden und Schickſale; dem einen ſtarb die Mutter aus Gram; der andere ließ Frau und Kinder in Dürftigkeit zurück; er iſt ein gebildeter Mann, war ein geachteter Beamter

geweſen und ſagte, er hätte es nicht ertragen können, unſchuldig ein Galeerenſträfling zu ſein, hätte ihn nicht die Poeſie aufrecht erhalten; unaufhörlich habe er Gedichte und Dramen geſchrieben und mit bitterem Lächeln ſetzte er hinzu, er wiſſe wohl, daß ſie nicht viel taugten, aber ſie hätten ihn am Leben erhalten.

Bei dieſem Seitenſtück zu dem Dreyfußprozeß fragt man ſich mit Schaudern: Alſo ſo iſt noch der Zuſtand der Gerechtigkeitspflege in unſeren ziviliſierten Staaten, daß ſolche Dinge möglich ſind und zwar nicht als einzelne Fälle eines beklagenswerten, aber nicht ſtrafbaren Irrtums, ſondern als Ergebniſſe bewußter, verbrecheriſcher Machinationen? Mit tiefem Schmerze ſieht man, wie an dieſem begabten, liebenswürdigen, edel angelegten italieniſchen Volke geſündigt wird durch Vernachläſſigung von oben, durch falſche Maßregeln, durch Mangel an erziehender, bildender Fürſorge, die den böſen Inſtinkten des feurigen Temperaments freies Spiel laſſen, ſo daß ſie wie Unkraut den guten Samen überwuchern.

Das, was hier nottäte, wäre die Pflege des Ackerbaues, die geſunde naturgemäße Arbeit, verbunden mit einem ſittlich erziehenden Unterricht, ohne klerikalen Einfluß, in den Fächern, die ganz beſonders dem Landmanne zu wiſſen nützlich ſind und jedem individuellen Bedürfniſſe nach weiterer Entwicklung und Ausbildung freien Raum laſſen.

Es iſt eben hier, dank der Freigebigkeit und dem praktiſchen Wohltätigkeitsſinne einer amerikaniſchen Dame*), eine dahin zielende Unternehmung ins Leben getreten, welche die ſchönſten Früchte verſpricht. Vor einem der Tore Roms wurde eine Ackerbaukolonie gegründet, wo in einem wohleingerichteten, mit allem Nötigen verſehenen Lokal Knaben des Volkes, dem materiellen und moraliſchen Elend ihrer Umgebung entnommen, vom zwölften Jahre an unter trefflichſter Leitung zur Feldarbeit erzogen werden. Weite Strecken, bisher nur als Weideland benützt, dem römiſchen Munizipium abgemietet, werden jetzt in Korn- und Gemüſefelder verwandelt, mit

*) Alice Hallgarten.

Obſtbäumen bepflanzt und ſorgfältigſt gepflegt. Sie gewähren den fröhlichſten Anblick mit der Schar junger Arbeiter, die zu geſundem, kräftigem Leben erblühen, im Hauſe durch verſtändig angemeſſenen Unterricht und wohlwollende Aufſicht zu geſitteten Menſchen erzogen werden, auch heitere Stunden des Spieles und jugendlicher Freude nicht entbehren. So werden ſie vorbereitet, als tüchtige Landbebauer die öde Campagna mit blühenden Oaſen zu verſchönen und ein geſundes Kulturleben in die weiten, brachliegenden Strecken des herrlichen, aber ſo ſchmählich vernachläſſigten Landes zu bringen. Wie ſchon geſagt, es iſt eine reiche Fremde, die den edlen Grundſatz hat, daß Geld nur Wert hat, wenn es fruchtbringender Arbeit und hohen Kulturzwecken dient, welche dieſes ſchöne Unternehmen ins Daſein rief, als ſie, ſchmerzlich betroffen und gerührt, das tiefe materielle und noch mehr ſittliche Elend der unteren Volksklaſſen in der Hauptſtadt Italiens geſehen hatte. Wenn doch viele ſo dächten und das Kapital, anſtatt es zu totem Beſitz oder bloß egoiſtiſchem Genuß anzuhäufen, im Dienſte edler humaner Zwecke verwendeten, wie bald würden ſich die ſozialen Verhältniſſe beſſern, wie viel traurige Repreſſivmaßregeln würden unnütz werden!

Die geſelligen Vergnügungen, die unter dem Vorwand der Wohltätigkeitszwecke nicht gefehlt haben, eilen zu ihrem Ende. Schon wenden ſich die Gedanken ſehnſüchtig den Freuden in freier Natur entgegen, zu denen ja auch die Umgegend von Rom reichlich Gelegenheit bietet. Mit der ſchönen Jahreszeit kommen jene anmutigen Feſte wieder, deren Erfindung das Verdienſt des Miniſters Baccelli iſt und die er „le feste degli alberi“ (die Feſte der Bäume) genannt hat. Sie beſtehen darin, daß irgendein baumbedürftiger Ort ausgeſucht wird und daß die männliche Schuljugend, von den Kleinen bis zu den Großen hinauf, in feſtlichem Zuge hinkommt, um unter der Aufſicht Sachverſtändiger eine gute Anzahl Bäume zu pflanzen, wobei dann immer die nützliche Arbeit zugleich zum kleinen Feſte für die Jugend geſtaltet wird. Nichts aber kann erwünſchter und ſegensvoller für Italien

ſein, als Bäume zu pflanzen. Das abſurde Vorurteil, beſonders der Römer, daß Bäume der Geſundheit ſchadeten, hat dies Land baumleer gemacht, während die Orte, wo man ſie wachſen ließ, beweiſen, daß es nirgends herrlichere Bäume geben könnte als hier. Die entwaldeten Berge laſſen es zu, daß die Flüſſe, die dort entſpringen, mit der Nahrung, die ihnen Schnee und Regen im Winter geben, beim Eintritt der Wärme, von keinem Pflanzenwuchs zurückgehalten, in unglaublicher Schnelle zu Strömen anwachſen, hinunterſtürzen in die Ebene und alles verheerend überſchwemmen. Ebenſo würde reicher Baumwuchs in den Ebenen nicht nur die Landſchaft verſchönen, ſondern auch der Geſundheit zuträglich ſein und im Sommer die Wohltat des Schattens für diejenigen geben, die nicht reich genug ſind, die Kühle irgendwo aufzuſuchen. Es konnte daher kaum etwas Nützlicheres und Hübſcheres erdacht werden als dieſe Feſte, die gleichſam der Jugend einen Kultus der Bäume einpflanzen und durch welche ganze Strecken in einer Reihe von Jahren wieder mit ſchattigen Baumgruppen verſehen werden. Im vorigen Jahr fand das erſte dieſer Feſte ſtatt, mitten in der Campagna, bei den ſogenannten „tombe latine“, zwei mit ihrem Schmuck wohlerhaltene römiſche Grabgewölbe. Es war dort alles feſtlich geſchmückt, ein kleiner Pavillon für die Königin, welche teilnahm, errichtet; die zu pflanzenden Bäumchen lagen ſchon an den beſtimmten Stellen, das ſchönſte Wetter begünſtigte die Arbeit, die dann von der Jugend in heiterſter Laune vollbracht wurde. Die ſchönen Albaner Berge ſchauten freundlich aus der Ferne zu und von dem Monte Cavo, wo einſt der alte Siegestempel ſtand, ſchien eine Götterſtimme zu rufen: „Heiligt nur wieder die Arbeit in der Natur zum Kultus und wir alten Götter kehren wieder und bevölkern die Haine und ſchmücken die Erde zum Wohnſitz edel denkender, menſchlich würdiger Geſchlechter, von denen der Fluch der Arbeit genommen und in Segen verwandelt iſt.“ Mit dieſem freundlichen Bild will ich ſchließen.

(Neue Freie Preſſe, Juni 1900.)

*

Wer kennt nicht das Wohlgefühl, wenn man aus dem Gewühl der Städte, aus ihrer lärmenden Tätigkeit und ihren oft so betrübenden Kontraſten hinweg auf freie Höhen ſteigen kann, wo reine Luft weht, wo nur die großen Stimmen der Natur zu uns reden, wo das Kleinliche, Unreine, Verworrene der Welt unten verſchwindet und die Seele ſich in das kriſtallhelle Blau des Äthers wie in ein reinigendes Bad verſenkt. Solch ein Wohlgefühl überkommt uns auch, wenn wir aus dem übervollen Gebiet der modernen Literatur mit ihrem ruheloſen Suchen nach neuen packenden Situationen, nach Effekten oft unſauberer Art, mit ihrem Wortſchwall der Gedankenleere und ihrer Tragik, die nicht ergreift — uns auf einen jener Gipfel flüchten, wo die wahrhaft Großen, die Geiſtesſchöpfer, im Lichte ihrer Unſterblichkeit weilen. Mit ihnen, die fertig ſind mit dem Kampf des Lebens, die nun, frei von den Mängeln der Endlichkeit, in ihrer geiſtigen Hoheit vor uns ſtehen und uns in goldenen Schalen die Früchte ewiger Poeſie und Weisheit reichen, betreten wir die „Gefilde hoher Ahnen" und wandeln ſelig an der Hand ſolcher Führer im Elyſium, wo reine Geiſtesluft uns umweht. —

Wann aber überkommt uns dieſes Wohlgefühl mächtiger, als wenn wir uns einmal wieder ganz und ungeteilt in die Beſchäftigung mit Goethe verſenken?

Ich war noch ein kleines Kind, als ich oft von meiner Mutter und in dem Kreis geiſtvoller Menſchen, der ſie umgab, einen Namen mit ſo viel Bewunderung, Liebe und Verehrung nennen hörte, daß mein kindlicher Sinn in dem Genannten ein Weſen höherer Art ahnte und daß mich ein Gefühl tiefſter Ehrfurcht erfüllte, ſo oft dieſer Name mein Ohr traf. Es war der Name G o e t h e.

Als ich heranwuchs, ſprach mir meine Mutter von dieſem wunderbaren Mann, ſagte, er ſei der größte Dichter Deutſchlands und verſprach mir, mich mit ſeinen Werken bekanntzu-

machen, wenn ich dafür reif geworden ſein würde. In Erwartung ſolcher Offenbarungen bildete ſich ein Kult in meinem Herzen für dieſen Gottbegnadeten und meine von früh auf tätige Phantaſie ſpann ſich in einen Morgentraum hinein, der meine Kindheit viele Jahre hindurch begleitete. Wenn erwachſen, ſo dachte ich mir aus, würde ich nach Italien reiſen, das gleichfalls von meiner Phantaſie früh Beſitz genommen hatte, und, zurückkehrend, nach Weimar gehen, zu Goethes Füßen ſitzen und ihm zuhören. So feſt hatte ſich dieſer Traum bei mir eingeniſtet, daß ich es wie ein mir perſönlich zugefügtes Unrecht empfand, als ich plötzlich hörte, dieſer Unſterbliche ſei geſtorben. Ebenſo jedoch, wie der Traum mein Geheimnis geblieben war, blieb es auch der Schmerz, der ſich lange nicht in mir beruhigen wollte und noch jetzt, in meinem hohen Alter, kann ich es dem Schickſal nicht vergeben, daß es meine frühe Jugend, wie es doch möglich geweſen wäre, nicht in die Nähe Goethes verſetzt hatte, ſo daß der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit mich mein ganzes Leben hindurch begleitet hätte.

Wie es uns aber in jüngeren Jahren zu gehen pflegt, daß wir von einer ſchrankenlos verehrten Perſönlichkeit alles in gläubiger Begeiſterung hinnehmen und, weil wir uns im Innerſten davon berührt und daran wachſen fühlen, kaum nach dem Werdeprozeß in jener Erſcheinung fragen, die bereits als ein Ganzes, Vollendetes vor uns ſteht — ſo geht es uns auch mit dem Genius. Glücklich in dem Beſitz des Reichtums, den er über uns ausſchüttet, glauben wir ihn jedesmal ganz erfaßt, ganz verſtanden zu haben. Erſt, wenn wir ſelbſt geworden ſind, was wir zu werden beſtimmt waren, wenn ſich aus dem dunkeln Werdedrang das klare Bewußtſein der eigenen Perſönlichkeit herausgehoben hat, lernen wir den Geiſt wieder neu verſtehen, deſſen ſchöpferiſche Gewalt uns ſchon ſo häufig hingeriſſen hatte. Das iſt die Univerſalität des großen Genies, daß es hineinleuchtet in die tiefſten Tiefen und die weiteſten Weiten des Daſeins und uns die Allſeitigkeit der Welt in immer neuen Weiſen erkennen läßt. Bei keinem andern iſt dies ſo der Fall wie bei Goethe und es kommt bei ihm hinzu,

daß er eine fortwährende Wiedergeburt feiert durch die ſchönen Bemühungen der im Sinne der Erbin des Goethearchivs wirkenden Schar, die den reichen Schatz des Nachlaſſes in treuer Sorge ſichtet und dem Publikum zugänglich macht. So ſteht nun die Geſtalt des Dichters, des Künſtlers, des Denkers und Forſchers, des Weiſen, des Menſchen endlich, in einem Geſamtbild vor uns, wie man es ſich nicht vollkommener denken kann; eine Individualität, deren Werden wir Schritt für Schritt nachfolgen können, wie ſie ſich mit prometheiſchem Trotz aus den Feſſeln der Verhältniſſe losreißt, mit dem Ungeſtüm des Dranges nach Erkenntnis hinabſteigt zu den Tiefen der Urphänomene, zu den „Müttern", den ewigen Ideen, wie ſie endlich zu der plaſtiſchen Klarheit und harmoniſchen Ruhe der antiken Welt gelangt und in rein menſchlich fühlender, freundlich verſöhnter, das Erhabenſte ahnender Faſſung endet.

So, ſelbſt ſchon auf jenem Gipfel ſtehend, wo man das Leben in ſeiner ganzen Breite überſchaut und ſeinen wahren Sinn erkannt hat, lieſt man, es wie ein Kunſtwerk genießend, einmal wieder „Dichtung und Wahrheit" durch. Ganz rührend fällt einem da die beſcheidene Mäßigung auf, mit welcher der gereifte Mann, den Anerkennung und Ruhm umgibt, ſeine Jugendgeſtalt für uns hinzeichnet, mit ihrem raſtloſen Streben, aber auch mit ihren Mängeln und Schwächen. Nur zart, in kurzen Worten, aber rein, wahr und demütig, ſagt er, als er nach der Studienzeit in Straßburg ſich wieder in Frankfurt befand: „Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängſtigte, ſuchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer inneren Abſolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſein."

Eine reine geſunde Natur wie die Goethes konnte aber nicht bei ſelbſtquäleriſchem Grübeln ſtehen bleiben. Sie mußte ſich immer wieder befreien um eines Höheren willen, das in

ihr verborgen lag und nach Erſcheinung verlangte. Während die deutſche Jugend, von engliſcher Literatur beeinflußt, dem ſelbſtquäleriſchen Hang nachgab, der zum Selbſtmord führte, ſchrieb Goethe den Werther und wurde frei. Merkwürdig iſt es, welch lebhafter Anteil ihn mit der geiſtig ſo angeregten, nach allen Richtungen hin ſtrebenden deutſchen Jugend jener Zeit verband. Die Schilderung dieſer Entwicklung im deutſchen Geiſtesleben in „Dichtung und Wahrheit“ iſt ausnehmend intereſſant. Welch ein geiſtiges Gären war da in der Jugend, vielleicht als Frucht des langen Friedens, ein ſchlagender Gegenbeweis gegen die ſo oft aufgeſtellte Behauptung, daß der Krieg die Geiſter wecke und in edler Weiſe belebe. Wie ſehr aber ſchon damals der Jüngling Goethe hervorragend und von hinreißendem Zauber der Perſönlichkeit geweſen ſein muß, bezeugt die Aufmerkſamkeit und freundſchaftliche Zuneigung, die ihm ſchon gereiftere bedeutende Männer der Zeit widmeten und wie gerne ſie ihm den heiteren Übermut der Jugend verziehen, der ſich unter anderem in der uns jetzt ſonderbar erſcheinenden Luſt kundgab, einer neuen Bekanntſchaft in einer Art Verkleidung entgegenzugehen und ſie erſt durch allmähliche Offenbarung ſeines eigentlichen Weſens zu überraſchen. Daß jedoch neben dem Scherz ſein Zuſammenſein mit ſolchen bedeutenden Menſchen ernſt und tief eingreifend in ſeine Entwicklung war, geht beſonders aus ſeinem Zuſammentreffen mit Lavater und Baſedow, der herrlichen Rheinreiſe mit dieſen und dem Entgegenkommen der Gebrüder Jacobi hervor. Wenn die beiden erſten der genannten Männer durch die auffallenden Kontraſte ihres Weſens die humoriſtiſche Seite in dem Jüngling anregten und in den Ernſt der Beziehung den heiteren Spott miſchten von dem „Prophete rechts, Prophete links“, ſo tat die raſch entſtandene innige Beziehung zu Fritz Jacobi den ganzen Reichtum ſeines Gefühlslebens, all des Guten und Liebevollen, das in ſeinem Gemüt lag, kund. Es iſt dies eine Seite von Goethes Weſen, die, wie mir ſcheint, viel zu wenig von den Unzähligen, die über ihn und von ihm ſchreiben, beachtet wird und die doch

voll betont und gewürdigt neben ſeinem geiſtigen Charakterbild ſtehen ſollte, um es zu vollenden. In jenem Geiſt- und Gemütsbündnis mit Jacobi kam vorzüglich die Richtung auf das Unerforſchliche, Metaphyſiſche, zur Sprache, das auch Goethes Gemüt ſchon früh bewegt hatte und wofür er zuerſt in Spinoza die richtige, ihm entſprechende Leitung gefunden zu haben meinte. Was ihn beſonders an dieſen feſſelte, das war die grenzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Wort hervorging; ganz beſonders mußte er dem Satze nachdenken: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe.“ — Uneigennützig in allem zu ſein, beſonders in Liebe und Freundſchaft, war auch ſeine höchſte Luſt, der Grundſatz ſeiner Handlungsweiſe und dem entſprang ganz naturgemäß das ultra-unabhängige Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ — Während er ſich aber mit Jacobi in eine rein geiſtige und gemütvolle Sphäre erhob, konnte er nicht umhin, zu bemerken, daß Lavater und Baſedow ihre reichen geiſtigen, ja geiſtlichen Mittel auch zu irdiſchen Zwecken verwendeten. Er fand es natürlich, daß der vorzügliche Menſch das Göttliche, das in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten möchte. „Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch kommt er aber in Gefahr, jene hohen Vorzüge zu ſchädigen, ja ſie ſchließlich zu verlieren. Das Himmliſche, Ewige, wird in den Körper irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen.“ — Die Betrachtungen hierüber, die er, wie es ſeine Art in allem war, bis aufs äußerſte verfolgte, gaben ihm den Gedanken ein, den Vorwurf dramatiſch zu behandeln, und als er in der Geſchichte nach einem dieſen Gedankengang veranſchaulichenden Gegenſtand ſuchte, wählte er den Mahomet, deſſen Leben er kurz zuvor eingehend ſtudiert hatte. Der Plan zu dieſem Stück wurde vollkommen ausgearbeitet und wir können es nur tief beklagen, daß es nicht zuſtande kam. Es wäre ſchon der Wichtigkeit des Grundgedankens wegen ein Schatz für die deutſche Literatur und ein prachtvolles Gegenſtück zum Götz von Berlichingen

geworden, dieſem Urbild des wahrhaftigen deutſchen Mannes, der, frei und ehrlich, ſich tapfer gegen pfäffiſche Tücke und Argliſt wehrt. — Das Bild des Orientalen, eben zu jener Schuld, das Höhere dem Niedrigen zu opfern, fortgeriſſen und dann ſeine Erhebung aus dieſem ſittlichen Fall, hätte ſich dem andern bedeutungsvoll gegenübergeſtellt.

Mehr wie je befeſtigte ſich in dem Jüngling Goethe die Überzeugung, daß der Menſch ſchließlich immer auf ſich ſelbſt zurückgewieſen wird, wie ſehr auch Verhältniſſe, Eltern, Freunde, Verwandte für ihn teilnehmend und helfend bemüht ſein mögen. Schon oft hatte er erfahren, daß in ſchweren Augenblicken er es in ſich rufen hörte: „Arzt, hilf dir ſelber". Er ſuchte nach der Baſis für dieſe Selbſtändigkeit und fand ſie entſchieden in ſeinem produktiven Talent, das unausgeſetzt in ihm tätig war, ja ſogar in ſeinen Träumen regelmäßig bildend hervortrat. Je mehr er über dieſe Naturgabe nachdachte, die ihm ganz eigen angehörte, durch nichts von außen begünſtigt oder gehindert wurde, deſto mehr ſtieg ihm der Gedanke auf, darauf ſeine ganze Exiſtenz zu gründen. Daß dies die Stimme ſeines Genius war, die ihn gebieteriſch auf ſeine Bahn wies, wer möchte es verkennen? Wie aber oft in den entſcheidenden Lebensepochen das Schickſal in Geſtalt des Dämoniſchen herantritt, um durch zwei mit gleicher Gewalt anziehende, ſich entgegengeſetzte Wege uns gleichſam infolge unſerer Wahl die Illuſion zu geben, als ſeien wir die Herren unſeres Geſchickes, ſo geſchah es auch bei Goethe.

Der Augenblick kam, der eigentlich über ſein ganzes Leben entſchied. Noch ſo jung, durch ſeine außerordentlichen Schöpfungen ſchon mit Ruhm umſtrahlt, wurde er aufgeſucht und zwar nicht nur von literariſchen Größeren und Kleineren, ſondern auch von ariſtokratiſchen, ja fürſtlichen Perſonen und, wie bekannt, vor allem von dem jungen Herzog von Weimar, der, von ſeiner Verheiratung zurückkehrend, ihn beſtimmt einlud, nach Weimar zu kommen und zwar gleich, mit einem neuen Wagen, den ein Kavalier von Straßburg her über Frankfurt nach Weimar führen ſollte. Die Einladung lockte Goethe

mächtig, denn unter dem Schutz der geiſtvollen Herzogin Amalie entwickelte ſich dort ein bedeutendes geiſtiges Leben.

Dieſer Anziehung gegenüber ſtand die Abneigung ſeines Vaters gegen die Annäherung an das fürſtliche Element, deſſen Aufrichtigkeit dieſer in ſeinem ſtolzen Bürgerſinn nicht traute, während er das Glück, welches das Talent ſeines Sohnes und deſſen wachſender Ruhm ihm gewährte, durch die Bereitung einer ſicheren Lebensſtellung auf alle Weiſe zu fördern ſtrebte. Jener Reiſe ſtellte er die Aufforderung zu einer Reiſe nach Italien entgegen, das er ſelbſt einſt mit Entzücken durchreiſt hatte und von deſſen Einfluß er Großes für des Sohnes künſtleriſche Entwicklung hoffte. Goethe ſelbſt fühlte, daß er nach der einen oder anderen Seite von Frankfurt fort müſſe, um aus dem Konflikt ſeines Gemütslebens herauszukommen, in den ihn die ihm als notwendig aufgedrungene Trennung von Lili brachte. Ihn zog es mehr nach Weimar; aber der verſprochene Wagen und der Begleiter blieben aus und des Vaters Anſicht, daß alles nur ein böſer Scherz von ſeiten des Hofes geweſen, gewann die Oberhand. Er reiſte ab, verweilte aber noch in Heidelberg, wo die geſchäftige Vermittlerin und Freundin, die ihn zuvor entſcheidend mit Lili zuſammengeführt, nun mit neuen Plänen hervortrat, bis er endlich entſchieden alles abbrach, um die Reiſe nach Italien anzutreten. Da ließ ſich in der Nacht ein Poſthorn hören; ein reitender Bote kam von Frankfurt mit der Aufforderung des nun angelangten Kavaliers, eilig zurückzukehren und ihm nach Weimar zu folgen.

Selten hat das Dämoniſche ſo ſichtbar in ein Leben eingegriffen wie hier. Als ich es jetzt wieder las, durchzuckte mich der Ton dieſes Poſthorns förmlich ſchmerzlich und ich dachte: Hätteſt du doch erſt die nächſte Nacht geblaſen! — Der verſtändige, etwas nüchterne Vater hatte ſicher diesmal recht. Goethes Genius wies ihn nach Italien, noch nie hatte ich es ſo begriffen wie jetzt. In der hoch wogenden Fülle ſeiner Begabung, nach den Schöpfungen des Götz, Werther,

Egmont (der im Werden war), aus dem Gewirre der Leidenſchaften und der ſtürmiſchen Schwankungen der Lebensauffaſſungen heraus, hätte er in das Bereich allmächtiger Schönheit hineingemußt, nach der ſein Geiſt ſich ſehnte, wie er es, als die ſpäte Erfüllung kam, ſagte: „Das Ziel meiner innigſten Sehnſucht, deren Qual mein ganzes Innere erfüllte, war Italien.“ — Er, dem die Natur alles war, welche Begeiſterung hätte er dort am reinen Quell getrunken, welche Fülle der Werke der Menſchheit geſchenkt! Wenn ſchon das ſpäte Erreichen dieſes Zieles, nachdem ſo viele Zeit in fernab liegenden Aufgaben verſtrichen war, ihm eine wahre Wiedergeburt bereitete und den Quell der Dichtung neu ſtrömen ließ, was wäre geworden, hätte er damals ſchon dem Rufe ſeines Genius gefolgt und wäre in der herrlichen Freiheit ſeiner Schöpferkraft uneingeſchränkt geblieben! Er hätte nicht ſo viele verſchiedene Gebiete des geiſtigen und praktiſchen Lebens betreten, dem Muſenhof in Weimar hätte ſein glänzendſtes Juwel gefehlt, er wäre nicht „Geheimerat von Goethe“ geworden, ja, er hätte vielleicht nicht einmal wiſſenſchaftlichen Forſchungen ſo viel Zeit gewidmet, aber er wäre ausſchließlicher der Götterjüngling geblieben, als der er geſchaffen war, und von „Apollos goldenen Saiten“ hätte uns noch viel mehr zauberiſcher Klang entzückt und den unerſchöpflichen Grund unſeres deutſchen literariſchen Reichtums gebildet, wie Shakeſpeares Werke es in England tun.

Doch wie es mit den antiken Orakeln ging, daß der Menſch in ſeiner Kurzſichtigkeit den Doppelſinn falſch verſtand und gerade den Weg ging, den er hätte meiden ſollen, ſo geſchah es auch hier. Goethe ging nach Weimar, angelockt von den freundlichen Wünſchen des jungen Fürſtenpaares, von der Anweſenheit bedeutender Menſchen, von dem geiſtigen Leben, das ſich dort entwickelte. Wie ſeine Erſcheinung gleich allmächtig erobernd wirkte, verkündet ein Gedicht Wielands, das voll von der Begeiſterung iſt, die der jüngere Dichter in dem älteren erweckte. Der Anfang lautet:

„Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geiſterkönig daher!“

Der Zauber ergriff alle, die edle Herzogin Amalie, den jungen Herzog, der ihn wie einen teuren Freund behandelte, vor allem aber die, deren Liebe das größte, tiefſte, dauerndſte Gefühl ſeines Lebens wurde, Charlotte von Stein.

Wie oft hat man in dem leider allzu mächtigen Trieb der Menſchen, „das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen“, mit ſpöttiſchen Bemerkungen, ja oft mit philiſterhaft ſcharfer Kritik die vielen Herzensbeziehungen Goethes zu weiblichen Weſen beſprochen. (Hierin ſind beſonders die Franzoſen tätig geweſen. Nach dem ſchönen Buch von Bielſchowsky über Goethe, brachte die vielgeleſene „revue bleue“ einen Artikel voll beißenden Spottes und voller Ironie.) Nichts aber kann ungerechter und verſtändnisloſer ſein. Was war natürlicher, als daß ſeine überreich begabte, von Leidenſchaft und Lebensdrang ſtürmiſch bewegte Natur vom Anblick holden Jugendreizes und liebenswürdiger Sitte erregt und angezogen wurde, ja, daß es ihn fortriß, alsbald ein feſtes Band knüpfen zu wollen. Nie aber hat er unedel gehandelt. Schon bei der erſten leidenſchaftlichen Neigung, die ihn im Anfang ſeiner Studien in Leipzig an Käthchen Schönkopf band, war nicht er es, der die Verbindung löſte, ſondern das verſtändige Mädchen, das, etwas älter als er, die Hinderniſſe, die einem feſten Bund im Wege ſtanden, begriff und eine Ehe mit einem anderen Manne einging; aber der Schmerz über ihren Verluſt ließ eine tiefe Spur in Goethes Herzen.

In der brauſenden Lebensfülle ſeiner zweiundzwanzig Jahre, in der poetiſch-idylliſchen Umgebung Seſenheims, konnte es nicht fehlen, daß die liebliche, jugendreine Erſcheinung Friederikens ihn mit unwiderſtehlichem Zauber feſſelte, und wie könnte man den Stab über ihn brechen, weil er ſich dem Glück dieſes Liebeslebens hingab? Doch das tragiſche

Element, das den Armen mit den zwingenden Gewalten der Perſönlichkeit ins Leben ſetzt und ihn dann ſchuldig werden läßt, fehlte auch hier nicht. Etwas Höheres als der jugendliche Liebestraum forderte ſein Recht: der Genius, der in ihm war und ſeine volle Erſcheinung im Leben beanſpruchte. Der ließ es nicht zu, daß der Jüngling, den er ſich erkoren, ſich jetzt ſchon die Feſſeln enger, bürgerlicher Verhältniſſe anlege. Wenn er dabei ein ſchönes Herz tief ſchmerzlich verwundete und zu langem Leid verurteilte, ſo litt er ſelbſt an dieſer unfreiwilligen Verſchuldung tiefer und länger, als die Welt es glaubt. Erſt nach vielen Jahren, als er mit dem Herzog von Weimar eine Reiſe in die Schweiz und das Elſaß machte und es ihn trieb, nach Seſenheim zu gehen, empfing er durch die edle Seele Friederikens die Entſühnung, die ſein Gemüt von dem Druck des Schuldbewußtſeins befreite. Wie ihr Bild aber immer lieblicher und verklärter in ihm fortlebte, zeigt uns mehr als eine ſeiner poetiſchen Schöpfungen, bis hinauf zu der Glorie, die es am Schluß des zweiten Teils von Fauſt umſtrahlt. —

Noch feſter, weil es bis zum wirklichen Verlöbnis kam, war ſein Verhältnis zu Lili und noch ſchmerzlicher war von ſeiner Seite das Losreißen von ihr. Ja, er hätte es vielleicht nicht vermocht, wären nicht ungleiche Verhältniſſe und Mittelsperſonen dazwiſchen gekommen, die an der Trennung arbeiteten, bis endlich die Einladung des Herzogs von Weimar die Sache zum Abſchluß brachte. Aber auch hier blieb, und noch mehr wie bei Friederike, ein langes, ſchmerzlich reuiges Gefühl nach, das in vielen ſeiner Schöpfungen durchklingt, bis endlich auf jener Reiſe er auch Lili wiederſah und auch von ihr, der inzwiſchen Verheirateten, im reinſten Begegnen die Verſöhnung mit der Vergangenheit empfing.

In Weimar trat nun Charlotte von Stein in ſein Leben. Sie muß einen großen Zauber edelſter Weiblichkeit beſeſſen haben, da ſie es vermochte, den Dichter — obgleich ſieben Jahre älter als er, nicht ſchön, kränklich und durch eine wenig glückliche Ehe in ſich zurückgezogen und verſchüchtert — zehn

volle Jahre ausſchließlich in immer reinerer, ſich ſteigernder Neigung zu feſſeln. In ihr fand Goethe, was er je von idealer Liebe geträumt hatte und in der Zauberwelt von Poeſie und Geiſt, die durch ihn um ſie aufblühte, erhob ſich auch ihre edle Natur zu neuer Entfaltung. Wenn man den reichen Schatz der an ſie gerichteten Briefe und Billetts lieſt, ſo kann man ſie wohl glücklich preiſen, ja ſie beneiden, ſo von einem ſolchen Menſchen geliebt worden zu ſein. Aber auch ihm war eine ähnliche verſtändnisvolle, von feinſter, edelſter Geſinnung durchwehte Lebensgemeinſchaft noch nicht zuteil geworden. Charlotte wurde die Vertraute ſeines ganzen geiſtigen Seins und ihre Liebe half ihm über das viele Störende und ihn Mißmutigmachende ſeiner Stellung in Weimar hinweg. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß er ihr den treueſten, hingebendſten Kultus widmete. Wäre ſie fähig geweſen, im entſcheidenden Augenblick ganz groß zu ſein, den aus Italien geiſtig und phyſiſch wie neugeboren Wiederkehrenden ohne Gereiztheit und Empfindlichkeit in der reinen Grazie höchſter, entſagender Liebe zu empfangen, ſelbſt zu helfen, ihm das Wohlgefühl häuslichen Behagens zu bereiten, ja die, welche es ihm bereiten ſollte, um ſeinetwillen unter ihren Schutz zu nehmen und für ihn zu erziehen — ſo wäre ihr Verhältnis zu Goethe das ſchönſte, erhabenſte Beiſpiel von Seelengemeinſchaft geblieben, das ſich denken läßt. Da jedoch nahm die kleine Seite der meiſten Frauennaturen die Oberhand und warf einen tiefen Schatten auf ihr Leben und auf das Goethes.

Wenn aber in dieſen erſten zehn Jahren ſeines Weimarer Lebens die Liebe zu Charlotte der Stern blieb, der über ſeinem Daſein leuchtete, ſo waren ſie doch auch anderen Einflüſſen und raſtloſer Tätigkeit geweiht. Vor allem war es ihm angelegen, bildend und erziehend auf den ſo viel jüngeren Herzog zu wirken und deſſen reich begabte, aber nach vielen Richtungen hin zerſtreut ſtrebende Natur zu harmoniſcher Entfaltung zu führen. Obgleich er deſſen wildes, ausgelaſſenes Jugendleben teilte, ſo war er doch ſtets bemüht, über ihm zu wachen und die unbändigen Triebe maßvoll einzuſchränken,

wie er ihm im Gedicht „Ilmenau“ die Worte zuruft: „Wer andere wohl zu leiten ſtrebt, muß fähig ſein, viel zu entbehren,“ was er als die oberſte Regel der Tätigkeit eines Herrſchers anſah. Außer dem Verhältnis zum Herzog aber war es die ihm durch das Vertrauen desſelben zugewieſene Stellung, die ſeine ganze aufopfernde Hingabe in Anſpruch nahm. Mit dem vollen und gerechten Egoismus des Deutſchen gegenüber ſeinem größten Dichter können wir ein tiefes, ſchmerzliches Bedauern nicht unterdrücken, daß dieſe Jahre ſeiner feurigſten Kraft nicht ausſchließlich der Bereicherung des literariſchen nationalen Schatzes gehörten, ſondern ſich auf die Ordnung der beſchränkten Verhältniſſe eines kleinen Staates bezogen; aber man muß dabei anerkennen, daß es für den M e n ſ ch e n Goethe eine bewundernswerte Zeit war. Er entfaltete während derſelben eine ſolche Vielſeitigkeit der Einſicht, ein ſo gewiſſenhaftes Eingehen in die Einzelheiten der Verwaltung, ein ſo humanes Beſtreben, den Armen und Unterdrückten zu helfen, einen ſo großartig umfaſſenden politiſchen Blick, eine ſo ſelbſtloſe Hingabe an ſeine Arbeit und ein ſo ſtrenges Pflichtgefühl, daß man auch dies als eine Seite der Vollendung ſeiner wunderbaren Perſönlichkeit betrachten und würdigen muß.

Endlich aber mußte die aufopfernde Treue, mit der er ſich den Amtsgeſchäften widmete, eine Art von Abſchluß finden, als er ſah, wie ſehr Mittel und Verhältniſſe ſich ihm hindernd entgegenſtellten, um ſeine hochgeſteckten politiſchen und ſozialen Ziele zu erreichen. Sein Beruf zehrte ihn auf, auch ſeine Geſundheit litt dabei; er wurde immer ſchweigſamer und zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſo daß ſeine Freunde darüber klagten und Nachrichten darüber zu ſeiner Mutter nach Frankfurt drangen. Sie ſchrieb beſorgt und er antwortete beruhigend, indem er ſagte: „Daß man von ernſthaften Sachen ernſt wird, iſt natürlich; beſonders, wenn man von Natur nachdenklich iſt und das Gute und Rechte in der Welt will.“ Und zum Schluß: „Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie ſich an meinem Daſein jetzt, wenn ich auch vor

Ihnen aus der Welt gehen ſollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde und einen guten Namen und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſein, daß ich nicht ganz ſterbe.“ —

Dieſer Brief von dem erſt vierunddreißigjährigen Mann deutet allerdings auf eine tiefe Verſtimmung des Gemüts. Dazu kam, daß ſeine Liebe zu Charlotte, die ihn bisher als ein reiner Troſt über alles Bedrückende erhoben hatte, in ihrer edlen, geiſtigen Freiheit beſchränkt wurde, weil Herr von Stein der Verpflichtung, an der Hoftafel zu eſſen (Goethe ſelbſt hatte die Aufhebung derſelben aus Gründen der Sparſamkeit in den Hofausgaben bewirkt), entbunden wurde und nun anfing, ein viel häuslicheres Leben zu führen, wodurch es Goethe ſchmerzlich klar wurde, wie unhaltbar das Verhältnis ſei, da er die Geliebte nie beſitzen konnte. In ſeiner Seele ertönte immer mächtiger die Stimme des Genius und rief ihn zu den höheren Aufgaben ſeines Lebens. Er erlebte unter dem Druck dieſer ſich bekämpfenden Elemente eine zweite, noch heftigere Wertherkriſis als die erſte; in bitterem Unmut ſchrieb er im Juni 1786: „Ich finde, daß der Verfaſſer (des Werther) übel getan hat, ſich nicht nach geendigter Schrift zu erſchießen.“ Immer ſtrenger mahnte ihn die innere Stimme daran, was ſein wahrer Beruf ſei. Als er wieder ein Kapitel in Wilhelm Meiſter beendet hatte, ſchrieb er: „Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren. Wie viel wohler wär mirs, wenn ich, von dem Streit der politiſchen Elemente abgeſondert, den Wiſſenſchaften und Künſten, wozu ich geboren bin, meinen Geiſt zuwenden könnte!“

Als nun endlich der Augenblick gekommen war, als das innere Gebot die äußeren Hinderniſſe überwand, als er geradezu entfloh, ohne den Herzog und Frau von Stein, mit denen er in Karlsbad zuſammengeweſen war, von ſeinem Entſchluß in Kenntnis zu ſetzen, wie fühlte er ſich glücklich und befreit! Seine erſten Reiſeeindrücke in Form eines Tagebuches ſchickte er an Charlotte. Sie geben ſeine Stimmungen viel

unmittelbarer und reiner wieder als die ſpäter überarbeitete römiſche Reiſe, ſo daß ſie einen beſonders liebenswürdigen Reiz haben. Man fühlt es mit ihm, wie er ſich, von allem ſeinem Weſen Fremden entladen, im reinen Genuß von Natur und Kunſt geſund will baden. Dabei aber tönt immer die treue, zärtliche Neigung für die geliebte Frau hindurch, weckt den ſehnſüchtigen Wunſch auf, wieder bei ihr zu ſein und malt ihm für die Zukunft ſtets nur das eine Bild vor, mit ihr und ihrem Sohn Fritz, dem er ein väterlicher Erzieher war, vereint das Leben zu beſchließen. Merkwürdig iſt es, wie im Anfang der Reiſe das wiſſenſchaftliche Intereſſe die Oberhand behält über das künſtleriſche. Wo ein Künſtler zunächſt in den Gebirgen, durch die ſein Weg ging, die Formen, Linien und Farben bemerkt und beſchrieben hätte, forſcht er nach der Art des Geſteins, nimmt wiſſenſchaftliche Unterſuchungen vor und belädt ſich mit Mineralien aller Art. Man könnte aber faſt ſagen, es iſt das auch ein Zug ſeines künſtleriſchen Genius, der das Geheimnis des ſchöpferiſchen Werdens auf allen Gebieten der Natur zu ergründen ſuchte, um das univerſelle Geſetz, das dem erſcheinenden Bilde zugrunde liegt, zu erfaſſen. Welch einen ſchöneren Beleg hierfür gibt es als die „Metamorphoſe der Pflanzen“? Und wie er bald am Anfang der Reiſe an Charlotte ſchreibt: „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun ſo leicht wird, zum Großen überzugehen, das nur der höchſte, reinſte Punkt des Wahren iſt.“ Und ferner an dieſelbe: „Die Revolution, die in mir vorgeht und die ich vorausſah, iſt die, die in jedem Künſtler entſteht, der lang der Natur treu geweſen und nun die Überbleibſel des alten großen Geiſts erblickt; die Seele quoll auf, er fühlte eine innere Art von Verklärung ſein ſelbſt, ein Gefühl von freierem Leben, höherer Exiſtenz, Leichtigkeit und Grazie.“

Und wie drückt ſich dieſes tiefe Einsſein von Natur und Kunſt, von dem allumfaſſenden Forſcherblick für jede Einzelheit des Weltganzen und der künſtleriſchen Vollendung des Bildners ſchöner und erhabener aus als in dem unvergleich-

lichen Sonett: „Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen“ uſw. Dieſes Sonett ſollte jedem Jüngling als höchſter Wegweiſer, als Summe edelſter Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben werden, wenn die Lehrjahre beginnen.

Vergebens werden ungebund'ne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.
„Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.“

Ich rezitierte es einmal, durch die Wendung des Geſprächs veranlaßt, als wir auf dem Landſitz Minghettis hoch oben in den Apenninen zuſammen waren. Frau Minghetti, nicht ganz der deutſchen Sprache mächtig, begriff doch den Sinn und war davon ſo entzückt, daß ſie ihren Mann bat, es ihr metriſch zu überſetzen. Er begab ſich alsbald daran und machte eine ſehr ſchöne Überſetzung, da er das Deutſche zwar nicht geläufig ſprach, es aber vollkommen verſtand. Die Überſetzung iſt nie in die Öffentlichkeit gekommen.

Was Italien für Goethe wurde, iſt allbekannt; weniger iſt es das, was Goethe für Italien, wenigſtens für den Kreis dort lebender deutſcher Künſtler wurde und wie ſich da auch wieder die gütige, liebevolle Seite ſeiner Natur beſonders zeigte. Nicht nur, daß er ihnen Freund, Führer, Ratgeber wurde, auch materiell kam er den meiſt armen jungen Leuten zu Hilfe. Er verſchaffte ihnen Aufträge und blieb auch nach ſeiner Rückkehr nach Weimar für ſie tätig und mit Unterſtützung aus eigenen Mitteln, obgleich dieſe keineswegs glänzend waren, allezeit bereit. Man ſchämt ſich faſt, wenn man bedenkt, wie Männer in hohen Staatsämtern oder Schriftſteller von ſo großem Ruf heutzutage bezahlt werden und ſieht, wie gering, wenigſtens bis zu einer ſehr vorgerückten Epoche, ſeine Einnahmen waren. Rührende Beweiſe ſeines freundlichen Erinnerns und ſeiner Fürſorge für die zurückgelaſſenen Freunde und Schützlinge finden wir in der zu einem Band vereinigten Korreſpondenz zwiſchen dieſen und ihm.

Daß Goethe nicht länger in Italien bleiben konnte, iſt abermals eine zum tiefſten Bedauern auffordernde Fügung des Schickſals. Auf der Höhe ſeiner Manneskraft angelangt, in der Fülle von Wiſſen und Erkenntnis, die ihm zuſtrömte, in dem Alleinſein mit ſeinem Genius, dem er, nun nicht mehr durch Amtspflichten und geſelligen Zwang gehindert, jetzt ſelig ſchaffend und genießend hingegeben war, hätte er Jahre zubringen müſſen. Nicht ſollen die Vorteile ſeiner Stellung in Weimar, das Angenehme der freundlichen Beziehungen zu der fürſtlichen Familie, das Anregende und Bildende der geiſtigen Mitte, in der er dort lebte, verkannt werden. Aber was die geiſtige Freiheit, in der er ſich in Italien fühlte, für unſchätzbare Frucht getragen hätte, können wir an der ermeſſen, die ſie trug. Die tauſenderlei zerſtreuenden Beſchäftigungen, die ihn in Weimar wieder in Anſpruch nahmen, ja auch ſelbſt die allzu viel Zeit raubenden wiſſenſchaftlichen Forſchungen, die doch teilweiſe kein ſeinem Genius entſprechendes Reſultat lieferten, endlich ſelbſt eine Anzahl kleinerer, durch die äußeren Verhältniſſe hervorgerufener Produktionen wären weggefallen. Was aber das ſich ihm immer vollkommener enthüllende Geheimnis wahrer Kunſt noch Unſterbliches in ihm gezeitigt hätte, wer möchte ohne ſchmerzliche Empfindung an den ungeheuren Verluſt denken! Wie tief und leidenvoll er das ſelbſt nach ſeiner Rückkehr in die nordiſche Nebelheimat empfand, hat er ja mehr als einmal ausgeſprochen. Es war immer Fauſt, der Helena ſuchte, mit der vermählt er erſt ſeine Vollendung erreichen konnte.

Die nach ſeiner Rückkehr nach Weimar erfolgte völlige Auflöſung ſeines Verhältniſſes zu Charlotte mußte die Mißſtimmung erhöhen, in die ihn ſein Abſchied von Italien verſetzt hatte. Er, der als ein gleichſam wiedergeborener, zum vollen Lebensgenuß nach allen Seiten hin erwachter Menſch zurückkehrte, fand bei der ſehr gealterten, durch allerlei trübe Sorgen verſtimmten Freundin nur Gereiztheit, Kälte und Groll. Wie ſchon früher geſagt, wäre ſie groß genug geweſen, zu begreifen, daß die Liebe, die der jugendliche Mann ihr in ſel-

tener Treue zehn Jahre lang gewidmet hatte, nicht mehr ausſchließlich ſein Leben ausfüllen konnte, als das Bedürfnis eines vollen Liebelebens und einer eigenen Häuslichkeit ſich mächtig und naturgemäß geltend machte — ſo hätte ſie alles, was ſie noch beanſpruchen konnte, retten können. Zu erhabenſter Verſöhnung hätte es ihr werden müſſen, dem Dichter, dem Genius, der nicht einer Liebe allein, der einem ganzen Volke, ja der Menſchheit angehörte, den Weg zu erleichtern, der ſeine reiferen Jahre und ſein Alter mit häuslichem Frieden und Glück füllen und ihm die Ruhe geben konnte, ſeine höchſten Aufgaben zu vollziehen. Hatte das Schickſal ihr nicht ſchon ein einzig hohes Glück gegönnt, die Egeria zu ſein, die mit weiſem Rat und feiner Sitte die brauſende Jugend durch alle Klippen der Brandung hindurchführte und den edelſten Einfluß übte? Die höchſte Entſagung iſt nicht die chriſtlich aſketiſche, gezwungene Unterwerfung, die meiſt ein immerwährender innerer Proteſt bleibt, ſondern die klare Erkenntnis des natürlich Notwendigen und die verklärende Erhebung über den perſönlichen Schmerz in der reinen Erfüllung des höchſten Opfers. So hätte Charlotte es vielleicht vermocht, des Freundes Wahl auf ein ihm in jeder Beziehung ebenbürtiges Weſen zu lenken, die ihm nicht nur das volle erſehnte Liebesglück bereitet, ſondern auch durch ihre geſellſchaftliche Stellung alle jene verſtimmenden Mißverhältniſſe vermieden hätte, die lange auf des Dichters Gemüt laſteten und ihn mit bitterem Unmut füllten. Doch aber muß auch Chriſtiane ſeiner Liebe nicht unwert geweſen ſein. Als ſie nach dem Tod von Goethes Mutter in ſeinem Auftrag nach Frankfurt ging, um den Nachlaß zu ordnen, ſchrieb Henriette Schloſſer von ihr: „Wir haben ſie alle herzlich gern und ſie fühlt dies mit Dank und Freude, erwidert es auch und war ganz offen und mit dem vollſten Vertrauen gegen alle geſinnt. Ihr äußeres Weſen hat etwas Gemeines, ihr Inneres aber nicht. Sie betrug ſich liberal und ſchön bei der Teilung, bei der ſie ſich doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wär. Es freut uns alle, ſie zu kennen und über ſie nach

Verdienſt zu urteilen und ſie bei anderen verteidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geſchieht."

Daß Goethe gegen ſie edel und treu verfuhr und ihr trotz aller Anfeindung der ſogenannten guten Geſellſchaft zuletzt, als ſeine Ehe vor der Welt geſetzlich geſchloſſen war, den vollen Rang der Hausfrau einräumte, konnte man nicht anders von ihm erwarten. Aber rührend iſt es, wie ſich die gemütvolle Seite ſeiner Natur im Familienleben ſo voll und warm betätigte; wie er den Sohn liebte, ſich an dem Knaben freute und für deſſen Entwicklung ſorgte; wie tief ihn der Tod der anderen ſehr kurzlebigen Kinder ſchmerzte; alles das zeigt wieder, wie keine Saite der Harmonie des menſchlichen Daſeins in ihm fehlte und wie berechtigt Wielands Ausſpruch war, daß er der menſchlichſte aller Menſchen ſei!

Jemehr man in dieſen Ausſpruch aus vollem Herzen mit einſtimmt, deſto mehr bleibt dennoch das ſchmerzliche Bedauern, daß er in die engen Weimarer Verhältniſſe zurück mußte, in das gezwungene Hofleben, das ihm innerlich ſo fremd und antipathiſch war und in die von kleinlichen Vorurteilen beherrſchte vornehme Geſellſchaft, die in ihm immer den bürgerlichen Fremdling ſah und ihn um die Gunſt ſeines fürſtlichen Freundes beneidete — anſtatt in der künſtleriſchen Freiheit ſeines italieniſchen Lebens, heiter und groß, nur den Geboten ſeines Genius zu leben. Was waren Titel, Adelsdiplome und dergleichen für den, welchem Natur und Kunſt den Lorbeer bereiteten, der die Unſterblichen ſchmückt? Unausſprechlich viel Bitteres, ſein Gemüt tief Verwundendes wäre ihm erſpart geblieben und ſicher hätte ſich nie die etwas ſteife Haltung des „Geheimerats" bei ihm eingeſtellt, die man ihm ſo oft mit ſpöttiſchem Lächeln vorgeworfen hat und die wohl eben nur da beſonders hervortrat, wo er den Verſtändnisloſen, den Aufdringlichen und Böswilligen gegenüberſtand.

Wenn wir aber hier vor einem Unabänderlichen, Schmerzvollen ſtehen, ſo wollen wir uns mit deſto tieferem Dank und unvertilgbarem Glück zu dem wenden, was trotz allem Fehlen-

den geworden iſt und den unvergänglichen Beſitz unſeres geiſtigen Lebens bildet: zu der einen Epiſode in Goethes reiferem Leben, die beinahe alles aufwiegt, was ſonſt ſein Weimarer Daſein zu wünſchen übrig läßt, nämlich zu ſeinem Verhältnis zu Schiller, und endlich zu ſeinen großen vollendeten Werken. Das Verhältnis zu Schiller, ſo recht aus dem innerſten Weſen beider Männer hervorgewachſen, iſt das ſchönſte der Art, das nur je ein Volk aufzuweiſen gehabt hat. Zwei Dichter, ſich ebenbürtig, beide die höchſten Anforderungen an ſich und ihre Aufgabe ſtellend, begegnen ſich in neidloſer Liebe und im tiefſten gegenſeitigen Verſtändnis und arbeiten nun gleichſam vereint, der eine den andern mit weiſem Rat und edler Kritik unterſtützend. „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund," ſchreibt Schiller einmal in einem der Briefe aus der köſtlichen Sammlung ihres Briefwechſels, als Goethe ihm Bemerkungen über die Anwendung des aſtrologiſchen Aberglaubens im Wallenſtein macht, die Schiller als durchaus richtig erkennt und danach zum größten Gewinn des Stückes Änderungen einführt. Dann, als Goethe ihm das achte Buch des Wilhelm Meiſter geſchickt hat und nach ſeinem Urteil verlangt, ſchreibt er von ſeinem erſten Eindruck und fügt hinzu: „Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Produkts erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann und das ſchöne Verhältnis, das zwiſchen uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt und ſo in einem höheren Sinne des Worts den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe."

Ebenſo aber, wie der jüngere Dichter, dem älteren in feuriger Liebe und Verehrung zugetan, dennoch auch mit edler Offenheit ſeine Bemerkungen über die ihm zugeſandten Manuſkripte des hohen Freundes ausſpricht, ſo empfängt dieſer mit wahrhaft rührender Einfachheit und Dankbarkeit die Hinweiſe des genialen Kritikers und ſucht zufolge derſelben Getadeltes und Unvollkommenes zu verbeſſern. — So antwortet Goethe auf den Brief Schillers, in dem dieſer ihm über die erſte Leſung des achten Buches von Wilhelm Meiſter geſchrieben: „Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief und für die Mitteilung deſſen, was Sie bei dem Roman, beſonders bei dem achten Buch empfunden und gedacht. Wenn dieſes nach Ihrem Sinn iſt, ſo werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen; denn gewiß, ohne unſer Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigſtens nicht auf dieſe Weiſe, zuſtande bringen können.“ — „Wie ſelten findet man bei den Geſchäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünſchte Teilnahme und in dieſem hohen äſthetiſchen Fall iſt ſie kaum zu hoffen, denn wie viele Menſchen ſehen das Kunſtwerk an ſich ſelbſt, wie viele können es überſehen, und dann iſt es doch nur die Neigung, die alles ſehen kann, was es enthält und die reine Neigung, die dabei noch ſehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzuſetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.“ — Und ſpäter einmal ſchließt er einen Brief an Schiller mit den Worten: „Leben Sie recht wohl, grüßen alles und erhalten mir Ihre ſo wohl gegründete Freundſchaft und Ihre ſo ſchön gefühlte Liebe und ſeien Sie das gleiche von mir überzeugt.“ —

Die reichen Quellen gegenſeitiger Belehrung und Förderung, wie ſie für die Beteiligten aus dieſem Verkehr floſſen, kommen auch uns noch zugute und erleuchten immerfort die höchſten Probleme des äſthetiſchen und ſittlichen Lebens, ſo wie ſie uns ein unvergänglich herrliches Beiſpiel edelſter Seelengemeinſchaft bleiben, vor dem unſere von ſo viel Neid, Parteileidenſchaft und widrigem Raſſenhaß erfüllte Zeit be-

ſchämt und nachdenklich ſtehen bleiben und ſich fragen ſollte, worauf es denn ankommt, um die höchſten Kulturzwecke und ein wahrhaft menſchenwürdiges Daſein hervorzubringen. Aber trotz der innigen Genugtuung, mit der ihn dieſe Freundſchaft erfüllt, klingt auch in einigen von d i e ſ e n Briefen der Schmerz Goethes durch über die Vereitelung eines zweiten Aufenthalts in Italien und das Bewußtſein, wie nur dort noch ſo manches, was ſein Genius ahnend plante, hätte gelingen können. Goethe war eben ganz und gar der Dichter in ſeiner höchſten Potenz. Ihm war das Unmittelbare der Eindrücke und Stimmungen unwiderleglich nötig zum Schaffen und die Schönheit von außen entwickelte das reine Ebenmaß und die Harmonie der inneren Schöpfung und half ſie vollenden. Wer fühlte nicht bei Iphigenie und Taſſo den Einfluß der italieniſchen Umgebung? Wenn wir Iphigenie leſen, ſo wird uns zumute, wie wenn wir vor einer Statue des Phidias ſtehen. Es iſt dieſelbe erhabene Stille der Vollendung, die in ſich ſelbſt ruht nach ihrem eigenen, inneren Geſetz, in der alles wie reine Tonwellen zuſammenfließt zu vollkommener, fleckenloſer Harmonie. Die Stimmung, ein ſolches Kunſtwerk im höchſten äſthetiſchen und ethiſchen Sinn zu ſchaffen, konnte dem Dichter nur der Süden geben. Was tut es, daß auch moderne Töne darin anklingen? Es iſt natürlich, war unvermeidlich, ſtört aber den Hauch antiker Idealität nicht, der über dem ganzen Stück liegt. Wie echt griechiſch iſt die Heilung des Oreſt hier motiviert durch das Mißverſtändnis des Orakels, das wie immer zweierlei Deutungen zuließ. Der delphiſche Gott verhieß dem Muttermörder Heilung von dem quälenden Bewußtſein ſeiner Tat, das ihn in Geſtalt der Erinnyen verfolgte, wenn er die Schweſter heimbringe. Natürlich deutete Oreſt das auf die Schweſter des Gottes und zog aus, das geweihte Bild derſelben den Barbaren zu entführen. So fand er ungeahnt die eigene Schweſter, deren reine Liebe ihn beruhigte und entſühnte und ſo den Sinn des Orakels erfüllte. Ebenſo griechiſch gedacht iſt die himmliſch ſchöne Verſöhnung am Schluß;

nur daß ſie hier, wie natürlich, nicht durch die Sendung eines Götterboten geſchieht wie bei den Griechen, ſondern durch die Macht der reinen, alles beſiegenden Güte der vollendeten Seele, welche die wahre göttliche Botin iſt.

Wenn man in Italien in den künſtleriſch angelegten, durchaus nicht dem planloſen Wuchern der Natur überlaſſenen Gärten der Renaiſſancezeit umhergeht, wie kämen einem da nicht Gedanken an Taſſo? Wie ſähe man nicht mit dem geiſtigen Auge die feinen, vornehmen Geſtalten der gebildeten Geſellſchaft von Ferrara, Urbino uſw. in geiſtvollen Geſprächen auf und nieder wandeln? Wie erkennte man nicht in Antonio den an den damaligen glänzenden, intrigenvollen Höfen geſchulten, an Zurückhaltung, Vorſicht und Neid gewöhnten klugen Diplomaten, der dem nur vom Genius geadelten armen Mann den Lorbeer nicht gönnt, den ſchöne Hände ihm auf das Haupt gedrückt? Auch die zwei Frauen, wie ſind ſie ſo ganz im ſchönſten Sinn jenen Frauen der Renaiſſance ähnlich, einer Iſabella d'Eſte, einer Iſotta Malateſta, den geiſtvollen Herzoginnen von Urbino, u. a. —

Nicht aber wäre es zu fürchten geweſen, daß unter dem Zauber der Eindrücke des Südens dem Dichter ſein deutſches Gepräge verloren gegangen wäre. Der, welcher Werther, Götz von Berlichingen, Egmont, Hermann und Dorothea, Wilhelm Meiſter ſchreiben und den unvergleichlichen Schatz der Gedichte uns laſſen konnte, mußte immer der deutſcheſte Genius bleiben, der er war. Nur befreit von allen anderen Anforderungen, auch geſundheitlich im beſſeren Klima mehr geborgen, hätte er die ſchrankenloſe Muße und Freiheit haben müſſen, noch unendlich vieles ins Leben zu rufen, deſſen Keime in ſeinem Geiſt bereit lagen. Vor allem wäre vielleicht hier, unbeirrter von den Zeitverhältniſſen und ſonſtigen widerſtrebenden Einflüſſen, ſeine Eugenie fertig geworden, dieſes wundervolle Werk, deſſen Nichtvollendung wir ewig beklagen müſſen. So ſchon iſt es ein nie zu erſchöpfender Genuß, dieſes Bruchſtück zu leſen, wo alle ſo Vortreffliches ſagen

und immer den höchſten Inhalt ihrer Anſicht vorbringen, daß man einem jeden recht geben muß, wie z. B. in dem Geſpräch des Herzogs mit dem Weltgeiſtlichen, Eugeniens mit dem Mönch uſw. Was wäre es geworden, wenn wir hier ein vollendetes Bild des Weltganzen, wie es ſich in Goethes Geiſt ſpiegelte, gehabt hätten und wie es ſich gerade unter den gewaltigen Vorgängen, deren Miterlebender er war, gewiß bis zur vollkommenſten Realität in ihm entwickelt hatte. Wie wir im Fauſt das ſtaunenswerteſte Bild der Individuation des Willens in der Einzelerſcheinung haben, ſo hätten wir in der Eugenie die großartigſte Auffaſſung der ſich naturgemäß aus den Tiefen der menſchlichen Leidenſchaften und Irrtümer heraus entwickelnden Weltgeſchichte gehabt. Es iſt dies überhaupt etwas, was uns von Goethe fehlt, als ein Ganzes, Ausgeſprochenes, wiewohl es gewiß in ſeinem Geiſt fertig daſtand, beſtimmt erfaßt und ihm gewiß geworden. Wir können es uns aus vielen einzelnen Äußerungen ungefähr zuſammenſetzen, doch ſein Daſein leugnen, Goethes große Seele für unempfindlich halten bei dem „Sauſen des Webſtuhls der Zeit", wie ſo viele es tun, iſt ebenſo töricht wie unzweifelhaft irrig.

Alles Entbehrte aber verſöhnend und überragend bleibt uns der vollendete Fauſt. Den konnte nur ein Deutſcher ſchaffen und nur Deutſche können ihn ganz empfinden; ich ſage nicht: verſtehen, denn anerkennenswertes Verſtändnis haben Ausländer durch Überſetzungen bewieſen. *) Aber wie Dante ſein Gedicht nur in Italien, wie Shakeſpeare ſeine Dramen nur in England, ſo konnte Goethe ſeinen Fauſt nur in Deutſchland ſchaffen. In ihm zieht ſich wie ein roter Faden das tiefſt Geheimnisvolle in Goethes Natur ihm ſelbſt aus „dem dunklen Drange" zum Bewußtſein empor. Der titaniſch Ringende, qualvoll Suchende, ungeſtüm Irrende, er erfaßt es endlich, was ſeiner Seele fehlte, was er ſehnend ſuchte: die Schönheit, die mit der Weihe der Dichtung die

*) Sabatier in Frankreich; Marcheſe Anſelmo Guerrieri-Gonzaga in Italien, uſw.

Realität des Lebens verklärt und ihn zuletzt im Urbild des Ewigweiblichen, der Poesie, von allem Vergänglichen, von Irrtum und Schuld, entsühnend befreit und aufnimmt in das zum Ereignis gewordne Unvergängliche.

(Goethe-Jahrbuch 1900.)

*

2201526
5788030